

Przemysl.

Das Generalgouvernement für Galizien wurde von Lemberg nach Brody verlegt. So lautet eine amtliche Petersburger Meldung. Sie ist gewissermaßen die Quittung über die Erfolge der verbündeten Truppen in Galizien und widerlegt in ihrer schlaghaften Kürze die gewundenen und vielredenden Entschuldigungs- und Erklärungsbuletins, mit denen das russische Oberkommando seine galizischen Mißerfolge verschönernd umrahmt. Die Lage hat sich an keinem Punkte bei dem Versuch einer russischen Gegenoffensive zu Gunsten der Russen verschoben. Es liegt nahe, den Vorstößen, die die Russen bei Sieniawa und an der Lubaczowka unternahmen, die Absicht zuzuschreiben, daß hiemit Przemysl entlastet werden sollte. Um diese Stadt greifen ja die Verbündeten immer enger herum, ist doch jetzt auch unsere ruhmgekrönte schwere Artillerie vor der Przemysler Front erschienen. Sie, die den Deutschen einst half, in raschem Zuge Belgien zu durchbrechen, und mit den Zweiundvierzigern im Bunde die stolzesten Festungswerke in wenigen Tagen in Schutt und Trümmer legte, sie, deren Sprache man auch am Durchbruchstag der großen galizischen Schlacht so kräftig vernahm, wird nun vor der Stadt, die einst uns gehörte und bald uns wieder gehören soll, ihr Werk verrichten. Die Motorgeschütze nehmen jetzt nicht bloß die Festung unter Feuer, sondern, wie ungarische Blätter melden, beschießen sie auch den nach Grodet führenden Weg und die Bahnlinie. Aus den Trümmerwerken unserer Forts und aus den Feldbefestigungen, die zum Teil durch Betonierung besondere Haltbarkeit erlangt haben, gelang es den Russen, eine Festung zu improvisieren, deren Widerstandskraft man durchaus nicht unterschätzen darf. Wir wissen, daß der russische Soldat im Ausbau von Verteidigungsstellungen seinen Mann stellt. Und daß es die Russen vortrefflich verstehen, ein Gelände zu benützen und festungsmäßig auszugestalten, das haben sie in Port Arthur an einem geschichtlich gewordenen Beispiel bewiesen in einem Feldzug, der sonst für sie sehr unglücklich verlief und wenig von hervorragenden russischen Leistungen erzählt.

Man müßte sich also gefaßt machen, an den Verteidigern von Przemysl hartnäckige Gegner zu finden. Andererseits muß freilich die Frage erhoben werden, was eine lange hinausgezogene Verteidigung Przemysls bedeuten sollte. Auf alle Fälle entzieht sie dem russischen Heere erhebliche Kräfte, die an anderer Stelle operativ eine viel nützlichere Verwendung finden könnten. In der Art wie sich jetzt die Linie der Stellungen verschoben hat, mit dem Vorrücken der verbündeten Karpathenarmee bis zum Struj, vor allem aber mit der Bewältigung der Sanline selbst hat der

Ort, der Knoten und Kern der Verteidigung des Flusses darstellen soll, an strategischem Werte ganz wesentlich eingebüßt. Wenn nun die Russen, die in Przemysl noch nicht völlig eingeschlossen sind, dener ein Rückzug freisteht, freilich auf einer Straße, die bereits unter unserem fernwirkenden Geschützfeuer liegt: wenn, wie gesagt, die Russen, trotz dieser sich ihnen noch darbietenden Gelegenheit, wie es den Anschein hat, an ein längeres Festhalten des Ortes denken, so können nur oder wenigstens vorwiegend sogenannte moralische Beweggründe hierfür maßgebend sein. Es war der eine sichtbare Erfolg, den die Russen unter so vielen Verlusten und Enttäuschungen in den letzten Monaten errungen haben, daß sie Przemysl einnahmen. Und da war es nur psychologisch begreiflich, daß sie diesem Erfolg den lautesten Nachhall in der ganzen Dreiverbandswelt liehen. Da käme es ihnen hart an, ihren Przemysler Ruhm so rasch dahinwelken zu lassen und so vor ihren Verbündeten ein unüberhörbares Bekenntnis der Größe der galizischen Niederlage abzulegen. Einstweilen erzählen doch noch die amtlichen russischen Berichte und die Kommentare der russischen Blätter, gerade die Offensive der Verbündeten biete jetzt den Russen eine große Gelegenheit, weil der Feind durch die Jagd, die er gegen die Russen angestellt habe, gänzlich ermattet sei und so seine Offensivkraft verlieren müsse. Dieser wohlfeile Trost würde im Preise noch beträchtlich sinken, wenn nun Przemysl geräumt würde.

Vom südwestlichen Kriegsschauplatz wird gemeldet, daß ein Alpiniregiment bei seinem Angriff auf einen Abschnitt unserer Befestigungen auf dem Plateau von Lavarone blutig abgewiesen wurde. Lavarone oder deutsch Lafram liegt südlich von Levico, dem Hauptort im Suganatal. Von Caldonazzo am gleichnamigen See führt eine treffliche Kunststraße zu der Hochebene von Lavarone, die sich auf 1170 Meter und in einzelnen Punkten über 1300 Meter erhebt, weithin die Umgebung übersehend. Die Befestigungen, die hier so erfolgreich eines der italienischen Eliteregimenter abgewiesen haben, bilden das Hindernis auf dem Wege vom Süden her zum Val Sugana und der Umgebung von Trient. Die übrigen Vorkommnisse, die vom südwestlichen Kriegsschauplatz gemeldet werden, gehen nicht über das Ausmaß von Vorpostengefechten hinaus. Ein größerer Kampf scheint sich bei Karfreit am Isonzo entsponnen zu haben, als der Feind vergeblich die Gänge des Arn zu ersteigen versuchte.

Die heutigen Meldungen vom westlichen Kriegsschauplatz klingen sehr erfreulich. In der Gegend von Arras, wo die Franzosen seit Wochen unter furchtbaren Vorstößen, aber auch furchtbaren Verlusten ihre Durchbruchversuche fortsetzen, wurde gestern ein Angriff zurückgewiesen, der gründlich durch Sappenarbeit vorbereitet war. Da der deutsche Bericht von außergewöhnlich hohen Verlusten des Gegners redet, so darf man, wenn man die Sprache des deutschen Generalstabes kennt, eine Niederlage von besonders schwerem Gewicht voraussetzen.

Jümel, Mith.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 150.

TAG: 1. 6. 1915
/ 6f

Der Deutschenhaß der Letten.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Dätwiel.)

S i b a u, 21. Mai.

Nationalistische oder sonstige ideologisch verbrämte Kämpfe spielen sich auf dem Untergrund wirtschaftlicher Interessengegensätze und Machtbestrebungen ab. Für diese Tatsache liefert auch die Geschichte Skurlands und speziell Litauens handgreifliche Beispiele. Das Begehren nach dem Besitz wichtiger Handelsplätze und verlockender Einnahmen für die herrschende Partei reizte zu nationalstisch und kirchlich firmierten Kriegen. Ritter und Bischöfe kämpften um die Oberherrschaft mit dem Recht auf Handelsmonopole, auf Steuer- und Zolleinkünfte und für sonstige Privilegien; dann wieder ringt der Adel gegen das städtische Bürgertum, um die früher ertrotzten Steuer- und Zollvorrechte aufrecht zu erhalten; der hörige Bauer häuht sich auf gegen seine Unterdrückung. Das Bürgertum ist der Gehilfe des Adels gegen die Bauern und es fordert selbst vom Adel das Recht auf Güterbesitz. Handwerker sieht man in der Verteidigung ihrer Zunftrechte, bald gemeinsam, bald getrennt, bei der Austragung von Gegensätzen untereinander. Litauer bemühen sich, die ihnen von der Ordensgesellschaft auferlegte Tributpflicht abzuschütteln, Städte streiten und hadern unter- und gegeneinander, um Handelsvorrechte mit günstigen Zöllen zu erlangen. Fast immer rückten die streitenden Parteien mit vorangetragenen nationalistischen oder kirchlichen Fahnen ins Feld.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts flossen der polnischen Krone aus dem polnisch-litauischen Handel reiche Zolleinnahmen zu, darum vergaß Polen seine katholische Mission, der Polenkönig wurde der Schutzpatron des protestantischen Riga, das sich auch unter der Herrschaft des weisen Adlers ganz wohl fühlte. Der bei den reichen Kaufleuten Rigas verschuldete kurische Adel hielt ebenfalls zu den Rigaern; die Adligen müssen dem Recht des Handels auf der Düna zwar entsagen, erlangen aber die Zulassung zollfreier Ausfuhr ihrer Acker- und Forsternter sowie der freien Einfuhr von Waren für die eigene Haushaltung. Bauern, unprivilegierten Kaufleuten, zum Beispiel Schotten und Holländern sowie „anderen herumstreichern“, wird jedweder Handel untersagt. 1625 erhielt Libau Stadtrechte, aber die Bürger müssen zu Gunsten der herzoglichen Kasse Zölle auf ein- und ausgehende Waren erlegen, ferner Abgabe für Wein, Bier und Met. Dafür erlangen sie das alleinige Recht, mit Einheimischen Handel zu treiben; Fremde dürfen nur an Litauer Kaufleute ihre Waren abgeben. Trotzdem macht ihnen der Herzog Konkurrenz. In dem Buch von Gruse „Skurland unter den Herzogen“, Mitau 1833, wird berichtet, daß schon Friedrichs Gemahlin, die pommerische Prinzessin Elisabeth Magdalene, selbständigen Handel trieb. 1636 verkaufte sie Speckseiten, Erbsen, Butter, Käse. Dem Hasenpöter Kommissar Pröbsting läßt sie sich durch Korff zu weiteren Geschäften empfehlen. Nach A. Wegner, „Geschichte der Stadt Libau“, 1898, betrieb der Herzog den Handel mit Sämereien nach Litauen als Monopol. Das Böttcheramt in Libau

hatte das alleinige Recht, die für diesen Handel erforderlichen Tonnen zu liefern. Lange führten die Kaufleute einen vergeblichen Kampf gegen die Konkurrenz des Adels. Herzog Jakob genehmigte ihnen 1654 auch eine Verordnung, laut welcher ihr Handelsrecht nicht durchbrochen werden darf; als die Kaufleute jedoch anfangen, auch den Adel mit Straßzöllen zu belästigen, behauptet der Adel erfolgreich sein Privilegium auf Zollfreiheit. Die in der Stadt erstarkten Handwerkerzünfte überwachen eifersüchtig die Warenproduktion, „Böhmhansen“ werden streng bestraft. Kein Geselle darf bei einem nicht eingeschriebenen Zunftmeister arbeiten, die Ausübung des Handwerkes außerhalb der Stadt, im Hause des Bauern ist verpönt und steht unter Strafe. Selbst der hörige lettische Stadtbauer bleibt vom Handelsrecht ausgeschlossen. „Er darf weder Handel treiben, noch Bier brauen und es ausfischen, noch einen fremden Begebauer bei sich aufnehmen und beherbergen“, schreibt Wegner. Die Bauern waren ferner verpflichtet, zur Rettung herbeizueilen, wenn in der Stadt eine Feuersbrunst ausbrach, und „bei ehrlichen Bürgern“ in Dienst zu treten, als Knecht oder Magd, weil es an deutschen Diensthöfen mangelte. Wenn der junge Hörige drei Jahre lang „ehrschlich gedient“ hatte, konnte er wieder „auf Taglohn“ zu Hause bei seinen Eltern liegen. Aber man gestattete ihm gnädigst, in der Stadt auch andere Lohnarbeit anzunehmen. Der auf dem Markte oder in seinem Hause mühsig befundene Bauer mußte „bei Strafe eines Rückens voll“ dem Rufe des Stadtbürgers folgen und zur Arbeit erscheinen. So erzog man sich einen Stamm lettischer Lohnarbeiter in der Stadt. Jahrhunderte lang blieben die Letten von dem Rechte des freien Besizes ausgeschlossen, man wehrte ihnen das Eindringen in die Kaufmannsgilde und in die Handwerkerzünfte. Wohl werden den Bauern im Jahre 1794 Freiheit und Eigentumsrecht zugesichert, aber noch während der ganzen ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bleibt die Sagung in Wirksamkeit, die ihnen verbietet, Waren aufzutausen und Zwischenhandel zu betreiben, die sie weiter verpflichtet, ihre Waren in die Stadt zu bringen und nach der Markttafelordnung „an den in der Reuenerreihe stehenden Kaufmann“ zu marktgängigen Preisen zu verkaufen. Von der Vereinigung der gesamten Kaufmannschaft wurde der „Kontravement“ für den ersten Übertretungsfall mit einer Strafe von fünfzig Rubel, für den zweiten mit hundert Rubel, für den dritten und jeden weiteren mit zweihundert Rubel bedroht. Berücksichtigt man weiter, daß dem Letten der Gebrauch der deutschen Sprache verwehrt war, was ebenfalls als ein Hindernis für seinen sozialen Aufstieg bezeichnet werden muß, dann wird sein Nationalhaß erklärlich. Nicht zu seinem Vorteil, sondern zum Vorteil der russischen Krutenherrschaft peitschte der Haß zu den überstürzenden Wogen auf, unter welchen selbst die revolutionären Wellen erstickten. Heute noch sehen sich die Letten in ihrer großen Mehrheit auf der untersten sozialen Stufe des Diensthöten, des gewerblichen oder ländlichen Lohnarbeiters, festgehalten und sie wiegen sich in der Illusion, durch den Kampf gegen Deutsche und Juden aus der Misere ihres proletarischen Alltags in die Feiertage bürgerlicher Wohlhabenheit hineinspringen zu können. Wie töricht das ist, braucht hier nicht auseinanderzusetzen zu werden. Von Aufstand haben die Letten sicher nichts Gutes zu erwarten; sie müssen aber trotzdem die Krute, die auch sie züchtigt.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 150.

TAG: 1. 6. 1915/
5

* Ein Kampf in der Luft. Aus dem Felde wird der „Kölnischen Zeitung“ geschrieben: Vorgestern erlebten wir ein seltenes Kriegsschauspiel, einen Kampf in den Lüften. Wir sahen abends in der Laube nach anstrengendem Dienst zu kurzer Ruhe, denn bald soll es wieder zu neuem Dienst gehen. Da — ganz ungewohnt hier im Quartier hinter der Linie — Maschinengewehrfeuer. Wir springen auf und hören das Surren von Luftfahrzeugen. Richtig, da kommen sie. Der Vorderer fliegt langsamer in Höhe von 600 bis 800 Meter gerade auf unseren Ort zu. Hinter ihm schraubt sich in schnellem Fluge ein anderer Flugzeug heran. Die Abwehkanonen unseres Flugplatzes in der Nähe schießen, und die Sprengpunkte liegen in der Nähe des vorderen Fliegers, also muß er der Feind und der Verfolger der Deutsche sein. Atemlos schauen wir hinauf, und heiß war der Wunsch, daß unser Fahrzeug schneller fliegen könnte als der Franzose. Und so ist es auch, die Entfernung wird zusehends kleiner. Unser neuartiges Kampfflugzeug kommt näher und dicht über unseren Häupten ist es dem Franzosen in der Flanke. Dreimal knattert kurz und schnell hintereinander das Maschinengewehr unseres Fliegers. Den Knall hören und sehen, wie der Franzose wankt, war ein Augenblick. Dann gleitet der Franzose ruhig zur Erde nieder. Der Deutsche kreist im weiten Bogen zur Absturzstelle, sieht wohl, daß sein Opfer zu Tode verwundet ist, und fliegt davon, begleitet von den Hochrufen aller, die sich in den umliegenden Ortschaften den Kampf in den Lüften angesehen hatten. Und nun wird's lebendig, Reiter, Autos, Radfahrer, alles eilt zur Absturzstelle. Wir selbst zu Fuß im Lauffschritt einen Kilometer über die Acker und Wiesen. Der Beobachter des feindlichen Flugzeuges ist tot, der Führer schwer verwundet. Trotz seiner schweren Verwundung und Schmerzen gibt er ruhig und klar Auskunft auf einige Fragen, dann wird er weggetragen. Der Tote, ein französischer Oberleutnant, ist auf die Erde gebettet. Feingeschnitten ist sein Gesicht, die Augen halb geschlossen und der Mund noch halb geöffnet. Er war wohl nicht sofort tot, sondern lebte noch einige Augenblicke, denn es lag auf seinen letzten Zügen auch der letzte Schmerz dieses Lebens, das er ausgelitten hatte. Da lag ein Feld, der seinem Vaterland geopfert hatte, ebenso wie wir. Er sah, daß unser Kampfflugzeug schneller war, daß er fallen mußte, er hatte keine Verteidigungswaffen bei sich. Aber er ergab sich nicht, er flog weiter und flog in seinen sicheren Tod und dachte nicht daran, sich zu ergeben. Ehre seinem Andenken!

Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges.

Die deutsche Reichsregierung veröffentlicht ein umfangreiches Weißbuch über die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges, das eine Sammlung von Dokumenten, Protokollen und beglaubigten Mitteilungen enthält, denen eine Denkschrift beigegeben ist, in der es unter anderem heißt:

Gleich nach Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ist in Belgien ein wilder Volkskampf gegen die deutschen Truppen entbrannt, der eine flagrannte Verletzung des Völkerrechtes bildet und für das belgische Land und Volk die schwersten Folgen gehabt hat. Dieser Kampf einer von den rohsten Leidenschaftern beherrschten Volksmenge hat während des gesamten Vormarsches des deutschen Heeres durch Belgien getobt, als die belgische Armee nach harinüchigen Gefechten vor den deutschen Truppen zurückwich, hat die belgische Zivilbevölkerung in den noch unbefetzten Teilen des Landes den deutschen Vormarsch mit allen Mitteln aufzuhalten versucht; sie hat sich aber auch an Orten, die längst von deutschen Truppen besetzt waren, nicht gescheut, durch feige und hinterlistige Überfälle die deutsche Heeresmacht zu schädigen und zu schwächen. Daß die belgische Zivilbevölkerung jeden Standes, Alters und Geschlechtes mit größter Erbitterung und Mut an den Kämpfen gegen die deutschen Truppen teilgenommen hat, dafür liegt ein erdrückendes Material vor, das auf amtlichen, insbesondere eidlichen Vernehmungen oder dienstlichen Meldungen beruht.

Nach dem anliegenden Material hat die belgische Zivilbevölkerung an zahlreichen Orten in den Provinzen Lüttich, Luxemburg, Namur, Hennegau, Brabant, Ost- und Westflandern gegen die deutschen Truppen gekämpft; einen besonders schrecklichen Charakter haben die Kämpfe in Aerschot, Andenne, Dinant und Löwen angenommen, worüber besondere Berichte von der im Kriegsministerium gebildeten Militär-Untersuchungsstelle für Verletzungen des Kriegesrechtes erstattet worden sind. Dabei sind Männer der verschiedensten Stände, Arbeiter, Fabrikbesitzer, Ärzte, Lehrer, sogar Geistliche, ja auch Frauen und Kinder mit den Waffen in der Hand ergriffen worden; in Gegenden, aus denen sich längst die belgischen regulären Truppen zurückgezogen hatten, wurde aus Häusern und Gärten, von Dächern und Kellern, aus Feldern und Wäldern auf die deutschen Truppen ge-

schossen. In den Kämpfen wurden Mittel benutzt, die von einer regulären Truppe sicher nicht verwendet worden wären, wie denn auch große Mengen von Jagdgewehren und Jagdmunition, von veralteten Revolvern und Pistolen vorgefunden worden sind; zahlreich waren dementsprechend die Verwundungen durch Schrotschüsse und ebenso durch Verbrühen mit heißem Teer und kochendem Wasser. Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in Belgien der Volkskrieg nicht nur von einzelnen Personen, sondern von breiten Massen der Bevölkerung geführt worden ist.

Die Kriegsführung der belgischen Zivilbevölkerung war völlig unvereinbar mit den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechtes. Diese Regeln unterscheiden zwischen dem organisierten und dem nichtorganisierten Volkskrieg.

Die für den organisierten Volkskrieg aufgestellten Sonderbedingungen haben bei den belgischen Freischärlern zweifellos nicht vorgelegen. Denn nach den übereinstimmenden Meldungen der deutschen militärischen Kommandostellen haben die beim Kampfe betroffenen Zivilpersonen keine verantwortlichen Führer an ihrer Spitze gehabt, auch keinerlei militärische Abzeichen getragen. Die belgischen Freischärler können daher als organisierte Milizen oder Freiwilligenkorps im Sinne des Kriegesrechtes nicht angesehen werden. Daran ändert nichts, daß an ihren Unternehmungen anscheinend auch belgische Militärpersonen und Angehörige der belgischen „Garde civique“ teilgenommen haben. Denn da diese Personen gleichfalls keine militärischen Abzeichen trugen, sondern sich in Zivilkleidern unter die kämpfenden Bürger mischten, können ihnen ebensowenig wie diesen die Rechte von Kriegsführenden zugestanden werden.

Der ganze belgische Volkskrieg ist hiernach nur aus dem Gesichtspunkte eines nichtorganisierten bewaffneten Widerstandes der Zivilbevölkerung zu beurteilen. Da ein solcher nur in unbefetztem Gebiet gestattet ist, war er zweifellos an all den Orten, die sich bereits im Besitze deutscher Truppen befanden, also insbesondere auch in Aerschot, Andenne und Löwen, schon aus diesem Grunde völkerrechtswidrig. Aber auch in den von den deutschen Truppen noch nicht besetzten Orten, so vor allem Dinant und seiner Umgebung, war der nichtorganisierte Volkskrieg unzulässig, weil die belgische Regierung zu einer dem Völkerrecht entsprechenden Organisation des Volkskrieges ausreichend Zeit hatte. Die belgische Regierung hat seit Jahren damit gerechnet, bei Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges in die kriegerischen

Ereignisse verwickelt zu werden; die Vorbereitung ihrer Mobilmachung hat nachweislich mindestens eine Woche vor dem Einmarsch des deutschen Heeres eingesetzt. Die Regierung war daher vollkommen in der Lage, ihre Zivilbevölkerung, soweit sie sich ihrer bei etwaigen Kämpfen bedienen wollte, mit militärischen Abzeichen zu versehen und für sie verantwortliche Führer zu bestellen. Wenn die belgische Regierung in einer durch Vermittlung einer neutralen Macht an die deutsche Regierung gelangten Mitteilung behauptet hat, daß sie entsprechende Maßnahmen getroffen habe, so beweist dies nur, daß sie den bezeichneten Bedingungen hätte genügen können; jedenfalls sind aber solche Maßnahmen in den von den deutschen Truppen durchgezogenen Gebieten nicht zur Ausführung gelangt.

Fehlten hiernach in Belgien die völkerrechtlichen Voraussetzungen auch für den nichtorganisierten Volkskrieg, so ist dieser weiter in einer Weise geführt worden, die allein genügt hätte, seine Teilnahme außerhalb des Kriegesrechtes zu stellen. Denn die belgischen Freischärler haben regelmäßig die Waffen nicht offen geführt, auch durchweg die Geseze und Gebräuche des Krieges nicht beachtet. Durch unwiderlegliche Zeugnisse ist dargetan, daß in einer ganzen Reihe von Fällen die deutschen Truppen von der belgischen Zivilbevölkerung bei ihrem Einzuge scheinbar freundlich aufgenommen und dann bei eintretender Dunkelheit oder bei anderer sich bietender Gelegenheit mit Waffen überfallen worden sind.

Was aber der belgischen Bevölkerung vor allem zur Last fällt, ist die unerhörte Verletzung der Kriegsgebräuche. An verschiedenen Orten, z. B. Lüttich, Perve, Brüssel, in Aerschot, Dinant und Löwen, sind deutsche Krieger hinterlistig ermordet worden. Ferner hat die belgische Bevölkerung das Abzeichen des Roten Kreuzes nicht geachtet; insbesondere hat sie sich nicht geschent, unter der Deckung dieses Zeichens auf die deutschen Truppen zu schießen, auch Lazarette, worin sich Verwundete befanden, sowie das Sanitätspersonal während der Ausübung seiner Tätigkeit anzugreifen. Endlich sieht unzweifelhaft fest, daß deutsche Verwundete von der belgischen Bevölkerung ausgeraubt und getötet, ja sogar grauenhaft verstümmelt worden sind, und daß selbst Frauen und junge Mädchen an solchen Schandtaten teilgenommen haben. So sind deutschen Verwundeten die Augen ausgestochen, Ohren, Nase und Fingerglieder abgeschnitten oder der Leib aufgeschlitzt worden; in anderen Fällen sind deutsche Soldaten vergiftet, an Bäumen aufgehängt, mit brennender Flüssigkeit übergossen oder sonst verbrannt worden.

Unter diesen Umständen konnte die belgische Zivilbevölkerung, die sich am Kampfe beteiligte, auf eine Behandlung, wie sie Kriegführenden gebührt, selbstverständlich keinen Anspruch machen. Es war vielmehr im Interesse der Selbsterhaltung des deutschen Heeres unbedingt erforderlich, gegen diese Freischärler die schärfsten Maßnahmen zu ergreifen. Personen, die den deutschen Truppen kämpfend entgegentraten, mußten deshalb niedergemacht werden; Gefangene waren nicht wie Kriegsgefangene nach Kriegsrecht, sondern wie Mörder nach Kriegsgebrauch zu behandeln. Immerhin sind dabei, soweit die Kriegsnotwendigkeit nicht entgegenstand, die Formen der Rechtsprechung gewahrt worden; die Gefangenen wurden, wenn es die Umstände irgend erlaubten, erst nach ordnungsmäßigem Verhör oder nach Aburteilung durch ein Kriegsgericht erschossen. Greise, Frauen und Kinder wurden, selbst wenn sie dringend verdächtig waren, in weitestem Umfange geschont; ja die deutschen Soldaten haben, obwohl ihre Geduld durch die tödlichen Angriffe auf eine außerordentlich harte Probe gestellt war, für solche Personen, soweit irgend möglich, manchmal in geradezu

aufopfernder Weise gesorgt, indem sie gefährdete Hilflose unter ihren Schutz nahmen, mit ihnen ihr Brot teilten, auch Schwache und Kranke in Fürsorge gaben.

Daß die belgische Regierung die völkerrechtswidrige Haltung ihrer Bevölkerung gegenüber dem deutschen Heere wesentlich verschuldet hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn abgesehen davon, daß eine Regierung für derartige Taten, die den allgemeinen Ausdruck des Volkswillens darstellen, unter allen Umständen einzustehen hat, muß ihr zum mindesten der schwere Vorwurf gemacht werden, daß sie diesen Freischärlerkrieg, obwohl sie es konnte, nicht verhindert hat. So trifft die belgische Regierung die volle Verantwortung für die ungeheure Blutschuld, die auf Belgien lastet.

Die belgische Regierung hat den Versuch gemacht, sich von dieser Verantwortung dadurch zu entlasten, daß sie die Schuld an den Ereignissen der Zerstörungswut der deutschen Truppen beimißt, die ohne jeden Grund zu Gewalttätigkeiten geschritten seien. Sie hat eine Kommission zur Untersuchung der von den deutschen Truppen angeblich begangenen Grausamkeiten eingesetzt und die Feststellungen dieser Kommission zum Gegenstand diplomatischer Beschwerden gemacht. Dieser Versuch, die Tatsachen in ihr Gegenteil zu verkehren, ist gänzlich mißglückt. Das deutsche Heer ist gewöhnt,

nur gegen feindliche Heere, nicht aber gegen friedliche Einwohner Krieg zu führen. Die unwiderlegliche Tatsache, daß von Anfang an den deutschen Truppen in Belgien von der einheimischen Bevölkerung ein Abwehrkampf im Interesse der Selbsterhaltung aufgezwungen worden ist, kann durch keine Untersuchungen irgend welcher Kommission aus der Welt geschafft werden. Die von der belgischen Kommission zusammengestellten Erzählungen von Flüchtlingen, die als das Ergebnis peinlich unparteiischer Untersuchungen bezeichnet werden, tragen den Stempel der Unglaubwürdigkeit, wenn nicht böswilliger Entstellung an sich. Die Kommission ist nach Lage der Verhältnisse gar nicht imstande, die ihr zugetragenen Gerüchte auf ihre Richtigkeit zu prüfen und den Zusammenhang der Ereignisse zu erfassen. Ihre Anklagen gegen das deutsche Heer sind daher nichts anderes als niedrige Verleumdungen, die durch das vorliegende Urkundenmaterial ohne weiteres entkräftet werden.

In Aerschot ist der Kampf der deutschen Truppen mit der belgischen Zivilbevölkerung nicht, wie von belgischer Seite angedeutet wird, dadurch entstanden, daß deutsche Offiziere die Familienehre des Bürgermeisters angefaßt haben, sondern dadurch, daß die Bevölkerung einen wohlüberlegten Überfall auf den höchstkommandierenden am Orte gewagt und ihn hinterlistig ermordet hat. In Dinant waren es nicht unschuldige, friedliche Bürger, die den deutschen Waffen zum Opfer gefallen sind, sondern Mörder, die heimtückisch deutsche Soldaten überfallen und so die Truppen zu einem für die Stadt vernichtenden Kampfe veranlaßt haben. In Löwen ist der Kampf mit der Zivilbevölkerung nicht dadurch entbrannt, daß fliehende deutsche Truppen mit ihren eintückenden Kameraden aus Trümmern handgemein geworden sind, sondern eine verblendete und die Ereignisse nicht übersehende Bevölkerung hat geglaubt, zurückkehrende deutsche Truppen gefahrlos niederzulegen zu können. Auch die Brandsackel ist von den deutschen Truppen in Löwen wie in anderen Städten nur angelegt worden, wo es die bittere Notwendigkeit erforderte. Der Plan von der Zerstörung Löwens zeigt deutlich, wie die Truppen sich darauf beschränkt haben, nur die Stadtteile zu vernichten, aus denen sich ihnen die Einwohner hinterlistig und mörderisch entgegenstellten.

Nr.:

TAG:

Ja, deutsche Truppen sind es gewesen, die dafür sorgten, daß, soweit es möglich war, die Kunstschätze nicht nur Böhmens, sondern auch anderer Städte gerettet wurden; eine besondere Kommission hat deutscherseits festgestellt, in welcher hohem Maße Kunstwerke von den deutschen Truppen in Belgien geschützt worden sind.

Die kaiserlich deutsche Regierung glaubt durch die Veröffentlichung des vorliegenden Materials überzeugend dargetan zu haben, daß das Vorgehen der deutschen Truppen gegen die belgische Zivilbevölkerung durch deren völkerrechtswidrigen Freischärlerkrieg herausgefordert und durch die Kriegsnotwendigkeit geboten war. Andererseits legt sie nachdrücklich und feierlich Bewahrung ein gegenüber einer Bevölkerung, die mit den verwerflichsten Mitteln einen unehelichen Kampf gegen die deutschen Krieger geführt hat, und mehr noch gegenüber einer Regierung, die in völliger Verkennung ihrer Pflichten den sinnlosen Leidenschaften der Bevölkerung die Zügel hat schießen lassen und sich jetzt nicht scheut die schwere eigene Schuld durch wahrheitswidrige Schmähungen des deutschen Heeres von sich abzuwälzen.

Das Belegmaterial, auf das die Denkschrift Bezug nimmt, ist in einem Weißbuch der k. u. k. Regierung mitgeteilt worden und kann auch aus der kaiserlich deutschen Botschaft in Wien sowie bei dem kaiserlich deutschen Generalkonsulat in Budapest und den kaiserlichen Konsulaten Prag, Brünn, Triest und Sarajewo eingesehen werden.

Wien, den 1. Juni 1915.

v. Tschirschky u. Bögendorff,
kaiserlich deutscher Botschafter.

Ein deutsches Weißbuch über Belgien.

Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges.

Die deutsche Reichsregierung veröffentlicht ein umfangreiches Weißbuch über die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges, welches eine Sammlung von Dokumenten, Protokollen und beglaubigten Mitteilungen enthält, denen eine Denkschrift beigegeben ist, in welcher es unter anderem heißt:

Gleich nach Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ist in Belgien ein wilder Volkskampf gegen die deutschen Truppen entbrannt, der eine flagrannte Verletzung des Völkerrechtes bildet und für das belgische Land und Volk die schwersten Folgen gehabt hat.

Dieser Kampf einer von den rohesten Leidenschaften beherrschten Volksmenge hat während des gesamten Vormarsches des deutschen Heeres durch Belgien getobt. Als die belgische Armee nach hartnäckigen Gefechten vor den deutschen Truppen zurückwich, hat die belgische Zivilbevölkerung in den noch unbefestigten Teilen des Landes den deutschen Vormarsch mit allen Mitteln aufzuhalten versucht; sie hat sich aber auch an Orten, die längst von deutschen Truppen besetzt waren, nicht gescheut, durch feige und hinterlistige Ueberrfälle die deutsche Heeresmacht zu schädigen und zu schwächen. Daß die belgische Zivilbevölkerung jedes Standes, Alters und Geschlechts mit größter Erbitterung und Mut an den Kämpfen gegen die deutschen Truppen teilgenommen hat, dafür liegt ein erdrückendes Material vor, das auf amtlichen, insbesondere eidlichen Vernehmungen oder dienstlichen Meldungen beruht.

Nach dem beiliegenden Material hat die belgische Zivilbevölkerung an zahlreichen Orten in den Provinzen Flandern, Luxemburg, Namur, Hennegau, Brabant, Ost- und Westflandern

gegen die deutschen Truppen gekämpft;

einen besonders schrecklichen Charakter haben die Kämpfe in Aerschot, Andenne, Dinant und Löwen angenommen, worüber besondere Berichte von der im Kriegsministerium gebildeten Militäruntersuchungsstelle für Verletzungen des Kriegesrechtes erstattet worden sind. Dabei sind Männer der verschiedensten Stände, Arbeiter, Fabrikbesitzer, Metzger, Lehrer,

sogar Geistliche,

ja auch Frauen und Kinder mit den Waffen in der Hand ergriffen worden; in Gegenden, aus denen sich längst die belgischen regulären Truppen zurückgezogen hatten, wurde aus Häusern und Gärten, von Dächern und Kellern, aus Feldern und Wäldern auf die deutschen Truppen geschossen. In den Kämpfen wurden Mittel benützt, die von einer regulären Truppe sicher nicht verwendet worden wären, wie denn auch große Mengen von Jagdgewehren und Jagdmunition, von veralteten Revolvern und Pistolen vorgefunden worden sind; zahlreiche waren dementsprechend die Verwundungen durch Schrotflinten und ebenso durch Verbrühen mit heißem Teer und kochendem Wasser. Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in Belgien der Volkskrieg nicht nur von einzelnen Zivilpersonen, sondern von breiten Massen der Bevölkerung geführt worden ist.

Die Kriegsführung der belgischen Zivilbevölkerung war völlig unvereinbar mit den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechtes. Diese Regeln unterscheiden zwischen dem

organisierten und dem nichtorganisierten Volkskrieg.

Die für den organisierten Volkskrieg aufgestellten Sonderbedingungen haben bei den belgischen Freischärlern zweifellos nicht vorgelegen. Denn nach den übereinstimmenden Meldungen der deutschen militärischen Kommandostellen haben die beim Kampfe betroffenen Zivilpersonen keine verantwortlichen Führer an ihrer Spitze gehabt, auch keinerlei

militärische Abzeichen getragen. Die belgischen Freischärler können daher als organisierte Milizen oder Freiwilligenkorps im Sinne des Kriegesrechtes nicht angesehen werden. Daran ändert nichts, daß an ihren Unternehmungen anscheinend auch belgische Militärpersonen und Angehörige der belgischen „Garde civique“ teilgenommen haben. Denn da diese Personen gleichfalls keine militärischen Abzeichen trugen, sondern sich in Zivilkleidern unter die kämpfenden Bürger mischten, können ihnen ebensowenig wie diesen die Rechte von Kriegsführenden zugestanden werden.

Der ganze belgische Volkskrieg ist hienach nur aus dem Gesichtspunkt eines

nichtorganisierten, bewaffneten Widerstandes der Zivilbevölkerung

zu beurteilen. Da ein solcher nur in unbefestigten Gebieten geflattet ist, war er zweifellos an all den Orten, die sich bereits im Besitz deutscher Truppen befanden, also insbesondere auch in Aerschot, Andenne und Löwen, schon aus diesem Grunde völkerrechtswidrig. Aber auch in den von den deutschen Truppen noch nicht besetzten Orten, so vor allem in Dinant und seiner Umgebung, war der nichtorganisierte Volkskrieg unzulässig, weil die belgische Regierung zu einer dem Völkerrecht entsprechenden Organisation des Volkskrieges ausreichende Zeit hatte. Die belgische Regierung hat seit Jahren damit gerechnet, bei Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges in die kriegerischen Ereignisse verwickelt zu werden; die Vorbereitung ihrer Mobilmachung hat nachweislich mindestens eine Woche vor dem Einmarsch des deutschen Heeres eingesetzt. Die Regierung war daher vollkommen in der Lage, ihre Zivilbevölkerung, soweit sie sich ihrer bei etwaigen Kämpfen bedienen wollte, mit militärischen Abzeichen zu versehen und für sie verantwortliche Führer zu bestellen. Wenn die belgische Regierung in einer durch Vermittlung einer neutralen Macht an die deutsche Regierung gelangten Mitteilung behauptet hat, daß sie entsprechende Maßnahmen getroffen habe, so beweist dies nur, daß sie den bezeichneten Bedingungen hätte genügen können; jedenfalls sind aber solche Maßnahmen in den von den deutschen Truppen durchzogenen Gebieten nicht zur Ausführung gelangt.

Fehlten hienach in Belgien die völkerrechtlichen Voraussetzungen auch für den nichtorganisierten Volkskrieg, so ist dieser weiter in einer Weise geführt worden, die allein genügt hätte, seine Teilnehmer außerhalb des Kriegesrechtes zu stellen. Denn die belgischen Freischärler haben regelmäßig die Waffen

nicht offen geführt,

auch durchwegs die Gebräuche und Gebräuche des Krieges nicht beachtet.

Durch unwiderlegliche Zeugnisse istargetan, daß in einer ganzen Reihe von Fällen die deutschen Truppen von der belgischen Zivilbevölkerung bei ihrem Einzug scheinbar freundlich aufgenommen und dann bei eintretender Dunkelheit oder bei anderer sich bietender Gelegenheit mit Waffen überfallen worden sind.

Was aber der belgischen Bevölkerung vor allem zur Last fällt, ist die unerhörte Verletzung der Kriegesgebräuche in verschiedenen Orten, zum Beispiel Flandern, Hennegau, Brüssel, in Aerschot, Dinant und Löwen, sind deutsche Krieger hinterlistig ermordet worden. Ferner hat die belgische Bevölkerung das Abzeichen des roten Kreuzes nicht geachtet; insbesondere hat sie sich nicht gescheut, unter der Deckung dieses Zeichens auf die deutschen Truppen zu schießen, auch Lazarette, worin sich Verwundete befanden, sowie das Sanitätspersonal während der Ausübung seiner Tätigkeit anzugreifen. Endlich steht unzweifelhaft fest,

daß deutsche Verwundete von der belgischen Bevölkerung ausgemordet und getötet,

ja sogar grauenhaft verstümmelt worden sind und daß selbst Frauen und junge Mädchen an solchen Schandtaten teilgenommen haben. So sind deutschen Verwundeten die Augen ausgehöhlet, Ohren, Nase und Fingerglieder abgeschnitten oder der Leib aufgeschlitzt worden; in anderen Fällen sind deutsche Soldaten vergiftet, an Bäumen aufgehängt, mit brennender Flüssigkeit übergossen oder sonst verdrannt worden.

Unter diesen Umständen konnte die belgische Zivilbevölkerung, die sich am Kampfe beteiligte, auf eine Behandlung, wie sie Kriegsführenden gebührt, selbstverständlich keinen Anspruch machen. Es war vielmehr im Interesse der Selbsterhaltung des deutschen Heeres unbedingt erforderlich,

gegen diese Freischärler die schärfsten Maßnahmen zu ergreifen.

Personen, die den deutschen Truppen kämpfend entgegen traten, mußten deshalb niedergemacht werden; Gefangene waren nicht wie Kriegsgefangene nach Kriegsrecht, sondern wie Mörder nach Kriegsgebrauch zu behandeln. Immerhin sind dabei, soweit die Kriegsnotwendigkeit nicht entgegenstand, die Formen der Rechtsprechung gewahrt worden; die Gefangenen wurden, wenn es die Umstände irgendwie erlaubten, erst nach ordnungsmäßigem Verhör oder nach Aburteilung durch ein Kriegsgericht erschossen. Greise, Frauen und Kinder wurden, selbst wenn sie dringend verdächtig waren, in weitestem Umfang gesont; ja die deutschen Soldaten haben, obwohl ihre Geduld durch die hiesigen Angriffe auf eine außerordentlich harte Probe gestellt war, für solche Personen, soweit irgend möglich, manchmal in geradezu aufopfernder Weise gesorgt, indem sie gefährdete Hilflose unter ihren Schutz nahmen, mit ihnen ihr Brot teilten, auch Schwache und Kranke in Fürsorge gaben.

Daß die belgische Regierung die völkerrechtswidrige Haltung ihrer Bevölkerung gegenüber dem deutschen Heere wesentlich verschuldet hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn abgesehen davon, daß eine Regierung für derartige Taten, die den allgemeinen Ausdruck des Volkswillens darstellen,

unter allen Umständen einzustehen hat, muß ihr zum mindesten der schwere Vorwurf gemacht werden, daß sie diesen Freischärlerkrieg, obwohl sie es konnte, nicht verhindert hat. So trifft die belgische Regierung die volle Verantwortung für die ungeheure Blutschuld, die auf Belgien lastet.

Die belgische Regierung hat den Versuch gemacht, sich von dieser Verantwortung dadurch zu entlasten, daß sie die Schuld an den Ereignissen der Zerstörung mit der deutschen Truppen beimißt, die ohne jeden Grund zu Gewalttätigkeiten geschritten seien. Sie hat eine Kommission zur Untersuchung der von den

deutschen Truppen angeblich begangenen Grausamkeiten eingesetzt und die Feststellungen dieser Kommission zum Gegenstand diplomatischer Beschwerden gemacht. Dieser Versuch, die Tatsachen in ihr Gegenteil zu verkehren, ist gänzlich mißglückt. Das deutsche Heer ist gewohnt, nur gegen feindliche Heere, nicht aber gegen friedliche Einwohner Krieg zu führen. Die unwiderrlegliche Tatsache, daß von Anfang an den deutschen Truppen in Belgien von der einheimischen Bevölkerung ein Abwehrkampf im Interesse der Selbsterhaltung aufgezwungen worden ist, kann durch keine Untersuchungen irgend welcher Kommission aus der Welt geschafft werden.

Die von der belgischen Kommission zusammengestellten Erzählungen von Flüchtlingen, die als das Ergebnis peinlich unparteiischer Untersuchungen bezeichnet werden, tragen den Stempel der Unglaubwürdigkeit, wenn nicht böswilliger Entstellung an sich. Die Kommission ist nach der Lage der Verhältnisse gar nicht imstande, die ihr zugetragenen Gerüchte auf ihre Richtigkeit zu prüfen und den Zusammenhang der Ereignisse zu erfassen. Ihre Anklagen gegen das deutsche Heer sind daher nichts anderes als niedrige Verleumdungen, die durch das vorliegende Urkundenmaterial ohneweiters entkräftet werden.

In Aerschot ist der Kampf der deutschen Truppen mit der belgischen Zivilbevölkerung nicht, wie von belgischer Seite angedeutet wird, dadurch entstanden, daß deutsche Offiziere die Familienehre des Bürgermeisters angetastet haben, sondern dadurch, daß die Bevölkerung einen

wohlüberlegten Ueberfall auf den Ochsstkommandierenden am Orte gewagt und ihn hinterrücks ermordet hat. In Dinant waren es nicht unschuldige friedliche Bürger, die den deutschen Waffen zum Opfer gefallen sind, sondern Mörder, die heimtätig deutsche Soldaten überfallen und so die Truppen zu einem für die Stadt vernichtenden Kampfe veranlaßt haben. In Löwen ist der Kampf mit der Zivilbevölkerung nicht dadurch entbrannt, daß fliehende deutsche Truppen mit ihren einrückenden Kameraden aus Irrtum handgemein geworden sind, sondern eine verblendete und die Ereignisse nicht übersehende Bevölkerung hat geglaubt, zurückkehrende deutsche Truppen gefahrlos niedermachen zu können. Auch die Brandsadell ist von den deutschen Truppen in Löwen wie in anderen Städten nur angelegt worden, wo es die bittere Notwendigkeit erforderte. Der Plan von der Zerstörung Löwens zeigt deutlich, wie sich die Truppen darauf beschränkt haben, nur die Stadtteile zu vernichten, aus denen sich ihnen die Einwohner hinterlistig und mörderisch entgegenstellten. Ja deutsche Truppen sind es gewesen, die dafür sorgten, daß, soweit es möglich war, die Kunstschätze nicht nur Löwens, sondern auch anderer Städte gerettet wurden; eine besondere Kommission hat deutscherseits festgestellt, in wieweit hohem Maße Kunstwerke seitens der deutschen Truppen in Belgien geschützt worden sind.

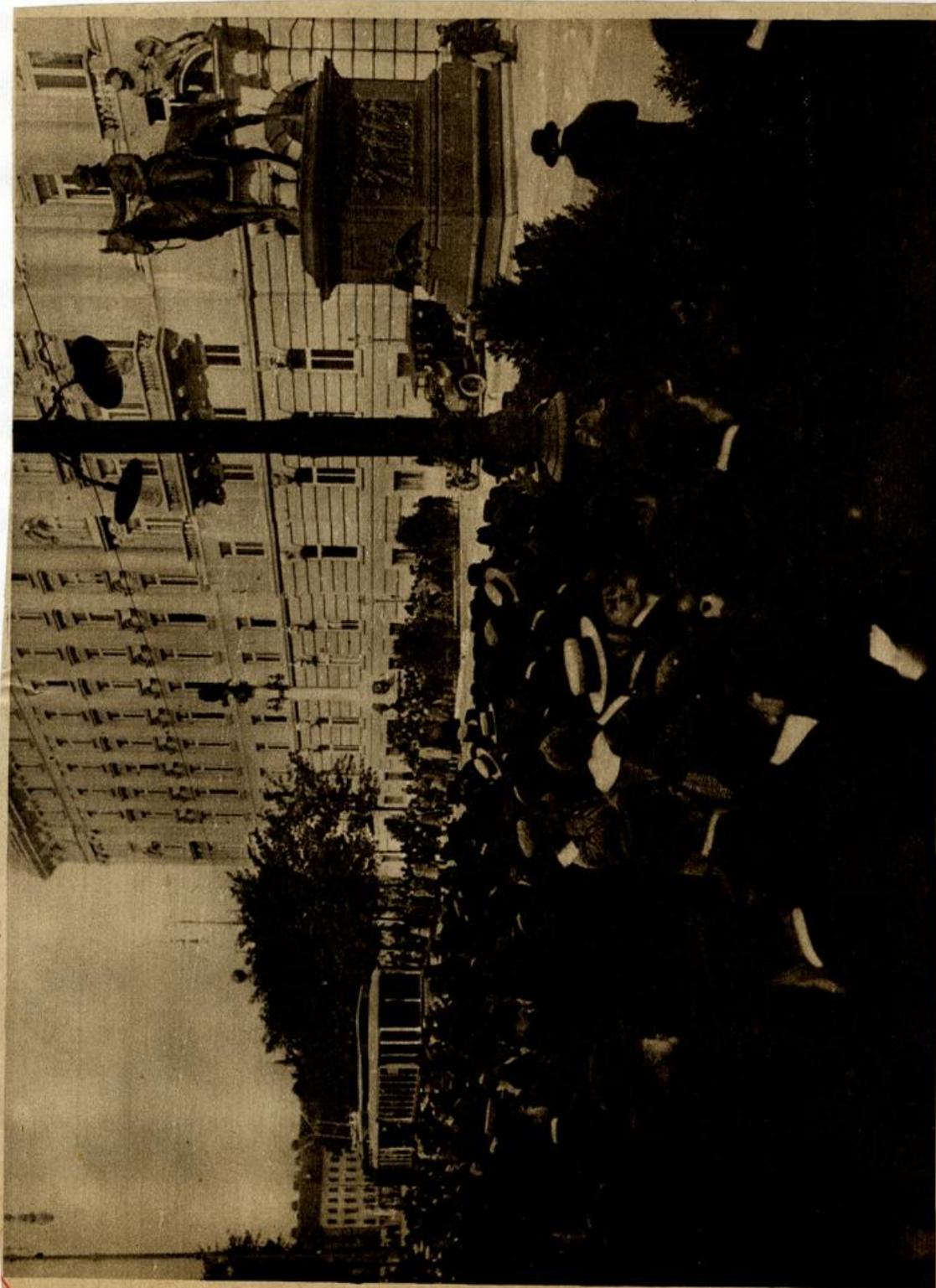
Die kaiserliche deutsche Regierung glaubt durch die Veröffentlichung des vorliegenden Materials überzeugend darzulegen zu haben, daß das Vorgehen der deutschen Truppen gegen die belgische Zivilbevölkerung durch deren völkerrechtswidrigen Freischärlerkrieg herausgefordert und durch die Kriegsnotwendigkeit geboten war. Andererseits legt sie nachdrücklich und feierlich Verwahrung ein gegenüber einer Bevölkerung, die mit den verwerflichsten Mitteln einen unehelichen Kampf gegen die deutschen Krieger geführt hat, und mehr noch gegenüber einer Regierung, die in völliger Verkennung ihrer Pflichten den sinnlosen Leidenschaften der Bevölkerung die Fäden hat ziehen lassen und sich jetzt nicht schämt, die schwere eigene Schuld durch wahrheitswidrige Schmähungen des deutschen Heeres von sich abzuwälzen.

Das Belegmaterial, auf das die Denkschrift Bezug nimmt, ist in einem Weisbuch der österreichisch-ungarischen Regierung mitgeteilt worden und kann auch auf der kaiserlich deutschen Botschaft in Wien sowie bei dem kaiserlich deutschen General-Konsulat in Budapest und den kaiserlichen Konsulaten Prag, Brünn, Triest und Sarajevo eingesehen werden.

Das interessante Blatt

Nr.: 22.

TAG: 3. 6. 1915 / 10



Eine patriotische Demonstration vor dem Habsburg-Denkmal beim Kriegsministerium nach Bekanntgabe der Kriegserklärung Italiens.
Nach einer Aufnahme von Spezialphotographen des „Interessanten Blattes.“

Das interessante Blatt

Nr.: 22.

TAG: 3. 6. 1915/2



Die große patriotische Kundgebung gegen Italien in Wien: Die Spitze des Zuges, an dem mehr als 50.000 Personen die ungeheure Kriegsbegeisterung und Entrüstung über den italienischen Vertragsbruch zum Ausdruck brachten.

Inspr.-Unter. G. Seebald, Wien.

*** Kundgebungen nach der Eroberung Przemysl's.**

Als die Nachricht von der Wiedereroberung Przemysl's eingetroffen war, wehten bald Fahnen von den Dächern und abends gab es laute Kundgebungen. So einen militärischen Zapfenstreich, an dem Abteilungen der Infanterieregimenter Nr. 83 und 99 in der Stärke von beiläufig je hundertfünfzig Mann teilnahmen. Die Dreiundachtziger marschierten von der Wasnergasse in der Brigittenau, wo sie untergebracht sind, mit Fahnen, Sompions und Musik zum Legetthoff-Denkmal und von hier durch die Rotenturmstraße zum Albrechtbrunnen. Hier trafen sie mit dem Zuge der Neunundneunziger zusammen, der seinen Weg über den Ring genommen hatte. Die Neunundneunziger marschierten dann durch die Mariahilferstraße in die Meidlinger Kaserne, wo sie untergebracht sind. Die Brigittenauer zogen vom Ring aus wieder heim. Da in Zeitungen mitgeteilt worden war, daß der Zug nach Schönbrunn ziehen werde, sammelten sich viele Leute vor dem Schönbrunner Schlosse an. Ein Zug von etwa dreihundert Straßenbahnern bewegte sich von der Kronprinz Rudolfs-Brücke über den Kai zur Oper. Dann zog er zum Kriegsministerium und hier hielt Abgeordneter Dr. Mataja, der die meisten Reden während des Krieges hält, wieder eine Ansprache. Begreiflicherweise folgten jedem Zuge viele Menschen und große Menschenmengen säumten die Straßen ein.

PEHILLE, Hugo

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 153.

TAG: 4. 6. 1915/3

Die Eroberung von Przemysl.

Telegramm unseres Kriegsberichterstatters
Hugo Schulz.

(Eingelangt um $\frac{3}{4}$ 1 Uhr nachts.)

— 3. Juni, $\frac{3}{4}$ 8 Uhr abends.

Die Eroberung der Festung geschah folgendermaßen: In der Morgendämmerung auf Donnerstag waren die heldischen Bayertruppen am Nordsektor Przemysls über das Dienstag eroberte Fort Dunkowicki soweit vorgearbeitet, daß auch die innere Gürtellinie sturmreif wurde. Es folgten kurze, aber verzweifelte Kämpfe mit den noch hier befindlichen russischen Kräften. Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr früh schon marschierten die ersten Bayern in das Innere der schicksalsreichen Stadt. Inzwischen hatten vom Südwesten und Süden her über Pralkowee die kaum zu haltenden Leute des zehnten Korps, besonders die Regimenter aus Przemysl selbst, die Sanufer erreicht und gelangten an der Seite des herrlichen Panoramas der Kirchen und des Schloßberges in ihr Przemysl. Der Jubel der Bevölkerung, die während der Russenherrschaft an zwanzigtausend Menschen betrug, war grenzenlos. Männer und Frauen weinten vor Glück. Viele der Soldaten konnten beim Einzug die Ihren wiedersehen. Und nichts Erhebenderes, keine schönere Symbolisierung der Waffenbrüderschaft Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn läßt sich denken, als von beiden entgegengesetzten Seiten der eroberten Stadt sich Bayern und Oesterreicher trafen. Offiziere und Mannschaften sah man sich umarmen. Glodengeläute segnete den Siegestag. Ein Dankgottesdienst in allen Kirchen und den Synagogen wurde abgehalten. Der nach der gewalttätigen Verschickung des ersten Bürgermeisters nach Sibirien in Przemysl verbliebene Wizebürgermeister begrüßte die ersten Patrouillen der Verbündeten in Worten, die das heiße Dankgefühl der Bevölkerung ausdrückten. Von allen Dächern wehen Flaggen und Fahnen der beiden Monarchien.

Ueber die Art der Räumung Przemysls und die Zahl der Gefangenen wie den Umfang des erbeuteten Kriegsgerätes ist zur Stunde noch nichts Bestimmtes bekannt. Jedenfalls sind diese keine geringe. Der Abzug der russischen Be-

...sagungstruppen war ja lediglich auf die
liche ... nach
Großel möglich, und beide standen seit Tagen unter
dem vernichtenden ... der ... anrückenden und
näher gebrachten ... anderer Truppen.

Die Wirkung des Falles von Przemysl
wird sich in den aller nächsten Tagen schon sichtbar
machen, denn durch Freierwerbung unserer belagernden
Truppen ist der ohnedies bisher mißlungene Vorstoß-
versuch der Russen bei Siennawa und in der
Gegend an der Lubaczowka, der gegen die Armee
Madsen gerichtet ist, bedroht. Ihre starken
Kräfte werden sich hier nur noch mehr ver-
bluten. Da auch bei Drohobycz und Strzj
alle unsere Gruppen stündlich vorwärts kommen, sind
sowohl die Sa ... wie die Dnje ... stellungen der
Russen als ... stärke ... zu betrachten.

Der Fliegerangriff auf Bari und Molfetta.

Lugano, 3. Juni. Über den Fliegerangriff auf Bari und Molfetta berichtet der „Secolo“: Gegen 4 Uhr 30 Minuten erschien über Bari ein Zweidecker, der längs des Strandes Filoso dahinslog. Fischer hielt ihn für einen italienischen Flieger. Er warf Bomben auf die Eisenbahnstation und auf das Haus des Abgeordneten Nicola Vito. Die Explosion dieser Bomben verursachte großen Schaden und weckte die noch im Schlafe befindlichen Bürger, die mit panikartigem Schreck ins Freie eilten. Dann erhob sich der Zweidecker über der Telefunkenstation in eine Höhe von 2000 Metern und verschwand in der Richtung nach Westen. Die Explosion forderte ein Menschenopfer. Ein 14jähriger Knabe, der auf der Straße schlief, wurde durch einen herabfallenden Ziegel getötet. Die auf diesem Hause geplante Bombe verursachte eine derartige Erschütterung, daß das Nebenhäus beschädigt wurde, und die Fenster der umliegenden Häuser in Trümmer gingen. Über Molfetta warf der Flieger vier Bomben ab, eine auf die Eisenbahnstation, die zweite auf die Fabrik Messina bei Genaro, die dritte auf das Petroleumdepot. Ein Arbeiter wurde getötet, eine Frau verletzt. Der Präsekt von Molfetta ordnete gleich nach dem Luftangriff eine Beratung der Militär- und Zivilbehörden an, in der festgestellt wurde, daß das Signalsystem der Bevölkerung nur Schaden bringe, da alles aus den Fenstern schaue und auf die Straße laufe, statt sich zurückzuziehen. Es wurde daher beschlossen, in Zukunft den Signaldienst abzuschaffen.

Przemysl.

Der gestrige Tag hat uns die Nachricht vom Falle Przemysls gebracht: Deutsche Truppen erstürmten nachts die letzten russischen Stellungen der Nordfront und drangen um 3 Uhr 30 Minuten früh von Norden her in die Stadt ein. Von Westen und Süden ist dann unser zehntes Armeekorps eingedrungen. Seine ersten Abteilungen erreichten bald nach 6 Uhr vormittags den Hauptplatz der Stadt. Niemand zweifelte an dem nahen Eintritt dieses Ereignisses, aber die Raschheit des Falles kam, da wir in dem großen Krieg längst an langsamere Zeitmaße gewöhnt sind, dennoch unerwartet und löste allerorten Jubel und Genugtuung aus. Viele Häuser in Stadt und Land legten Flaggenschmuck an, und man feierte den kirchlichen Festtag als Reichsfeiertag. Wir Zeitgenossen, die wir mitten drinnen in der Flut der Geschehnisse stehen, besitzen gewiß nicht das absolut verlässliche Augenmaß und die Fähigkeit, die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen schon am nächsten Tag historisch zu werten und in ihrer Auswirkung auf den weiteren Verlauf des Krieges sicher zu beurteilen. Aber abzuschätzen und aus den vorliegenden Prämissen Schlüsse zu ziehen, ist auch uns gestattet, und deshalb können wir, selbst wenn wir mit Vorsicht zu Werke gehen, heute sagen, daß die künftige Geschichtsschreibung unserer Monarchie den dritten Juni 1915 als bedeutungsvolles Datum verzeichnen wird.

Als die starke Festung am San nach monatelanger heldenmütiger Gegenwehr nicht vor der russischen Übermacht, sondern vor dem Gespenst des Hungertodes kapituliert, ergriff alle ein schmerzliches Gefühl. Przemysl, das uns in Friedenszeiten nicht mehr als ein Name gewesen, war in dem monatelangen Ringen mit der russischen Übermacht zum Symbol der Unüberwindlichkeit dieses Staates geworden, es galt als der Weil, der schmerzhaft und lähmend im Riesenleib der russischen Armee festgebohrt war. Durch das Freiwerden der starken Belagerungsarmee erreichte die russische Angriffsenergie in den Karpathen ihren Höhepunkt, es

folgte eine der blutigsten Schlachten dieses Krieges. In dem wochenlangen mörderischen Ringen haben sich die russischen Heere verblutet, der Zar verlor an der Karpathenfront seine besten Soldaten, die zu Tausenden fielen, und so wurden durch die russische Durchbruchstaktik selbst die Vorbedingungen für die große Maioffensive der Verbündeten geschaffen. Am Karpathenwall hatte sich die russische Angriffslust endgültig ausgelebt, und in den glorreichen Siegestagen des vergangenen Monats wurde es offenbar, daß die russischen Heere gegenüber dem ungebrochenen Mut unserer und der verbündeten deutschen Truppen nicht mehr standzuhalten vermögen. Es folgte Niederlage um Niederlage, heftige Gegenangriffe des Feindes auf unseren nordwestlichen Flügel konnten das Gesamtbild nicht ändern, und die Krönung des Werkes war gestern der Fall Przemysls. Es ist für die verminderte russische Widerstandskraft bezeichnend, daß die Festung schon nach kurzer Belagerung im Sturm genommen werden konnte. Das Rückfluten der arg gelichteten russischen Heeresmassen dauert ununterbrochen an, und die Frage erhebt sich, ob die demokratisierten, schlecht genährten und schlecht bewehrten Russen überhaupt noch systematischen Widerstand leisten können. Zwischendurch aber kommen aus Rußland allerlei dunkle Gerüchte von Kriegsmüdigkeit, Friedenssehnsucht und Sonderfrieden . . .

Przemysl wird uns jedenfalls unvergeßlich bleiben: sein Fall in russische Hände hat den Höhepunkt des Krieges gegen den östlichen Gegner eingeleitet, und seine Rückeroberung durch unsere und die deutschen Truppen bringt — so wollen wir hoffen — uns dem endgültigen Sieg über Rußland nahe. Die tiefe moralische Wirkung auf das feindliche Ausland kann schließlich auch nicht ausbleiben. In London und Paris wird man nun wissen, daß die Hoffnung auf die Entlastung durch Rußland endgültig dahin ist, und die umnebelten Köpfe der italienischen Kriegsheer werden ein peinliches Erwachen in die rauhe Wirklichkeit haben. Denn Przemysl ist neben den ersten Schlappen in den südlichen Apenninern auch eine gesunde Lektion für Italien, die wir dem treulosen Freund mit wohlthuenden Rachegefühlen erteilen.

Przemysl wieder gewonnen. Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabs.

Amlich wird verlautbart:

3. Juni.

Deutsche Truppen erstürmten nachts die letzten russischen Stellungen der Nordfront von Przemysl und drangen heute um 3 Uhr 30 Minuten vormittags von Norden her in die Stadt ein. Von West und Süd ist unser zehntes Korps eingedrungen. Seine ersten Abteilungen erreichten bald nach 6 Uhr vormittags den Hauptplatz der Stadt. Die Tragweite dieses Erfolges läßt sich noch nicht überblicken.

Der Angriff der verbündeten Truppen im Raume nördlich von Strzyj schreitet weiter erfolgreich fort. Bisheriges Ergebnis der Schlacht bei Strzyj: 60 Offiziere, 12.175 Mann gefangen, 14 Geschütze, 35 Maschinengewehre erbeutet.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Feldmarschalllieutenant.

Bericht der deutschen obersten Heeresleitung.

Berlin, 3. Juni. Das Wolffsche Büro meldet:

Großes Hauptquartier, 3. Juni.

Die Armee des Generals Linjingen bringt in der Richtung auf Sjadaczow nordöstlich von Strzyj vor und kämpft um den Dnjestrabschnitt westlich von Mikolajow. Die Beute der Schlacht bei Strzyj ist auf 60 Offiziere, 12.175 Mann Gefangene, 14 Geschütze, 35 Maschinengewehre gestiegen.

Die Festung Przemysl wurde heute früh, nachdem in den Nachtstunden die sich noch haltenden Werke der Nordfront gestürmt waren, von uns genommen. Die Beute ist noch nicht zu übersehen. Gegenangriffe der Russen gegen die Angriffskolonnen und unsere Stellungen östlich von Jaroslau scheiterten vollständig.

Oestlicher Kriegsschauplatz. Die Lage ist unver-

Przemysl.

Das Generalgouvernement für Galizien wurde von Lemberg nach Brody verlegt. So lautet eine amtliche Petersburger Meldung. Sie ist gewissermaßen die Quittung über die Erfolge der verbündeten Truppen in Galizien und widerlegt in ihrer schlaghaften Kürze die gewundenen und vielredenden Entschuldigungs- und Erklärungsbuletins, mit denen das russische Oberkommando seine galizischen Mißerfolge verschönernd umrahmt. Die Lage hat sich an keinem Punkte bei dem Versuch einer russischen Gegenoffensive zu Gunsten der Russen verschoben. Es liegt nahe, den Vorstößen, die die Russen bei Sieniawa und an der Lubaczowka unternahmen, die Absicht zuzuschreiben, daß hiemit Przemysl entlastet werden sollte. Um diese Stadt greifen ja die Verbündeten immer enger herum, ist doch jetzt auch unsere ruhmgekrönte schwere Artillerie vor der Przemysler Front erschienen. Sie, die den Deutschen einst half, in raschem Zuge Belgien zu durchbrechen, und mit den Zweiundvierzigern im Bunde die stolzesten Festungswerke in wenigen Tagen in Schutt und Trümmer legte, sie, deren Sprache man auch am Durchbruchstag der großen galizischen Schlacht so kräftig vernahm, wird nun vor der Stadt, die einst uns gehörte und bald uns wieder gehören soll, ihr Werk verrichten. Die Motorgeschütze nehmen jetzt nicht bloß die Festung unter Feuer, sondern, wie ungarische Blätter melden, beschießen sie auch den nach Grodet führenden Weg und die Bahnlinie. Aus den Trümmerwerken unserer Forts und aus den Feldbefestigungen, die zum Teil durch Betonierung besondere Haltbarkeit erlangt haben, gelang es den Russen, eine Festung zu improvisieren, deren Widerstandskraft man durchaus nicht unterschätzen darf. Wir wissen, daß der russische Soldat im Ausbau von Verteidigungsstellungen seinen Mann stellt. Und daß es die Russen vortrefflich verstehen, ein Gelände zu benützen und festungsmäßig auszugestalten, das haben sie in Port Arthur an einem geschichtlich gewordenen Beispiel bewiesen in einem Feldzug, der sonst für sie sehr unglücklich verlief und wenig von hervorragenden russischen Leistungen erzählt.

Man müßte sich also gefaßt machen, an den Verteidigern von Przemysl hartnäckige Gegner zu finden. Andererseits muß freilich die Frage erhoben werden, was eine lange hinausgezogene Verteidigung Przemysls bedeuten sollte. Auf alle Fälle entzieht sie dem russischen Heere erhebliche Kräfte, die an anderer Stelle operativ eine viel nützlichere Verwendung finden könnten. In der Art wie sich jetzt die Linie der Stellungen verschoben hat, mit dem Vorrücken der verbündeten Karpathenarmee bis zum Struj, vor allem aber mit der Bewältigung der Sanline selbst hat der

Ort, der Knoten und Kern der Verteidigung des Flusses darstellen soll, an strategischem Werte ganz wesentlich eingebüßt. Wenn nun die Russen, die in Przemysl noch nicht völlig eingeschlossen sind, dener ein Rückzug freisteht, freilich auf einer Straße, die bereits unter unserem fernwirkenden Geschützfeuer liegt: wenn, wie gesagt, die Russen, trotz dieser sich ihnen noch darbietenden Gelegenheit, wie es den Anschein hat, an ein längeres Festhalten des Ortes denken, so können nur oder wenigstens vorwiegend sogenannte moralische Beweggründe hierfür maßgebend sein. Es war der eine sichtbare Erfolg, den die Russen unter so vielen Verlusten und Enttäuschungen in den letzten Monaten errungen haben, daß sie Przemysl einnahmen. Und da war es nur psychologisch begreiflich, daß sie diesem Erfolg den lautesten Nachhall in der ganzen Dreiverbandswelt liehen. Da käme es ihnen hart an, ihren Przemysler Ruhm so rasch dahinwelken zu lassen und so vor ihren Verbündeten ein unüberhörbares Bekenntnis der Größe der galizischen Niederlage abzulegen. Einstweilen erzählen doch noch die amtlichen russischen Berichte und die Kommentare der russischen Blätter, gerade die Offensive der Verbündeten biete jetzt den Russen eine große Gelegenheit, weil der Feind durch die Jagd, die er gegen die Russen angestellt habe, gänzlich ermattet sei und so seine Offensivkraft verlieren müsse. Dieser wohlfeile Trost würde im Preise noch beträchtlich sinken, wenn nun Przemysl geräumt würde.

Vom südwestlichen Kriegsschauplatz wird gemeldet, daß ein Alpiniregiment bei seinem Angriff auf einen Abschnitt unserer Befestigungen auf dem Plateau von Lavarone blutig abgewiesen wurde. Lavarone oder deutsch Lafram liegt südlich von Levico, dem Hauptort im Suganatal. Von Caldonazzo am gleichnamigen See führt eine treffliche Kunststraße zu der Hochebene von Lavarone, die sich auf 1170 Meter und in einzelnen Punkten über 1300 Meter erhebt, weithin die Umgebung übersehend. Die Befestigungen, die hier so erfolgreich eines der italienischen Eliteregimenter abgewiesen haben, bilden das Hindernis auf dem Wege vom Süden her zum Val Sugana und der Umgebung von Trient. Die übrigen Vorkommnisse, die vom südwestlichen Kriegsschauplatz gemeldet werden, gehen nicht über das Ausmaß von Vorpostengefechten hinaus. Ein größerer Kampf scheint sich bei Karfreit am Isonzo entsponnen zu haben, als der Feind vergeblich die Gänge des Krn zu ersteigen versuchte.

Die heutigen Meldungen vom westlichen Kriegsschauplatz klingen sehr erfreulich. In der Gegend von Arras, wo die Franzosen seit Wochen unter furchtbaren Vorstößen, aber auch furchtbaren Verlusten ihre Durchbruchversuche fortsetzen, wurde gestern ein Angriff zurückgewiesen, der gründlich durch Sappenarbeit vorbereitet war. Da der deutsche Bericht von außergewöhnlich hohen Verlusten des Gegners redet, so darf man, wenn man die Sprache des deutschen Generalstabes kennt, eine Niederlage von besonders schwerem Gewicht voraussetzen.

Jümel, Muth.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 150.

TAG: 1. 6. 1915
/ 6f

Der Deutschenhaß der Letten.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Dätwiel.)

S i b a u, 21. Mai.

Nationalistische oder sonstige ideologisch verbrämte Kämpfe spielen sich auf dem Untergrund wirtschaftlicher Interessengegensätze und Machtbestrebungen ab. Für diese Tatsache liefert auch die Geschichte Skurlands und speziell Litauens handgreifliche Beispiele. Das Begehren nach dem Besitz wichtiger Handelsplätze und verlockender Einnahmen für die herrschende Partei reizte zu nationalstisch und kirchlich firmierten Kriegen. Ritter und Bischöfe kämpften um die Oberherrschaft mit dem Recht auf Handelsmonopole, auf Steuer- und Zolleinkünfte und für sonstige Privilegien; dann wieder ringt der Adel gegen das städtische Bürgertum, um die früher ertrotzten Steuer- und Zollvorrechte aufrecht zu erhalten; der hörige Bauer härmte sich auf gegen seine Unterdrückung. Das Bürgertum ist der Gehilfe des Adels gegen die Bauern und es fordert selbst vom Adel das Recht auf Güterbesitz. Handwerker sieht man in der Verteidigung ihrer Zunftrechte, bald gemeinsam, bald getrennt, bei der Austragung von Gegensätzen untereinander. Litauer bemühen sich, die ihnen von der Ordensgesellschaft auferlegte Tributpflicht abzuschütteln, Städte streiten und hadern unter- und gegeneinander, um Handelsvorrechte mit günstigen Zöllen zu erlangen. Fast immer rückten die streitenden Parteien mit vorangetragenen nationalistischen oder kirchlichen Fahnen ins Feld.

Zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts flossen der polnischen Krone aus dem polnisch-litauischen Handel reiche Zolleinnahmen zu, darum vergaß Polen seine katholische Mission, der Polenkönig wurde der Schutzpatron des protestantischen Riga, das sich auch unter der Herrschaft des weisen Adlers ganz wohl fühlte. Der bei den reichen Kaufleuten Rigas verschuldete kurische Adel hielt ebenfalls zu den Rigaern; die Adligen müssen dem Recht des Handels auf der Düna zwar entsagen, erlangen aber die Zulassung zollfreier Ausfuhr ihrer Acker- und Forsternter sowie der freien Einfuhr von Waren für die eigene Haushaltung. Bauern, unprivilegierten Kaufleuten, zum Beispiel Schotten und Holländern sowie „anderen herumstreichern“, wird jedweder Handel untersagt. 1625 erhielt Libau Stadtrechte, aber die Bürger müssen zu Gunsten der herzoglichen Kasse Zölle auf ein- und ausgehende Waren erlegen, ferner Abgabe für Wein, Bier und Met. Dafür erlangen sie das alleinige Recht, mit Einheimischen Handel zu treiben; Fremde dürfen nur an Litauer Kaufleute ihre Waren abgeben. Trotzdem macht ihnen der Herzog Konkurrenz. In dem Buch von Gruse „Skurland unter den Herzogen“, Mitau 1833, wird berichtet, daß schon Friedrichs Gemahlin, die pommerische Prinzessin Elisabeth Magdalene, selbständigen Handel trieb. 1636 verkaufte sie Speckseiten, Erbsen, Butter, Käse. Dem Hasenpoter Kommissar Pröbsting läßt sie sich durch Korff zu weiteren Geschäften empfehlen. Nach A. Wegner, „Geschichte der Stadt Libau“, 1898, betrieb der Herzog den Handel mit Sämereien nach Litauen als Monopol. Das Wörtcheramt in Libau

hatte das alleinige Recht, die für diesen Handel erforderlichen Tonnen zu liefern. Lange führten die Kaufleute einen vergeblichen Kampf gegen die Konkurrenz des Adels. Herzog Jakob genehmigte ihnen 1654 auch eine Verordnung, laut welcher ihr Handelsrecht nicht durchbrochen werden darf; als die Kaufleute jedoch anfangen, auch den Adel mit Straßzöllen zu belästigen, behauptet der Adel erfolgreich sein Privilegium auf Zollfreiheit. Die in der Stadt erstarkten Handwerkerzünfte überwachen eifersüchtig die Warenproduktion, „Böhmhasen“ werden streng bestraft. Kein Geselle darf bei einem nicht eingeschriebenen Zunftmeister arbeiten, die Ausübung des Handwerkes außerhalb der Stadt, im Hause des Bauern ist verpönt und steht unter Strafe. Selbst der hörige lettische Stadtbauer bleibt vom Handelsrecht ausgeschlossen. „Er darf weder Handel treiben, noch Bier brauen und es ausfischen, noch einen fremden Begebauer bei sich aufnehmen und beherbergen“, schreibt Wegner. Die Bauern waren ferner verpflichtet, zur Rettung herbeizueilen, wenn in der Stadt eine Feuersbrunst ausbrach, und „bei ehrlichen Bürgern“ in Dienst zu treten, als Knecht oder Magd, weil es an deutschen Diensthöfen mangelte. Wenn der junge Hörige drei Jahre lang „ehrschlich gedient“ hatte, konnte er wieder „auf Taglohn“ zu Hause bei seinen Eltern liegen. Aber man gestattete ihm gnädigst, in der Stadt auch andere Lohnarbeit anzunehmen. Der auf dem Markte oder in seinem Hause mühsig befundene Bauer mußte „bei Strafe eines Rückens voll“ dem Rufe des Stadtbürgers folgen und zur Arbeit erscheinen. So erzog man sich einen Stamm lettischer Lohnarbeiter in der Stadt. Jahrhunderte lang blieben die Letten von dem Rechte des freien Besizes ausgeschlossen, man wehrte ihnen das Eindringen in die Kaufmannsgilde und in die Handwerkerzünfte. Wohl werden den Bauern im Jahre 1794 Freiheit und Eigentumsrecht zugesichert, aber noch während der ganzen ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bleibt die Sagung in Wirksamkeit, die ihnen verbietet, Waren aufzutausen und Zwischenhandel zu betreiben, die sie weiter verpflichtet, ihre Waren in die Stadt zu bringen und nach der Markttafelordnung „an den in der Reuenerreihe stehenden Kaufmann“ zu marktgängigen Preisen zu verkaufen. Von der Vereinigung der gesamten Kaufmannschaft wurde der „Kontravement“ für den ersten Uebertretungsfall mit einer Strafe von fünfzig Rubel, für den zweiten mit hundert Rubel, für den dritten und jeden weiteren mit zweihundert Rubel bedroht. Berücksichtigt man weiter, daß dem Letten der Gebrauch der deutschen Sprache verwehrt war, was ebenfalls als ein Hindernis für seinen sozialen Aufstieg bezeichnet werden muß, dann wird sein Nationalhaß erklärlich. Nicht zu seinem Vorteil, sondern zum Vorteil der russischen Krutenherrschaft peitschte der Haß zu den überstürzenden Wogen auf, unter welchen selbst die revolutionären Wellen erstickten. Heute noch sehen sich die Letten in ihrer großen Mehrheit auf der untersten sozialen Stufe des Diensthöten, des gewerblichen oder ländlichen Lohnarbeiters, festgehalten und sie wiegen sich in der Illusion, durch den Kampf gegen Deutsche und Juden aus der Misere ihres proletarischen Alltags in die Feiertage bürgerlicher Wohlhabenheit hineinspringen zu können. Wie töricht das ist, braucht hier nicht auseinanderzusetzen zu werden. Von Aufstand haben die Letten sicher nichts Gutes zu erwarten; sie müssen aber trotzdem die Krute, die auch sie züchtigt.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 150.

TAG: 1. 6. 1915/
5

* Ein Kampf in der Luft. Aus dem Felde wird der „Kölnischen Zeitung“ geschrieben: Vorgestern erlebten wir ein seltenes Kriegsschauspiel, einen Kampf in den Lüften. Wir sahen abends in der Laube nach anstrengendem Dienst zu kurzer Ruhe, denn bald soll es wieder zu neuem Dienst gehen. Da — ganz ungewohnt hier im Quartier hinter der Linie — Maschinengewehrfeuer. Wir springen auf und hören das Surren von Luftfahrzeugen. Richtig, da kommen sie. Der Vorderer fliegt langsamer in Höhe von 600 bis 800 Meter gerade auf unseren Ort zu. Hinter ihm schraubt sich in schnellem Fluge ein anderer Flugzeug heran. Die Abwehkanonen unseres Flugplatzes in der Nähe schießen, und die Sprengpunkte liegen in der Nähe des vorderen Fliegers, also muß er der Feind und der Verfolger der Deutsche sein. Atemlos schauen wir hinauf, und heiß war der Wunsch, daß unser Fahrzeug schneller fliegen könnte als der Franzose. Und so ist es auch, die Entfernung wird zusehends kleiner. Unser neuartiges Kampfflugzeug kommt näher und dicht über unseren Häupten ist es dem Franzosen in der Flanke. Dreimal knattert kurz und schnell hintereinander das Maschinengewehr unseres Fliegers. Den Knall hören und sehen, wie der Franzose wankt, war ein Augenblick. Dann gleitet der Franzose ruhig zur Erde nieder. Der Deutsche kreist im weiten Bogen zur Absturzstelle, sieht wohl, daß sein Opfer zu Tode verwundet ist, und fliegt davon, begleitet von den Hochrufen aller, die sich in den umliegenden Ortschaften den Kampf in den Lüften angesehen hatten. Und nun wird's lebendig, Reiter, Autos, Radfahrer, alles eilt zur Absturzstelle. Wir selbst zu Fuß im Lauffschritt einen Kilometer über die Acker und Wiesen. Der Beobachter des feindlichen Flugzeuges ist tot, der Führer schwer verwundet. Trotz seiner schweren Verwundung und Schmerzen gibt er ruhig und klar Auskunft auf einige Fragen, dann wird er weggetragen. Der Tote, ein französischer Oberleutnant, ist auf die Erde gebettet. Feingeschnitten ist sein Gesicht, die Augen halb geschlossen und der Mund noch halb geöffnet. Er war wohl nicht sofort tot, sondern lebte noch einige Augenblicke, denn es lag auf seinen letzten Zügen auch der letzte Schmerz dieses Lebens, das er ausgelitten hatte. Da lag ein Feld, der seinem Vaterland geopfert hatte, ebenso wie wir. Er sah, daß unser Kampfflugzeug schneller war, daß er fallen mußte, er hatte keine Verteidigungswaffen bei sich. Aber er ergab sich nicht, er flog weiter und flog in seinen sicheren Tod und dachte nicht daran, sich zu ergeben. Ehre seinem Andenken!

Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges.

Die deutsche Reichsregierung veröffentlicht ein umfangreiches Weißbuch über die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges, das eine Sammlung von Dokumenten, Protokollen und beglaubigten Mitteilungen enthält, denen eine Denkschrift beigegeben ist, in der es unter anderem heißt:

Seit nach Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ist in Belgien ein wilder Volkskampf gegen die deutschen Truppen entbrannt, der eine flagrannte Verletzung des Völkerrechtes bildet und für das belgische Land und Volk die schwersten Folgen gehabt hat. Dieser Kampf einer von den rohsten Leidenschaften beherrschten Volksmenge hat während des gesamten Vormarsches des deutschen Heeres durch Belgien getobt, als die belgische Armee nach harinüchigen Gefechten vor den deutschen Truppen zurückwich, hat die belgische Zivilbevölkerung in den noch unbefetzten Teilen des Landes den deutschen Vormarsch mit allen Mitteln aufzuhalten versucht; sie hat sich aber auch an Orten, die längst von deutschen Truppen besetzt waren, nicht gescheut, durch feige und hinterlistige Überfälle die deutsche Heeresmacht zu schädigen und zu schwächen. Daß die belgische Zivilbevölkerung jeden Standes, Alters und Geschlechtes mit größter Erbitterung und Mut an den Kämpfen gegen die deutschen Truppen teilgenommen hat, dafür liegt ein erdrückendes Material vor, das auf amtlichen, insbesondere eidlichen Vernehmungen oder dienstlichen Meldungen beruht.

Nach dem anliegenden Material hat die belgische Zivilbevölkerung an zahlreichen Orten in den Provinzen Lüttich, Luxemburg, Namur, Hennegau, Brabant, Ost- und Westflandern gegen die deutschen Truppen gekämpft; einen besonders schrecklichen Charakter haben die Kämpfe in Aerschot, Andenne, Dinant und Löwen angenommen, worüber besondere Berichte von der im Kriegsministerium gebildeten Militär-Untersuchungsstelle für Verletzungen des Kriegesrechtes erstattet worden sind. Dabei sind Männer der verschiedensten Stände, Arbeiter, Fabrikbesitzer, Ärzte, Lehrer, sogar Geistliche, ja auch Frauen und Kinder mit den Waffen in der Hand ergriffen worden; in Gegenden, aus denen sich längst die belgischen regulären Truppen zurückgezogen hatten, wurde aus Häusern und Gärten, von Dächern und Kellern, aus Feldern und Wäldern auf die deutschen Truppen ge-

schossen. In den Kämpfen wurden Mittel benutzt, die von einer regulären Truppe sicher nicht verwendet worden wären, wie denn auch große Mengen von Jagdgewehren und Jagdmunition, von veralteten Revolvern und Pistolen vorgefunden worden sind; zahlreich waren dementsprechend die Verwundungen durch Schrotschüsse und ebenso durch Verbrühen mit heißem Teer und kochendem Wasser. Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in Belgien der Volkskrieg nicht nur von einzelnen Personen, sondern von breiten Massen der Bevölkerung geführt worden ist.

Die Kriegsführung der belgischen Zivilbevölkerung war völlig unvereinbar mit den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechtes. Diese Regeln unterscheiden zwischen dem organisierten und dem nichtorganisierten Volkskrieg.

Die für den organisierten Volkskrieg aufgestellten Sonderbedingungen haben bei den belgischen Freischärlern zweifellos nicht vorgelegen. Denn nach den übereinstimmenden Meldungen der deutschen militärischen Kommandostellen haben die beim Kampfe betroffenen Zivilpersonen keine verantwortlichen Führer an ihrer Spitze gehabt, auch keinerlei militärische Abzeichen getragen. Die belgischen Freischärler können daher als organisierte Milizen oder Freiwilligenkorps im Sinne des Kriegesrechtes nicht angesehen werden. Daran ändert nichts, daß an ihren Unternehmungen anscheinend auch belgische Militärpersonen und Angehörige der belgischen „Garde civique“ teilgenommen haben. Denn da diese Personen gleichfalls keine militärischen Abzeichen trugen, sondern sich in Zivilkleidern unter die kämpfenden Bürger mischten, können ihnen ebensowenig wie diesen die Rechte von Kriegsführenden zugestanden werden.

Der ganze belgische Volkskrieg ist hiernach nur aus dem Gesichtspunkte eines nichtorganisierten bewaffneten Widerstandes der Zivilbevölkerung zu beurteilen. Da ein solcher nur in unbefetztem Gebiet gestattet ist, war er zweifellos an all den Orten, die sich bereits im Besitze deutscher Truppen befanden, also insbesondere auch in Aerschot, Andenne und Löwen, schon aus diesem Grunde völkerrechtswidrig. Aber auch in den von den deutschen Truppen noch nicht besetzten Orten, so vor allem Dinant und seiner Umgebung, war der nichtorganisierte Volkskrieg unzulässig, weil die belgische Regierung zu einer dem Völkerrecht entsprechenden Organisation des Volkskrieges ausreichend Zeit hatte. Die belgische Regierung hat seit Jahren damit gerechnet, bei Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges in die kriegerischen

Ereignisse verwickelt zu werden; die Vorbereitung ihrer Mobilmachung hat nachweislich mindestens eine Woche vor dem Einmarsch des deutschen Heeres eingesetzt. Die Regierung war daher vollkommen in der Lage, ihre Zivilbevölkerung, soweit sie sich ihrer bei etwaigen Kämpfen bedienen wollte, mit militärischen Abzeichen zu versehen und für sie verantwortliche Führer zu bestellen. Wenn die belgische Regierung in einer durch Vermittlung einer neutralen Macht an die deutsche Regierung gelangten Mitteilung behauptet hat, daß sie entsprechende Maßnahmen getroffen habe, so beweist dies nur, daß sie den bezeichneten Bedingungen hätte genügen können; jedenfalls sind aber solche Maßnahmen in den von den deutschen Truppen durchgezogenen Gebieten nicht zur Ausführung gelangt.

Fehlten hiernach in Belgien die völkerrechtlichen Voraussetzungen auch für den nichtorganisierten Volkskrieg, so ist dieser weiter in einer Weise geführt worden, die allein genügt hätte, seine Teilnahme außerhalb des Kriegesrechtes zu stellen. Denn die belgischen Freischärler haben regelmäßig die Waffen nicht offen geführt, auch durchweg die Gesetze und Gebräuche des Krieges nicht beachtet. Durch unwiderlegliche Zeugnisse ist dargetan, daß in einer ganzen Reihe von Fällen die deutschen Truppen von der belgischen Zivilbevölkerung bei ihrem Einzuge scheinbar freundlich aufgenommen und dann bei eintretender Dunkelheit oder bei anderer sich bietender Gelegenheit mit Waffen überfallen worden sind.

Was aber der belgischen Bevölkerung vor allem zur Last fällt, ist die unerhörte Verletzung der Kriegsgebräuche. An verschiedenen Orten, z. B. Lüttich, Perve, Brüssel, in Aerschot, Dinant und Löwen, sind deutsche Krieger hinterlistig ermordet worden. Ferner hat die belgische Bevölkerung das Abzeichen des Roten Kreuzes nicht geachtet; insbesondere hat sie sich nicht geschämt, unter der Deckung dieses Zeichens auf die deutschen Truppen zu schießen, auch Lazarette, worin sich Verwundete befanden, sowie das Sanitätspersonal während der Ausübung seiner Tätigkeit anzugreifen. Endlich sieht unzweifelhaft fest, daß deutsche Verwundete von der belgischen Bevölkerung ausgeraubt und getötet, ja sogar grauenhaft verstümmelt worden sind, und daß selbst Frauen und junge Mädchen an solchen Schandtaten teilgenommen haben. So sind deutschen Verwundeten die Augen ausgestochen, Ohren, Nase und Fingerglieder abgeschnitten oder der Leib aufgeschlitzt worden; in anderen Fällen sind deutsche Soldaten vergiftet, an Bäumen aufgehängt, mit brennender Flüssigkeit übergossen oder sonst verbrannt worden.

Unter diesen Umständen konnte die belgische Zivilbevölkerung, die sich am Kampfe beteiligte, auf eine Behandlung, wie sie Kriegführenden gebührt, selbstverständlich keinen Anspruch machen. Es war vielmehr im Interesse der Selbsterhaltung des deutschen Heeres unbedingt erforderlich, gegen diese Freischärler die schärfsten Maßnahmen zu ergreifen. Personen, die den deutschen Truppen kämpfend entgegentraten, mußten deshalb niedergemacht werden; Gefangene waren nicht wie Kriegsgefangene nach Kriegsrecht, sondern wie Mörder nach Kriegsgebrauch zu behandeln. Immerhin sind dabei, soweit die Kriegsnotwendigkeit nicht entgegenstand, die Formen der Rechtsprechung gewahrt worden; die Gefangenen wurden, wenn es die Umstände irgend erlaubten, erst nach ordnungsmäßigem Verhör oder nach Aburteilung durch ein Kriegsgericht erschossen. Greise, Frauen und Kinder wurden, selbst wenn sie dringend verdächtig waren, in weitestem Umfange geschont; ja die deutschen Soldaten haben, obwohl ihre Geduld durch die tödlichen Angriffe auf eine außerordentlich harte Probe gestellt war, für solche Personen, soweit irgend möglich, manchmal in geradezu

aufopfernder Weise gesorgt, indem sie gefährdete Hilflose unter ihren Schutz nahmen, mit ihnen ihr Brot teilten, auch Schwache und Kranke in Fürsorge gaben.

Daß die belgische Regierung die völkerrechtswidrige Haltung ihrer Bevölkerung gegenüber dem deutschen Heere wesentlich verschuldet hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn abgesehen davon, daß eine Regierung für derartige Taten, die den allgemeinen Ausdruck des Volkswillens darstellen, unter allen Umständen einzustehen hat, muß ihr zum mindesten der schwere Vorwurf gemacht werden, daß sie diesen Freischärlerkrieg, obwohl sie es konnte, nicht verhindert hat. So trifft die belgische Regierung die volle Verantwortung für die ungeheure Blutschuld, die auf Belgien lastet.

Die belgische Regierung hat den Versuch gemacht, sich von dieser Verantwortung dadurch zu entlasten, daß sie die Schuld an den Ereignissen der Zerstörungswut der deutschen Truppen beimißt, die ohne jeden Grund zu Gewalttätigkeiten geschritten seien. Sie hat eine Kommission zur Untersuchung der von den deutschen Truppen angeblich begangenen Grausamkeiten eingesetzt und die Feststellungen dieser Kommission zum Gegenstand diplomatischer Beschwerden gemacht. Dieser Versuch, die Tatsachen in ihr Gegenteil zu verkehren, ist gänzlich mißglückt. Das deutsche Heer ist gewöhnt,

nur gegen feindliche Heere, nicht aber gegen friedliche Einwohner Krieg zu führen. Die unwiderlegliche Tatsache, daß von Anfang an den deutschen Truppen in Belgien von der einheimischen Bevölkerung ein Abwehrkampf im Interesse der Selbsterhaltung aufgezwungen worden ist, kann durch keine Untersuchungen irgend welcher Kommission aus der Welt geschafft werden. Die von der belgischen Kommission zusammengestellten Erzählungen von Flüchtlingen, die als das Ergebnis peinlich unparteiischer Untersuchungen bezeichnet werden, tragen den Stempel der Unglaubwürdigkeit, wenn nicht böswilliger Entstellung an sich. Die Kommission ist nach Lage der Verhältnisse gar nicht imstande, die ihr zugetragenen Gerüchte auf ihre Richtigkeit zu prüfen und den Zusammenhang der Ereignisse zu erfassen. Ihre Anklagen gegen das deutsche Heer sind daher nichts anderes als niedrige Verleumdungen, die durch das vorliegende Urkundenmaterial ohne weiteres entkräftet werden.

In Aerschot ist der Kampf der deutschen Truppen mit der belgischen Zivilbevölkerung nicht, wie von belgischer Seite angedeutet wird, dadurch entstanden, daß deutsche Offiziere die Familienehre des Bürgermeisters angefaßt haben, sondern dadurch, daß die Bevölkerung einen wohlüberlegten Überfall auf den höchstkommandierenden am Orte gewagt und ihn hinterlistig ermordet hat. In Dinant waren es nicht unschuldige, friedliche Bürger, die den deutschen Waffen zum Opfer gefallen sind, sondern Mörder, die heimlich deutsche Soldaten überfallen und so die Truppen zu einem für die Stadt vernichtenden Kampf veranlaßt haben. In Löwen ist der Kampf mit der Zivilbevölkerung nicht dadurch entbrannt, daß fliehende deutsche Truppen mit ihren eintückenden Kameraden aus Trümmern handgemein geworden sind, sondern eine verblendete und die Ereignisse nicht übersehende Bevölkerung hat geglaubt, zurückkehrende deutsche Truppen gefahrlos niederzulegen zu können. Auch die Brandsackel ist von den deutschen Truppen in Löwen wie in anderen Städten nur angelegt worden, wo es die bittere Notwendigkeit erforderte. Der Plan von der Zerstörung Löwens zeigt deutlich, wie die Truppen sich darauf beschränkt haben, nur die Stadtteile zu vernichten, aus denen sich ihnen die Einwohner hinterlistig und mörderisch entgegenstellten.

Nr.:

TAG:

Ja, deutsche Truppen sind es gewesen, die dafür sorgten, daß, soweit es möglich war, die Kunstschätze nicht nur Böhmens, sondern auch anderer Städte gerettet wurden; eine besondere Kommission hat deutscherseits festgestellt, in welcher hohem Maße Kunstwerke von den deutschen Truppen in Belgien geschützt worden sind.

Die kaiserlich deutsche Regierung glaubt durch die Veröffentlichung des vorliegenden Materials überzeugend dargetan zu haben, daß das Vorgehen der deutschen Truppen gegen die belgische Zivilbevölkerung durch deren völkerrechtswidrigen Freischärlerkrieg herausgefordert und durch die Kriegsnotwendigkeit geboten war. Andererseits legt sie nachdrücklich und feierlich Bewahrung ein gegenüber einer Bevölkerung, die mit den verwerflichsten Mitteln einen unehelichen Kampf gegen die deutschen Krieger geführt hat, und mehr noch gegenüber einer Regierung, die in völliger Verkennung ihrer Pflichten den sinnlosen Leidenschaften der Bevölkerung die Zügel hat schießen lassen und sich jetzt nicht scheut die schwere eigene Schuld durch wahrheitswidrige Schmähungen des deutschen Heeres von sich abzuwälzen.

Das Belegmaterial, auf das die Denkschrift Bezug nimmt, ist in einem Weißbuch der k. u. k. Regierung mitgeteilt worden und kann auch aus der kaiserlich deutschen Botschaft in Wien sowie bei dem kaiserlich deutschen Generalkonsulat in Budapest und den kaiserlichen Konsulaten Prag, Brünn, Triest und Sarajewo eingesehen werden.

Wien, den 1. Juni 1915.

v. Tschirschky u. Bögendorff,
kaiserlich deutscher Botschafter.

Ein deutsches Weißbuch über Belgien.

Die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges.

Die deutsche Reichsregierung veröffentlicht ein umfangreiches Weißbuch über die völkerrechtswidrige Führung des belgischen Volkskrieges, welches eine Sammlung von Dokumenten, Protokollen und beglaubigten Mitteilungen enthält, denen eine Denkschrift beigegeben ist, in welcher es unter anderem heißt:

Gleich nach Ausbruch des gegenwärtigen Krieges ist in Belgien ein wilder Volkskampf gegen die deutschen Truppen entbrannt, der eine flagrannte Verletzung des Völkerrechtes bildet und für das belgische Land und Volk die schwersten Folgen gehabt hat.

Dieser Kampf einer von den rohesten Leidenschaften beherrschten Volksmenge hat während des gesamten Vormarsches des deutschen Heeres durch Belgien getobt. Als die belgische Armee nach hartnäckigen Gefechten vor den deutschen Truppen zurückwich, hat die belgische Zivilbevölkerung in den noch unbefestigten Teilen des Landes den deutschen Vormarsch mit allen Mitteln aufzuhalten versucht; sie hat sich aber auch an Orten, die längst von deutschen Truppen besetzt waren, nicht gescheut, durch feige und hinterlistige Ueberrfälle die deutsche Heeresmacht zu schädigen und zu schwächen. Daß die belgische Zivilbevölkerung jedes Standes, Alters und Geschlechts mit größter Erbitterung und Mut an den Kämpfen gegen die deutschen Truppen teilgenommen hat, dafür liegt ein erdrückendes Material vor, das auf amtlichen, insbesondere eidlichen Vernehmungen oder dienstlichen Meldungen beruht.

Nach dem beiliegenden Material hat die belgische Zivilbevölkerung an zahlreichen Orten in den Provinzen Bättich, Lügemburg, Namur, Hennegau, Brabant, Ost- und Westflandern

gegen die deutschen Truppen gekämpft;

einen besonders schrecklichen Charakter haben die Kämpfe in Aerschot, Andenne, Dinant und Löwen angenommen, worüber besondere Berichte von der im Kriegsministerium gebildeten Militäruntersuchungsstelle für Verletzungen des Kriegesrechtes erstattet worden sind. Dabei sind Männer der verschiedensten Stände, Arbeiter, Fabrikbesitzer, Metzger, Lehrer,

sogar Geistliche,

ja auch Frauen und Kinder mit den Waffen in der Hand ergriffen worden; in Gegenden, aus denen sich längst die belgischen regulären Truppen zurückgezogen hatten, wurde aus Häusern und Gärten, von Dächern und Kellern, aus Feldern und Wäldern auf die deutschen Truppen geschossen. In den Kämpfen wurden Mittel benützt, die von einer regulären Truppe sicher nicht verwendet worden wären, wie denn auch große Mengen von Jagdgewehren und Jagdmunition, von veralteten Revolvern und Pistolen vorgefunden worden sind; zahlreiche waren dementsprechend die Verwundungen durch Schrotflinten und ebenso durch Verbrühen mit heißem Teer und kochendem Wasser. Nach alledem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß in Belgien der Volkskrieg nicht nur von einzelnen Zivilpersonen, sondern von breiten Massen der Bevölkerung geführt worden ist.

Die Kriegsführung der belgischen Zivilbevölkerung war völlig unvereinbar mit den allgemein anerkannten Regeln des Völkerrechtes. Diese Regeln unterscheiden zwischen dem

organisierten und dem nichtorganisierten Volkskrieg.

Die für den organisierten Volkskrieg aufgestellten Sonderbedingungen haben bei den belgischen Freischärlern zweifellos nicht vorgelegen. Denn nach den übereinstimmenden Meldungen der deutschen militärischen Kommandostellen haben die beim Kampfe betroffenen Zivilpersonen keine verantwortlichen Führer an ihrer Spitze gehabt, auch keinerlei

militärische Abzeichen getragen. Die belgischen Freischärler können daher als organisierte Milizen oder Freiwilligenkorps im Sinne des Kriegesrechtes nicht angesehen werden. Daran ändert nichts, daß an ihren Unternehmungen anscheinend auch belgische Militärpersonen und Angehörige der belgischen „Garde civique“ teilgenommen haben. Denn da diese Personen gleichfalls keine militärischen Abzeichen trugen, sondern sich in Zivilkleidern unter die kämpfenden Bürger mischten, können ihnen ebensowenig wie diesen die Rechte von Kriegsführenden zugewilligt werden.

Der ganze belgische Volkskrieg ist hienach nur aus dem Gesichtspunkt eines

nichtorganisierten, bewaffneten Widerstandes der Zivilbevölkerung

zu beurteilen. Da ein solcher nur in unbefestigten Gebieten geflattet ist, war er zweifellos an all den Orten, die sich bereits im Besitz deutscher Truppen befanden, also insbesondere auch in Aerschot, Andenne und Löwen, schon aus diesem Grunde völkerrechtswidrig. Aber auch in den von den deutschen Truppen noch nicht besetzten Orten, so vor allem in Dinant und seiner Umgebung, war der nichtorganisierte Volkskrieg unzulässig, weil die belgische Regierung zu einer dem Völkerrecht entsprechenden Organisation des Volkskrieges ausreichend Zeit hatte. Die belgische Regierung hat seit Jahren damit gerechnet, bei Ausbruch eines deutsch-französischen Krieges in die kriegerischen Ereignisse verwickelt zu werden; die Vorbereitung ihrer Mobilmachung hat nachweislich mindestens eine Woche vor dem Einmarsch des deutschen Heeres eingesetzt. Die Regierung war daher vollkommen in der Lage, ihre Zivilbevölkerung, soweit sie sich ihrer bei etwaigen Kämpfen bedienen wollte, mit militärischen Abzeichen zu versehen und für sie verantwortliche Führer zu bestellen. Wenn die belgische Regierung in einer durch Vermittlung einer neutralen Macht an die deutsche Regierung gelangten Mitteilung behauptet hat, daß sie entsprechende Maßnahmen getroffen habe, so beweist dies nur, daß sie den bezeichneten Bedingungen hätte genügen können; jedenfalls sind aber solche Maßnahmen in den von den deutschen Truppen durchzogenen Gebieten nicht zur Ausführung gelangt.

Fehlten hienach in Belgien die völkerrechtlichen Voraussetzungen auch für den nichtorganisierten Volkskrieg, so ist dieser weiter in einer Weise geführt worden, die allein genügt hätte, seine Teilnehmer außerhalb des Kriegesrechtes zu stellen. Denn die belgischen Freischärler haben regelmäßig die Waffen

nicht offen geführt,

auch durchwegs die Gebräuche und Gebräuche des Krieges nicht beachtet.

Durch unwiderlegliche Zeugnisse istargetan, daß in einer ganzen Reihe von Fällen die deutschen Truppen von der belgischen Zivilbevölkerung bei ihrem Einzug scheinbar freundlich aufgenommen und dann bei Eintreten der Dunkelheit oder bei anderer sich bietender Gelegenheit mit Waffen überfallen worden sind.

Was aber der belgischen Bevölkerung vor allem zur Last fällt, ist die unerhörte Verletzung der Kriegesgebräuche in verschiedenen Orten, zum Beispiel Bättich, Herve, Brüssel, in Aerschot, Dinant und Löwen, sind deutsche Krieger hinterücks ermordet worden. Ferner hat die belgische Bevölkerung das Abzeichen des roten Kreuzes nicht geachtet; insbesondere hat sie sich nicht gescheut, unter der Deckung dieses Zeichens auf die deutschen Truppen zu schießen, auch Lazarette, worin sich Verwundete befanden, sowie das Sanitätspersonal während der Ausübung seiner Tätigkeit anzugreifen. Endlich steht unzweifelhaft fest,

daß deutsche Verwundete von der belgischen Bevölkerung ausgeraubt und getötet,

ja sogar grauenhaft verstümmelt worden sind und daß selbst Frauen und junge Mädchen an solchen Schandtaten teilgenommen haben. So sind deutschen Verwundeten die Augen ausgehöhlet, Ohren, Nase und Fingerglieder abgeschnitten oder der Leib aufgeschlitzt worden; in anderen Fällen sind deutsche Soldaten vergiftet, an Bäumen aufgehängt, mit brennender Flüssigkeit übergossen oder sonst verdrannt worden.

Unter diesen Umständen konnte die belgische Zivilbevölkerung, die sich am Kampfe beteiligte, auf eine Behandlung, wie sie Kriegsführenden gebührt, selbstverständlich keinen Anspruch machen. Es war vielmehr im Interesse der Selbsterhaltung des deutschen Heeres unbedingt erforderlich,

gegen diese Freischärler die schärfsten Maßnahmen zu ergreifen.

Personen, die den deutschen Truppen kämpfend entgegentraten, mußten deshalb niedergemacht werden; Gefangene waren nicht wie Kriegsgefangene nach Kriegsrecht, sondern wie Mörder nach Kriegsgebrauch zu behandeln. Immerhin sind dabei, soweit die Kriegsnotwendigkeit nicht entgegenstand, die Formen der Rechtsprechung gewahrt worden; die Gefangenen wurden, wenn es die Umstände irgendwie erlaubten, erst nach ordnungsmäßigem Verhör oder nach Aburteilung durch ein Kriegsgericht erschossen. Greise, Frauen und Kinder wurden, selbst wenn sie dringend verdächtig waren, in weitestem Umfang gesont; ja die deutschen Soldaten haben, obwohl ihre Geduld durch die hiesigen Angriffe auf eine außerordentlich harte Probe gestellt war, für solche Personen, soweit irgend möglich, manchmal in geradezu aufopfernder Weise gesorgt, indem sie gefährdete Hilflose unter ihren Schutz nahmen, mit ihnen ihr Brot teilten, auch Schwache und Kranke in Fürsorge gaben.

Daß die belgische Regierung die völkerrechtswidrige Haltung ihrer Bevölkerung gegenüber dem deutschen Heere wesentlich verschuldet hat, kann keinem Zweifel unterliegen. Denn abgesehen davon, daß eine Regierung für derartige Taten, die den allgemeinen Ausdruck des Volkswillens darstellen,

unter allen Umständen einzustehen hat, muß ihr zum mindesten der schwere Vorwurf gemacht werden, daß sie diesen Freischärlerkrieg, obwohl sie es konnte, nicht verhindert hat. So trifft die belgische Regierung die volle Verantwortung für die ungeheure Blutschuld, die auf Belgien lastet.

Die belgische Regierung hat den Versuch gemacht, sich von dieser Verantwortung dadurch zu entlasten, daß sie die Schuld an den Ereignissen der Zerstörung mit der deutschen Truppen beimißt, die ohne jeden Grund zu Gewalttätigkeiten geschritten seien. Sie hat eine Kommission zur Untersuchung der von den

deutschen Truppen angeblich begangenen Grausamkeiten eingesetzt und die Feststellungen dieser Kommission zum Gegenstand diplomatischer Beschwerden gemacht. Dieser Versuch, die Tatsachen in ihr Gegenteil zu verkehren, ist gänzlich mißglückt. Das deutsche Heer ist gewohnt, nur gegen feindliche Heere, nicht aber gegen friedliche Einwohner Krieg zu führen. Die unwiderrlegliche Tatsache, daß von Anfang an den deutschen Truppen in Belgien von der einheimischen Bevölkerung ein Abwehrkampf im Interesse der Selbsterhaltung aufgezwungen worden ist, kann durch keine Untersuchungen irgend welcher Kommission aus der Welt geschafft werden.

Die von der belgischen Kommission zusammengestellten Erzählungen von Flüchtlingen, die als das Ergebnis peinlich unparteiischer Untersuchungen bezeichnet werden, tragen den Stempel der Unglaubwürdigkeit, wenn nicht böswilliger Entstellung an sich. Die Kommission ist nach der Lage der Verhältnisse gar nicht imstande, die ihr zugetragenen Gerüchte auf ihre Richtigkeit zu prüfen und den Zusammenhang der Ereignisse zu erfassen. Ihre Anklagen gegen das deutsche Heer sind daher nichts anderes als niedrige Verleumdungen, die durch das vorliegende Urkundenmaterial ohneweiters entkräftet werden.

In Aerschot ist der Kampf der deutschen Truppen mit der belgischen Zivilbevölkerung nicht, wie von belgischer Seite angedeutet wird, dadurch entstanden, daß deutsche Offiziere die Familienehre des Bürgermeisters angetastet haben, sondern dadurch, daß die Bevölkerung einen

wohlüberlegten Ueberfall auf den Ochsstkommandierenden am Orte gewagt und ihn hinterrücks ermordet hat. In Dinant waren es nicht unschuldige friedliche Bürger, die den deutschen Waffen zum Opfer gefallen sind, sondern Mörder, die heimtückisch deutsche Soldaten überfallen und so die Truppen zu einem für die Stadt vernichtenden Kampfe veranlaßt haben. In Löwen ist der Kampf mit der Zivilbevölkerung nicht dadurch entbrannt, daß fliehende deutsche Truppen mit ihren einrückenden Kameraden aus Irrtum handgemein geworden sind, sondern eine verblendete und die Ereignisse nicht übersehende Bevölkerung hat geglaubt, zurückkehrende deutsche Truppen gefahrlos niedermachen zu können. Auch die Brandsadell ist von den deutschen Truppen in Löwen wie in anderen Städten nur angelegt worden, wo es die bittere Notwendigkeit erforderte. Der Plan von der Zerstörung Löwens zeigt deutlich, wie sich die Truppen darauf beschränkt haben, nur die Stadtteile zu vernichten, aus denen sich ihnen die Einwohner hinterlistig und mörderisch entgegenstellten. Ja deutsche Truppen sind es gewesen, die dafür sorgten, daß, soweit es möglich war, die Kunstschätze nicht nur Löwens, sondern auch anderer Städte gerettet wurden; eine besondere Kommission hat deutscherseits festgestellt, in welcher hohem Maße Kunstwerke seitens der deutschen Truppen in Belgien geschädigt worden sind.

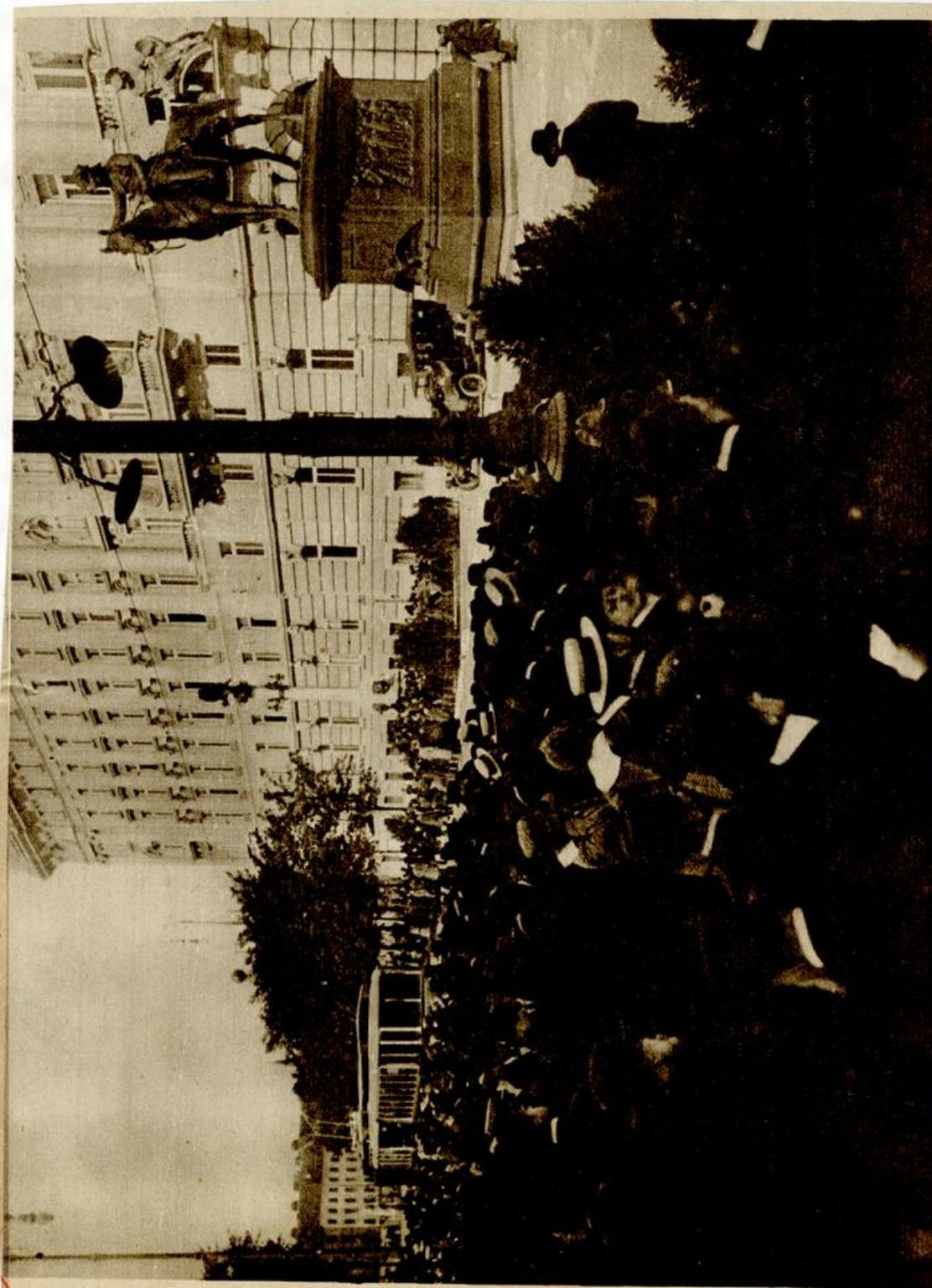
Die kaiserliche deutsche Regierung glaubt durch die Veröffentlichung des vorliegenden Materials überzeugend darzulegen zu haben, daß das Vorgehen der deutschen Truppen gegen die belgische Zivilbevölkerung durch deren völkerrechtswidrigen Freischärlerkrieg herausgefordert und durch die Kriegsnotwendigkeit geboten war. Andererseits legt sie nachdrücklich und feierlich Verwahrung ein gegenüber einer Bevölkerung, die mit den verwerflichsten Mitteln einen unehelichen Kampf gegen die deutschen Krieger geführt hat, und mehr noch gegenüber einer Regierung, die in völliger Verkennung ihrer Pflichten den sinnlosen Leidenschaften der Bevölkerung die Fägel hat schießen lassen und sich jetzt nicht schämt, die schwere eigene Schuld durch wahrheitswidrige Schmähungen des deutschen Heeres von sich abzuwälzen.

Das Belegmaterial, auf das die Denkschrift Bezug nimmt, ist in einem Weisbuch der österreichisch-ungarischen Regierung mitgeteilt worden und kann auch auf der kaiserlich deutschen Botschaft in Wien sowie bei dem kaiserlich deutschen General-Konsulat in Budapest und den kaiserlichen Konsulaten Prag, Brünn, Triest und Sarajevo eingesehen werden.

Das interessante Blatt

Nr.: 22.

TAG: 3. 6. 1915 110



Eine patriotische Demonstration vor dem Habsburg-Denkmal beim Kriegsministerium nach Bekanntgabe der Kriegserklärung Italiens.
Nach einer Aufnahme von Spezialphotographen des „Interessanten Blattes.“

Das interessante Blatt

Nr.: 22.

TAG: 3. 6. 1915/2



Die große patriotische Kundgebung gegen Italien in Wien: Die Spitze des Zuges, an dem mehr als 50.000 Personen die ungeheure Kriegsbegeisterung und Entrüstung über den italienischen Vertragsbruch zum Ausdruck brachten.

Inspr.-Unter. G. Seebald, Wien.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 153.

TAG: 4. 6. 1915/4

*** Kundgebungen nach der Eroberung Przemyßs.**

Als die Nachricht von der Wiedereroberung Przemyßs eingetroffen war, wehten bald Fahnen von den Dächern und abends gab es laute Kundgebungen. So einen militärischen Zapfenstreich, an dem Abteilungen der Infanterieregimenter Nr. 83 und 99 in der Stärke von beiläufig je hundertfünfzig Mann teilnahmen. Die Dreiundachtziger marschierten von der Wasnergasse in der Brigittenau, wo sie untergebracht sind, mit Fahnen, Sompions und Musik zum Legetthoff-Denkmal und von hier durch die Rotenturmstraße zum Albrechtbrunnen. Hier trafen sie mit dem Zuge der Neunundneunziger zusammen, der seinen Weg über den Ring genommen hatte. Die Neunundneunziger marschierten dann durch die Mariahilferstraße in die Meidlinger Kaserne, wo sie untergebracht sind. Die Brigittenauer zogen vom Ring aus wieder heim. Da in Zeitungen mitgeteilt worden war, daß der Zug nach Schönbrunn ziehen werde, sammelten sich viele Leute vor dem Schönbrunner Schlosse an. Ein Zug von etwa dreihundert Straßenbahnern bewegte sich von der Kronprinz Rudolfs-Brücke über den Kai zur Oper. Dann zog er zum Kriegsministerium und hier hielt Abgeordneter Dr. Mataja, der die meisten Reden während des Krieges hält, wieder eine Ansprache. Begreiflicherweise folgten jedem Zuge viele Menschen und große Menschenmengen säumten die Straßen ein.

PEHILLE, Hugo

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 153.

TAG: 4. 6. 1915/3

Die Eroberung von Przemysl.

Telegramm unseres Kriegsberichterstatters
Hugo Schulz.

(Eingelangt um $\frac{3}{4}$ 1 Uhr nachts.)

— 3. Juni, $\frac{3}{4}$ 8 Uhr abends.

Die Eroberung der Festung geschah folgendermaßen: In der Morgendämmerung auf Donnerstag waren die heldischen Bayertruppen am Nordsektor Przemysls über das Dienstag eroberte Fort Dunkowicki soweit vorgearbeitet, daß auch die innere Gürtellinie sturmreif wurde. Es folgten kurze, aber verzweifelte Kämpfe mit den noch hier befindlichen russischen Kräften. Um $\frac{1}{2}$ 4 Uhr früh schon marschierten die ersten Bayern in das Innere der schicksalsreichen Stadt. Inzwischen hatten vom Südwesten und Süden her über Pralkowee die kaum zu haltenden Leute des zehnten Korps, besonders die Regimenter aus Przemysl selbst, die Sanufer erreicht und gelangten an der Seite des herrlichen Panoramas der Kirchen und des Schloßberges in ihr Przemysl. Der Jubel der Bevölkerung, die während der Russenherrschaft an zwanzigtausend Menschen betrug, war grenzenlos. Männer und Frauen weinten vor Glück. Viele der Soldaten konnten beim Einzug die Ihren wiedersehen. Und nichts Erhebenderes, keine schönere Symbolisierung der Waffenbrüderschaft Deutschlands mit Oesterreich-Ungarn läßt sich denken, als von beiden entgegengesetzten Seiten der eroberten Stadt sich Bayern und Oesterreicher trafen. Offiziere und Mannschaften sah man sich umarmen. Glodengeläute segnete den Siegestag. Ein Dankgottesdienst in allen Kirchen und den Synagogen wurde abgehalten. Der nach der gewalttätigen Verschickung des ersten Bürgermeisters nach Sibirien in Przemysl verbliebene Wizebürgermeister begrüßte die ersten Patrouillen der Verbündeten in Worten, die das heiße Dankgefühl der Bevölkerung ausdrückten. Von allen Dächern wehen Flaggen und Fahnen der beiden Monarchien.

Ueber die Art der Räumung Przemysls und die Zahl der Gefangenen wie den Umfang des erbeuteten Kriegsgerätes ist zur Stunde noch nichts Bestimmtes bekannt. Jedenfalls sind diese keine geringe. Der Abzug der russischen Be-

...sagungstruppen war ja lediglich auf die
liche ~~1915 Przemysl~~ nach
Großel möglich, und beide standen seit Tagen unter
dem vernichtenden ~~Siegen~~ der ~~Alle~~ amüßenden und
naher gebrachten ~~Artillerie~~ anderer Truppen.

Die Wirkung des Falles von Przemysl
wird sich in den aller nächsten Tagen schon fühlbar
machen, denn durch Freierwerbung unserer belagernden
Truppen ist der ohnedies bisher mißlungene Vorstoß-
versuch der Russen bei Siennawa ~~und~~ in der
Gegend an der Lubaczowka, der gegen die Armee
Madsen gerichtet ist, bedroht. Ihre starken
Kräfte werden sich hier nur noch mehr ver-
bluten. Da auch bei Drohobycz und Stryj
alle unsere Gruppen stündlich vorwärts kommen, sind
sowohl die ~~Sane~~ wie die ~~Dnje~~ st ~~st~~ ~~ell~~ ~~urg~~ ~~en~~ der
Russen ~~als~~ ~~st~~ ~~ar~~ ~~long~~ ~~ef~~ ~~ähr~~ ~~de~~ ~~zu~~ ~~betrachten~~.

Der Fliegerangriff auf Bari und Molfetta.

Lugano, 3. Juni. Über den Fliegerangriff auf Bari und Molfetta berichtet der „Secolo“: Gegen 4 Uhr 30 Minuten erschien über Bari ein Zweidecker, der längs des Strandes Filoso dahinslog. Fischer hielt ihn für einen italienischen Flieger. Er warf Bomben auf die Eisenbahnstation und auf das Haus des Abgeordneten Nicola Vito. Die Explosion dieser Bomben verursachte großen Schaden und weckte die noch im Schlafe befindlichen Bürger, die mit panikartigem Schreck ins Freie eilten. Dann erhob sich der Zweidecker über der Telefunkenstation in eine Höhe von 2000 Metern und verschwand in der Richtung nach Westen. Die Explosion forderte ein Menschenopfer. Ein 14jähriger Knabe, der auf der Straße schlief, wurde durch einen herabfallenden Ziegel getötet. Die auf diesem Hause geplante Bombe verursachte eine derartige Erschütterung, daß das Nebenhäus beschädigt wurde, und die Fenster der umliegenden Häuser in Trümmer gingen. Über Molfetta warf der Flieger vier Bomben ab, eine auf die Eisenbahnstation, die zweite auf die Fabrik Messina bei Genaro, die dritte auf das Petroleumdepot. Ein Arbeiter wurde getötet, eine Frau verletzt. Der Präsekt von Molfetta ordnete gleich nach dem Luftangriff eine Beratung der Militär- und Zivilbehörden an, in der festgestellt wurde, daß das Signalsystem der Bevölkerung nur Schaden bringe, da alles aus den Fenstern schaue und auf die Straße laufe, statt sich zurückzuziehen. Es wurde daher beschlossen, in Zukunft den Signaldienst abzuschaffen.

Przemysl.

Der gestrige Tag hat uns die Nachricht vom Falle Przemysls gebracht: Deutsche Truppen erstürmten nachts die letzten russischen Stellungen der Nordfront und drangen um 3 Uhr 30 Minuten früh von Norden her in die Stadt ein. Von Westen und Süden ist dann unser zehntes Armeekorps eingedrungen. Seine ersten Abteilungen erreichten bald nach 6 Uhr vormittags den Hauptplatz der Stadt. Niemand zweifelte an dem nahen Eintritt dieses Ereignisses, aber die Raschheit des Falles kam, da wir in dem großen Krieg längst an langsamere Zeitmaße gewöhnt sind, dennoch unerwartet und löste allerorten Jubel und Genugtuung aus. Viele Häuser in Stadt und Land legten Flaggenhinaus, und man feierte den kirchlichen Festtag als Reichsfeiertag. Wir Zeitgenossen, die wir mitten drinnen in der Flut der Geschehnisse stehen, besitzen gewiß nicht das absolut verlässliche Augenmaß und die Fähigkeit, die Vorgänge auf den Kriegsschauplätzen schon am nächsten Tag historisch zu werten und in ihrer Auswirkung auf den weiteren Verlauf des Krieges sicher zu beurteilen. Aber abzuschätzen und aus den vorliegenden Prämissen Schlüsse zu ziehen, ist auch uns gestattet, und deshalb können wir, selbst wenn wir mit Vorsicht zu Werke gehen, heute sagen, daß die künftige Geschichtsschreibung unserer Monarchie den dritten Juni 1915 als bedeutungsvolles Datum verzeichnen wird.

Als die starke Festung am San nach monatelanger heldenmütiger Gegenwehr nicht vor der russischen Übermacht, sondern vor dem Gespenst des Hungertodes kapituliert, ergriff alle ein schmerzliches Gefühl. Przemysl, das uns in Friedenszeiten nicht mehr als ein Name gewesen, war in dem monatelangen Ringen mit der russischen Übermacht zum Symbol der Unüberwindlichkeit dieses Staates geworden, es galt als der Weil, der schmerzhaft und lähmend im Riesenleib der russischen Armee festgebohrt war. Durch das Freiwerden der starken Belagerungsarmee erreichte die russische Angriffsenergie in den Karpathen ihren Höhepunkt, es

folgte eine der blutigsten Schlachten dieses Krieges. In dem wochenlangen mörderischen Ringen haben sich die russischen Heere verblutet, der Zar verlor an der Karpathenfront seine besten Soldaten, die zu Tausenden fielen, und so wurden durch die russische Durchbruchstaktik selbst die Vorbedingungen für die große Maioffensive der Verbündeten geschaffen. Am Karpathenwall hatte sich die russische Angriffslust endgültig ausgelebt, und in den glorreichen Siegestagen des vergangenen Monats wurde es offenbar, daß die russischen Heere gegenüber dem ungebrochenen Mut unserer und der verbündeten deutschen Truppen nicht mehr standzuhalten vermögen. Es folgte Niederlage um Niederlage, heftige Gegenangriffe des Feindes auf unseren nordwestlichen Flügel konnten das Gesamtbild nicht ändern, und die Krönung des Werkes war gestern der Fall Przemysls. Es ist für die verminderte russische Widerstandskraft bezeichnend, daß die Festung schon nach kurzer Belagerung im Sturm genommen werden konnte. Das Rückfluten der arg gelichteten russischen Heeresmassen dauert ununterbrochen an, und die Frage erhebt sich, ob die demokratisierten, schlecht genährten und schlecht bewehrten Russen überhaupt noch systematischen Widerstand leisten können. Zwischendurch aber kommen aus Rußland allerlei dunkle Gerüchte von Kriegsmüdigkeit, Friedenssehnsucht und Sonderfrieden . . .

Przemysl wird uns jedenfalls unvergeßlich bleiben: sein Fall in russische Hände hat den Höhepunkt des Krieges gegen den östlichen Gegner eingeleitet, und seine Rückeroberung durch unsere und die deutschen Truppen bringt — so wollen wir hoffen — uns dem endgültigen Sieg über Rußland nahe. Die tiefe moralische Wirkung auf das feindliche Ausland kann schließlich auch nicht ausbleiben. In London und Paris wird man nun wissen, daß die Hoffnung auf die Entlastung durch Rußland endgültig dahin ist, und die umnebelten Köpfe der italienischen Kriegsheer werden ein peinliches Erwachen in die rauhe Wirklichkeit haben. Denn Przemysl ist neben den ersten Schlappen in den südlichen Apenninen auch eine gesunde Lektion für Italien, die wir dem treulosen Freund mit wohlthuenden Rachegefühlen erteilen.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 153

TAG: 4. 6. 1915/1

Przemysl wieder gewonnen. Bericht des österreichisch-ungarischen Generalstabs.

Amlich wird verlautbart:

3. Juni.

Deutsche Truppen erstürmten nachts die letzten russischen Stellungen der Nordfront von Przemysl und drangen heute um 3 Uhr 30 Minuten vormittags von Norden her in die Stadt ein. Von West und Süd ist unser zehntes Korps eingedrungen. Seine ersten Abteilungen erreichten bald nach 6 Uhr vormittags den Hauptplatz der Stadt. Die Tragweite dieses Erfolges läßt sich noch nicht überblicken.

Der Angriff der verbündeten Truppen im Raume nördlich von Strzyj schreitet weiter erfolgreich fort. Bisheriges Ergebnis der Schlacht bei Strzyj: 60 Offiziere, 12.175 Mann gefangen, 14 Geschütze, 35 Maschinengewehre erbeutet.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Feldmarschalllieutenant.

Bericht der deutschen obersten Heeresleitung.

Berlin, 3. Juni. Das Wolffsche Büro meldet:

Großes Hauptquartier, 3. Juni.

Die Armee des Generals Linjingen bringt in der Richtung auf Sjadaczow nordöstlich von Strzyj vor und kämpft um den Dnjeistrabschnitt westlich von Mikolajow. Die Beute der Schlacht bei Strzyj ist auf 60 Offiziere, 12.175 Mann Gefangene, 14 Geschütze, 35 Maschinengewehre gestiegen.

Die Festung Przemysl wurde heute früh, nachdem in den Nachtstunden die sich noch haltenden Werke der Nordfront gestürmt waren, von uns genommen. Die Beute ist noch nicht zu übersehen. Gegenangriffe der Russen gegen die Angriffskolonnen und unsere Stellungen östlich von Jaroslau scheiterten vollständig.

Oestlicher Kriegsschauplatz. Die Lage ist unver-

Przemysl wieder unser!

Heute morgen kam Przemysl wieder in die Gewalt der Verbündeten. Als die Bayern durch ihren tapferen Sturmangriff fünf Nordforts der Festung bezwungen hatten, war die Wiedereinnahme Przemysls eine begründete Hoffnung, fast eine sichere Erwartung. Daß sie nun zur Tat geworden ist, wird mit hellem Jubel in ganz Oesterreich-Ungarn und Deutschland vernommen werden. Es ist Großes geschehen in den letzten fünf Wochen in Galizien, das Größte dieses gewaltigsten aller Kriege, in ununterbrochener Folge hat sich Erfolg an Erfolg gereiht und die schwerste, die rühmlichste Arbeit lag gewiß am Anfang des Durchbruchkampfes. Aber die Wiedereroberung von Przemysl schließt sich doch dieser Kette der Siege wie ihre Krone und ihre stolze Bekräftigung an. Als am 22. März, nicht vom Feinde, sondern vom Hunger bezwungen, die Verteidiger Przemysls die Stadt den Russen übergeben mußten: wach ein Freudenschrei rauschte da durch Rußland und die ganze Welt des Dreiverbandes! Przemysl wurde in den russischen, englischen und französischen Darstellungen zum gipfelnden Siege der galizischen Offensive und schon sahen die Propheten des Dreiverbandes die Belagerer von Przemysl unwiderstehlich nach Ungarn eindringen. Der russische Generalstab hat wahrlich nichts verabsäumt, den Ruhm seines Erfolges auszuschmücken. In wenigen Wochen umrankte eine blühende Legende die Uebergabe der Festung und bis nach Amerika gingen die schriftlichen und bildlichen Darstellungen, in denen die Diener des Zaren die Uebergabe von Przemysl als glorreichste Waffentat des Krieges priesen. Wir wollen es ihnen nicht einmal gar zu übelnehmen; erstlich hat den Dreiverband die Siegesgöttin nicht sehr verwöhnt und dann ist die kurze und sachliche Art, mit der meist unser und der deutsche Generalstab auch die bedeutendsten Erfolge behandeln, nicht nach russischer oder romanischer Art.

Aber je mehr die Russen und ihre Verbündeten die Einnahme von Przemysl in strahlende Glorie erhoben, um so vernehmlicher wird jetzt die Wiedereroberung der Stadt zu allen sprechen, zu Feind und Freund. Przemysl ist vor allem ein Symbol, uns ein freundliches Zeichen, nicht minder aber dem Vierverband deutlich, nur im entgegengesetzten Sinne. Bis zur Stunde haben die Russen sowohl als die Franzosen sich eifersüchtig bemüht, den Eindruck des gewaltigen Sieges der Verbündeten in Galizien abzuschwächen, zu verwischen. Die Öffentlichkeit des Vierverbandes erfuhr weder von der völligen Zurückdrängung der Russen hinter den San noch von den 300.000 Gefangenen. Allein der Fall der berühmten Festung läßt sich nicht vertuschen, nicht verheimlichen. Nicht als ob die Wiedereinnahme der Stadt mehr bedeutete als die Gefangennehmung einer größern oder kleinern Armee von Russen. Aber an den Namen Przemysl haben sich nun einmal in aller Welt so viele Gefühlswerte geknüpft, er kündigt Sieg und

Niederlage, ist ein Sinnbild des Aufstetgens und des Sinkens. Und wenn vor zwei Monaten die Eroberung Przemysls durch die Russen als eine Bürgschaft angenommen wurde für das unhemmbar siegreiche Vordringen der russischen Armeen, so werden dieselben, die sich an dieser für sie frohen Hoffnung gewärmt haben, nun sich des Schlusses nicht erwehren, daß es mit dem Bleiben und Walten der Russen in Galizien wohl sichtlich zu Ende geht.

Doch noch in anderer Hinsicht wirkt die Wiedereinnahme von Przemysl wie ein Ruf starker Hoffnung und kühnen Glaubens. Es war am Pfingstsonntag, da wurden an der Westfront die deutschen Schützengräben beunruhigt durch einen Ruf, der sich längs der Front des Feindes unerklärlich und zunächst unverständlich durch Hunderttausende von Stimmen fortpflanzte. Der Ruf aber lautete: „Vivo l'Italie!“ und sprach das Frohlocken aus, mit dem die Franzosen die Kriegserklärung Italiens begrüßten. Auf diese Weise erfuhren zuerst die deutschen Soldaten im Westen von dem schmachvollen Verrat, den Italien an seinen beiden Bundesgenossen verübt hatte. Heute wird umgekehrt Unruhe und Staunen und ängstiges Fragen durch die französischen Schützengräben irren, wenn von der deutschen Front herüber der Glockenton und das Hurra einen neuen Sieg der Verbündeten

im Osten verkündet. Und wiederum bewährt sich hier die sinnbildliche Kraft des heute gewonnenen Erfolges. Als Italien seinen Treubruch vollendet hatte, da klang es durch die Reden der Franzosen und der Engländer so, als wäre nun das große blutige Weltringen entschieden und die Wage des Schicksals hätte sich endgiltig für das Länderverteilungs Syndikat gesenkt. Das nun aber ist das Herrliche und das Erhebende an der Fortdauer der galizischen Offensive und an den Erfolgen, die sie in der letzten Woche getragen, das sichtbar wird vor aller Welt: wie der Zutritt eines ganzen Großstaates zu der Reihe unserer ohnedem schon mit der Uebermacht gesegneten Feinde die Angriffskraft der Zentralmächte nicht gelähmt und gebunden hat und das Werk zu stören nicht vermochte, das in den Siegen am Dunajec und bei Gorlice kühn und schwungvoll eröffnet worden. Der Verlauf der Dinge seit der italienischen Kriegserklärung ist wahrlich geeignet, alle kleinmütigen Gedanken zu verschrecken.

Die Freude über die Wiedergewinnung Przemysls läßt heute wenig Teilnahme übrig für die kritische Abschätzung der Vorgänge auf anderen Punkten der verschiedenen Kriegsschauplätze. Nur darauf muß doch wohl die Aufmerksamkeit hingewendet werden, daß die Armee des Generals Linington jetzt um den Dnjeprabschnitt westlich von Mikolajow kämpft, während östlich von Jaroslav Tag um Tag die russischen Gegenangriffe erfolgreich abgeschlagen werden. Nun sind auch die Truppen, die bisher durch die Bewältigung von Przemysl gebunden waren, frei geworden, und so darf man kühnlich neue bedeu-

tende Fortschritte in Galizien erhoffen. In diesen Zusammenhang gehört es auch, daß die Einnahme von Stryj, die jetzt bekannt geworden, mit der Gefangenzung von mehr als 12.000 Mann verbunden war. Von der Beute, die in Przemyśl gemacht worden, und von der Tragweite, die dem Erfolg zukommt, sagt der Bericht, sie ließen sich noch nicht übersehen. Wenn wir heute die Freude in uns haben widerklingen lassen, so wollen wir nächstens um so eifriger die rechnenden Erwägungen entgegennehmen.

Die Vereinigten Staaten und Deutschland.
Ein neue amerikanische Note zum „Lusitania“-Fall.
Ueber London, Amsterdam und Kopenhagen kommen Washingtoner Nachrichten über eine neue Note der Vereinigten Staaten an Deutschland, die von einer Verschlimmerung der diplomatischen Lage melden. So meldet der „Amsterdamer Telegraaf“ aus Washington: Nach zweistündiger Beratung zwischen Präsident Wilson und dem Kabinett wurde bekanntgemacht, daß eine zweite Note an Deutschland abgesendet werden soll. Man nimmt an, daß Wilson durch einmütige Auffassung der amerikanischen Presse, die Deutschlands Antwort

voller Ausflüchte findet, stark beeinflusst ist. Man glaubt daher, daß die zweite amerikanische Note kurz und bündig ausfallen und die höfliche, aber bestimmte Anfrage enthalten wird: ob Deutschlands letzte Note den Sinn habe, daß es die Grundregeln des internationalen Rechtes zu missachten beabsichtige. Unter den Mitgliedern des Kabinetts herrscht die Meinung vor, daß sich Deutschland durch sein Vorgehen über die Grenzen des internationalen Rechtes und der Menschlichkeit hinwegsetzt und daß die Vereinigten Staaten wahrscheinlich die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abbrechen werden.

Eine amtliche Kundgebung über den Inhalt der amerikanischen Note liegt zur Stunde noch nicht vor. In wesentlichen Zügen lassen sich aber aus dem drahllich übermittelten Bilde drei Punkte herausheben, die den Kern der am heutigen Tage festzustellenden Note bilden dürften. In erster Linie dürfte bemängelt werden, daß sich die deutsche Note, die ja nur als Zwischennote gedacht war, über die Entschädigungsfrage ausgeschwiegen hat. Die Hauptfrage nach der Munitionsladung der „Lusitania“, die den amerikanischen Gesetzen widerspricht, dürfte dahin beantwortet werden, daß ein vergleichsweise kleineres Quantum von Munition auch nach amerikanischem Gesetz zulässig ist. Es käme daher auf die Feststellung an, innerhalb welcher Grenzen die Quantität der Munition auf der „Lusitania“ nachweisbar wäre. In letzter Linie aber dürfte sich die Note darauf konzentrieren, daß aus der deutschen Antwort nicht ersichtlich sei, in welcher Form man künftig der Torpedierung von Passagierdampfern vermittelst der U-Boote vorzubeugen gedenke. Die amerikanische Regierung wird an der Auffassung festhalten, daß diese Art von Kriegsführung außerhalb der Grenzen völkerrechtlicher Gepflogenheit stehe, und daher die deutsche Regierung auffordern, Mittel und Wege anzugeben, wie sie sich künftig in ihrem Seekrieg auf den Boden des Völkerrechtes zu stellen gedenke. Es scheint nach allem, daß der Ton der Note ernster und nachdrücklicher sein wird als der der vorangegangenen. Doch wäre es verfrüht, schon jetzt weitergehende Folgerungen über den möglichen Abbruch der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu ziehen.

Munition an Bord.
New York, 3. Juni. Die „New York Times“ melden aus Pittsburg: Der Chemiker John Braun erklärte, daß die „Lusitania“ 250.000 Pfund Tetrachlorid an Bord führte, das in Pittsburg hergestellt und für die französische Regierung bestellt war. Die deutsche Regierung müsse das gelassen haben. Die Ueberlebenden der „Lusitania“ hätten aber ersticken die Gasdämpfe geklagt. Braun ist der Ansicht, daß diese Dämpfe von dem sich verflüchtigen Tetrachlorid herrührten, das teilweise Erstickung verursache und von den Franzosen für die Herstellung von Gasbomben benutzt werden sollte.

Unterscheiden wir!

Der langjährige, durch den Krieg aus Italien vertriebene Korrespondent der „Rölnischen Zeitung“ schreibt in seinem Blatte:

Es ist wohl angemessen, in Kürze nochmals unser Verhältnis zu Italien zu erörtern, um an unserem Teil zu verhindern, daß der gerechte Zorn gegen die Urheber des schimpflichen Verrats unserem Volke den Blick für die Tatsachen trübe und es zu einer unbilligen Beurteilung des italienischen Volkes verleite. Es ist immer falsch und gefährlich, zu verallgemeinern und für die Taten einzelner Personen oder Gruppen eine ganze Nation verantwortlich zu machen. Wenn es gegenüber irgend einem unserer Feinde nützlich und notwendig ist, eine scharfe Grenzlinie zu ziehen zwischen den gewissenlosen Urhebern und Mitschuldigen des Kriegsentchlusses einerseits und der in den Krieg hineingedrängten Bevölkerung andererseits, so muß das gewiß bei Italien geschehen.

Wir brauchen zu diesem Zwecke nur eben an den langwierigen Streit in der italienischen Presse zu erinnern, von der ein Teil den Mut hatte, der durch ausländisches Gold genährten Kriegsströmung und den Absichten der Regierung Salandra-Sonnino selber kräftig zu widerstehen, weil die Leiter wußten, daß sie dem größten Teil des italienischen Volkes aus der Seele redeten, wenn sie für die Erhaltung der Neutralität und des Friedens mit den alten Verbündeten wirkten. Wir brauchen nur an das unermüdlige Wirken der sozialdemokratischen Partei Italiens zu erinnern, die auch nach der Kriegserklärung ihren Widerstand gegen die siegende Richtung nicht aufgegeben hat, an die zahlreichen öffentlichen Kundgebungen gegen den Krieg, an denen sich sogar einberufene Reservisten beteiligt haben und die von der Regierung, wie sehr sie sich auch darum bemühte, nicht völlig verhindert werden konnten. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß eine nicht näher zu bestimmende, aber jedenfalls nicht geringe Zahl von italienischen Militärpflichtigen die Fahnenflucht in schweizerisches Gebiet der Teilnahme an dem Kampfe gegen Deutschland-Oesterreich vorgezogen hat; wir sollten auch das nicht vergessen, daß der König selber bis um die Mitte des Mai von seiner nächsten Umgebung, seinem Generaladjutanten und dem königlichen Hausminister, im neutralistischen, friedlichen Sinne beraten wurde und daß Giolitti, als er vom König zu Rate gezogen wurde, noch über eine dem Kriege abgeneigte Mehrheit im Parlament verfügen zu können glaubte und zu diesem Glauben durchaus berechtigt war. Wenn sich binnen wenigen Tage die Waage zu Gunsten des Krieges neigte, so lag es im wesentlichen an der von der Kriegspartei unter Beihilfe des Kabinetts Salandra ausgeübten Schreckensherrschaft. Es bewahrheitete sich leider das schon vor einigen Monaten von einem neutralistischen Blatte Italiens ausgesprochene Urteil: Bei uns gibt es einige tausend Eingeschüchterter und viele Millionen Eingeschüchterter. Wohl kann man diesen Eingeschüchterten, also der Mehrheit des italienischen Volkes, den Vorwurf nicht ersparen, daß sie schwach genug waren, sich nicht zur Abwehr der ihr eigenes Wohl bedrohenden Kriegshezer zu erheben. Wer romanische Völker aus eigener Anschauung kennt, wird auch diese Schwäche begreifen, die sich übrigens durch den Krieg selber schwer an denen rächen wird, die sich ihrer schuldig gemacht haben. Um so höher müssen wir aber das Verdienst derer einschätzen, die mutig dem Ansturm der Kriegshezer bis zum letzten Augenblick getrotzt haben, und wir dürfen es nicht mißverstehen, wenn Anhänger der Neutralität, nachdem der Krieg von der verantwortlichen Stelle beschlossen war, die nationale Pflicht der Unterordnung und des Gehorsams übten und ihre Kräfte dem Kriege zur Verfügung stellten. Das gebietet die Disziplin jedem Staatsbürger, in Italien so gut wie bei uns.

Wir Deutschen aber sollten nicht vergessen, wie wader sich ein Teil der Presse und der Politiker Italiens bis zum letzten Augenblick gegen die verhängnisvolle Wendung gewehrt hat, und sollten darum einen scharfen Trennungsstrich zwischen den schuldigen Urhebern des Verrats und den unschuldigen Opfern einer gewissenlosen Regierung ziehen. Das deutsche Volk hat seit Anfang des Krieges nicht allein Heldennut und Entschlossenheit, sondern auch Mäßigung und Gerechtigkeitssinn bewiesen; wir vertrauen daher darauf, daß es nach der schweren Wendung, die der Krieg genommen hat, diese Tugenden nicht verleugnet und sie gern vor allem durch ein rücksichtsvolles Verhalten gegen die Italiener betätigt, die friedlich und arbeitsam unter uns gelebt haben und weiter leben wollen, weil ihnen der Krieg zwischen den bisher verbündeten Völkern ebenso verhaßt ist wie uns.

Man vergleiche mit diesen vernünftigen Worten die Grauslichkeiten, die jetzt über das italienische Volk in den Wiener Blättern zu lesen sind. So erklärt die „Reichspost“ den italienischen Krieg damit, daß die Königin Selene mit dem russischen Zaren, als er noch Thronfolger war, eine Liebschaft hatte, daß der italienische König seit Jahren an geistiger Schwäche leidet, die sich jetzt zur Paralyse entwickelt habe, und daß somit die italienische Königin, „die am Zarenhof ihr Herz verloren hatte“, zur wirklichen Herrscherin von Italien geworden ist. Genau so wie Herr Benedikt den russischen Krieg aus einem Gallenleiden des Großfürsten Nikolajewitsch „erklärt“! (Man begreift, wie wir also heute lächelnd, als uns die „Reichspost“, von deren Auffassungen der Völkerbeziehungen wir da eine Probe geben, zu versichern unternahm, daß unsere Bemerkungen am Donnerstag über das „alte Uebel“ alle Blätter, nur just sie nicht treffen! Und sie war doch immer nur ein geschmackloser Aufguss der „N. Fr. Pr.“ und ihre Orientierung über die Welt draußen war immer Klatsch des obigen Kalibers!) Aber das Aergste sind die fluchenden Feuilletonisten, mit deren Stumpf sinn die „N. Fr. Pr.“ ihre Leser, die schon der tägliche Leitartikel so unglücklich macht, nun beharrlich quält. Ja, die Wiener Presse...

Die Eroberung von Przemyśl.

Budapest, 5. Juni. Der Kriegsberichterflatter des „Az Ujsag“ berichtet über die Eroberung von Przemyśl folgende Einzelheiten: Bei der ersten Belagerung Przemyšls verloren die Russen 70.000 Mann, bei der zweiten 30.000. Am 14. Mai meldeten deutsche Flieger den Abzug russischer Kolonnen. Am 17. Mai kehrten diese Kolonnen zurück und neue Kolonnen rückten noch an. Von den Einwohnern Przemyšls erfahren wir, daß die Sprengung der Forts zum größten Teil vollkommen gelungen war; an der Stelle der Forts waren weite Krater geblieben. Ganze Minenselder wurden in die Luft gesprengt; die Erdwerke und die Drahtverhaue blieben stehen, weil wir bis zum letzten Augenblick kämpften. Die Russen hatten nach ihrem Einzug in Przemyśl die Brücken wiederhergestellt, weil sie auf eine nochmalige Belagerung nicht rechneten. Am 3. Mai wurden die Juden ausgewiesen. Die zurückgebliebene Zivilbevölkerung, unter ihnen Advokaten, Aerzte u. s. w., wurden zu Arbeiten gezwungen. Auch von auswärts wurden 8000 russische Feldarbeiter gebracht. Die Stellungen wurden betoniert, Proviant wurde herbeigeschafft und viel schweres französisches Geschütz in Stellung gebracht. An der westlichen und südlichen Front bei *Surawica* wurden Drahtverhaue hergestellt und Erdwerke aufgeführt. Diese Erdwerke hatten die Russen bezogen, als die Armee *Borowiec* von Süden, Südost und Westen her gegen die Festung vordrang. Im Norden mußten die Truppen des Generals *Mackensen Jaroslau* und *Kadymano*, zwei starke Stellungen, überwinden. Wir gingen über den *San*, besetzten die Linie *Kadymmo—Kratowiec* und *Gorobista*, um von Norden her an die Festung heranzukommen. Im Süden erstürmten wir die *Magierahöhen*, *Noweniasto*, *Nysantowice* und *Gusakow* und drangen gegen *Mosciska* vor. Von Norden her hatten wir uns gegen die *Grobeker Straße* vorgearbeitet. Durch diese Operationen

war die Festung beinahe ganz zerniert und hinter unserer Front begann vor einigen Tagen der Sturm mit schwerer Artillerie und Infanterie.

Die Russen versuchten es, ihre schwere Situation dadurch zu erleichtern, daß sie im Norden der Festung, östlich von *Jaroslau*, unsere Front mit starken Kräften angriffen, um sie zu durchbrechen und der Festung Luft zu schaffen. Auch im Süden setzten die Russen starke Kräfte ein, doch blieben ihre Anstrengungen erfolglos. Unserere Infanterie drang immer mehr und mehr vor, so daß die Besatzung von Przemyśl den Rückzug antrat, von den bayrischen und unseren Truppen scharf verfolgt. Es war unseren siegreichen Truppen nicht vergönnt, in Przemyśl auch nur kurze Rast zu halten, weil die Verfolgung nicht unterbrochen werden durfte. Die Bayern zogen von Norden her in Przemyśl ein, sie fanden die über den *San* führende Brücke in die Luft gesprengt. Die Bayern waren noch mit der Herstellung der Brücke beschäftigt, als auch schon die Kavalleriedivision des Feldmarschalllieutenants *Berndt* heranrückte. Die Bevölkerung, die ihre Häuser reich mit Fahnen besetzt hatte, empfing die einrückenden Truppen mit stürmischer Begeisterung. Aus allen Fenstern wurden Blumen geworfen und Hochrufe erklangen in allen Sprachen der Monarchie. Bald darauf zog Infanterie im Lauffschritt durch die Stadt, ohne haltzumachen, so scharf wurde die Verfolgung der abziehenden Russen eingesezt. Die Stadt Przemyśl weist keinerlei Zerstörung auf, es gibt auch Lebensmittel in Hülle und Fülle in der Stadt; die Russen hatten alle Vorräte an Mehl, Brot und Konserven zurückgelassen, nur um das Leben zu retten. Die Zahl der Gefangenen ist noch nicht festgestellt, ebenso die Menge des erbeuteten Kriegsmaterials.

In der Stadt Przemyśl durchzogen am Fronleichnamstage Musilbanden die Straßen und alle Häuser der Stadt trugen reichlich Flaggenschmuck. Nach dem Falle Przemyšls dehnte sich der Kampf auf die Armeegruppe *Pflanzer-Baltin* aus, wie denn überhaupt der Kampf auf der ungeheuren Front von der *Weichsel* bis *Bessarabien* tobt. An der Angriffssede der Front *Mackensen* herrschte verhältnismäßige Ruhe. Es gab auch da einige russische Nachangriffe, welche jedoch zurückgeschlagen wurden. Zwischen *San* und *Dnjestr* wurde gleichfalls ein schöner Erfolg erzielt. Wir eroberten die russischen Stellungen. In der zweiten Linie leisteten die Russen zähen Widerstand. Die abgezogene Besatzung Przemyšls wird von den Truppen des Generals *Puhallo* und von den deutschen Truppen eifrig verfolgt, wobei sich ständig Nachhütkämpfe entwickeln. Die Russen ziehen sich unter verzweifelten Kämpfen gegen *Medyla* zurück. Die Truppen der Generale *Graf Rothmer* und *Szurman* dringen unaufhaltsam vorwärts und drängen die Russen gegen den *Dnjestr* zurück.

Kontribution in Libau.

Petersburg, 4. Juni. Nach der „*Njetsch*“ hat die Stadt *Libau* eine Kontribution von 500.000 Rubel gezahlt. Durch Vermittlung des amerikanischen Konsuls wurde erwirkt, daß die Bezahlung auch in Naturalien und Wertpapieren erfolgen konnte.

„Lauben“ über Windau.

Petersburg, 4. Juni. Die lettische Zeitung „*Surceme*“ meldet: Deutsche „Lauben“ fliegen täglich über *Windau*. Flüchtlinge, besonders *Juden*, kehren von allen Seiten nach *Libau* zurück.

Deutschland und Amerika.

Ein Sondergesandter des deutschen Botschafters an Kaiser Wilhelm.

London, 4. Juni. Das Reutersche Büro meldet aus Washington: Wie verlautet, wird gleichzeitig mit der Absendung der amerikanischen Note an Deutschland ein persönlicher Vertreter des deutschen Botschafters Grafen Bernstorff nach Berlin reisen, um dem Kaiser den Inhalt der Besprechung des Botschafters mit dem Präsidenten Wilson vom letzten Mittwoch und die wahre Stimmung der amerikanischen öffentlichen Meinung bezüglich des deutschen Unterseebootkrieges darzulegen. Präsident Wilson hat auf Ersuchen des Grafen Bernstorff dem Abgesandten freies Geleit vermittelt.

Die „Lusitania“.

London, 5. Juni. Die „Daily News“ melden aus Washington: Der deutsche Botschafter Graf Bernstorff überreichte dem Staatssekretär Bryan vier eidliche Aussagen deutscher Reservisten, die die „Lusitania“ vor ihrer Abreise besucht und die versteckten Geschütze gesehen hatten.

Eine deutsche Note.

London, 4. Juni. Das Reutersche Büro meldet aus New-York: Der Botschafter der Vereinigten Staaten in Berlin Gerard übermittelte dem Staatsdepartement den Inhalt einer deutschen Note, worin Schadensersatz für die Beschädigung des amerikanischen Dampfers „Gulflight“ zugesagt wird. Die Note besagt, daß der Kommandant des Unterseebootes die amerikanische Flagge erst gesehen habe, als der Torpedo schon abgefeuert war. Die Note drückt das Bedauern der deutschen Regierung über den Vorfall aus.

Der Fall Przemyśl.

Berlin, 6. Juni. Das Wolffsche Büro meldet:

Aus dem Großen Hauptquartier erhalten wir über den Fall der Festung Przemyśl ein Telegramm, in dem es heißt:

Als am 2. Mai die Offensive der Verbündeten in Westgalizien einsetzte, mochten wohl nur wenige ahnen, daß schon vier Wochen später die schweren Belagerungsgeschütze der Centralmächte das Feuer auf Przemyśl eröffnen würden. Am 21. Mai schien man sich zur Räumung der Festung entschlossen zu haben. Trotzdem wurde sie acht Tage später zäh verteidigt.

General v. Kneuß schob die Einschließungslinie seiner bayrischen Regimenter von Norden her näher an die Festung heran. Um 11 Uhr vormittags begannen die schweren Batterien die Belämpfung der Forts der Nordfront.

Am 31. Mai nachmittags um 4 Uhr schwiegen die schweren Geschütze. Gleichzeitig trat Infanterie — bayrische Regimenter, ein preussisches Regiment, eine österreichische Schützenabteilung — zum Sturm an. Die Vernichtung der Werke und ausgebauten Stützpunkte der Festung durch das schwere Artilleriefeuer machte auf die Besatzung einen derart zerschlagenden und niederschlagenden Eindruck, daß diese nicht imstande war, dem angreifenden Infanterie nachhaltigen Widerstand zu leisten. Die Besatzung der Werke (10a, 11a und 11), soweit sie nicht verschüttet in den zerschossenen Kasematten lag, floh unter Zurücklassung des gesamten Kriegsgeräts, unter welchem sich eine große Anzahl neuester, leichter und schwerer russischer Geschütze befindet.

Am 1. d. führte der Feind einzelne Bataillone zum Gegenangriff vor. Diese Angriffe wurden mühelos abgewiesen. Schwere Artillerie kämpfte nunmehr die Forts 10 und 12 nieder. Das erste preussische Infanterieregiment Nr. 45 erstürmte im Verein mit bayrischen Truppen zwei östlich vom Fort 11 gelegene Schanzen, die der Feind zäh verteidigte.

Am 2. d. um 12 Uhr mittags stürmte das bayrische 22. Infanterieregiment das Fort 10, in welchem alle Unterstände bis auf einen einzigen durch die Wirkung der schweren Artillerie verschüttet waren. Ein Jäsilierbataillon des Augusta-Garderegiments nahm am Abend das Fort 12. Die Werke 10b und 9a und 9b kapitulierten. Abends begannen die Truppen des Generals v. Kneuß einen Angriff in der Richtung auf die Stadt. Das Dorf Zurawica und die dort gelegenen befestigten Stellungen des Feindes wurden genommen. Dieser verzichtete jetzt auf jeden weiteren Widerstand. So konnten die deutschen Truppen, denen später die österreichisch-ungarische vierte Kavalleriedivision folgte, die wohl-ausgebauten innere Fortlinie besetzen und um 3 Uhr früh, nachdem sie noch zahlreiche Gefangene gemacht hatten, in die befreite Stadt Przemyśl einmarschieren. Nach einer Belagerung von nur vier Tagen war die Festung Przemyśl wieder in der Hand der Verbündeten. Die Russen hatten vergeblich dieselbe Festung monatelang angegriffen.

Der Eindruck in Paris.

Paris, 6. Juni. Der Fall von Przemyśl kam Paris ziemlich unerwartet. Die Presse hatte bisher der Öffentlichkeit den Ernst der strategischen Lage der Russen in Galizien verschwiegen und erklärt, daß eine neue russische Gegenoffensive bevorstehe.

In der „Liberté“ erklärt Oberstlieutenant Rouffet, der Fall von Przemyśl komme überraschend. Ohne die genauen Folgen des Ereignisses mangels eingehender Nachrichten abschätzen zu können, müsse man sich doch eingestehen, daß die Lage äußerst ernst sei. Man wäre in Frankreich wirklich glücklich, zu erfahren, daß man durch eine energische, kräftige Offensive an der Westfront den hartbedrängten Russen einige Erleichterungen bringe.

Der „Petit Parisien“ bedauert, daß der russische Erfolg bei Sieniawa nicht jene Folgen hatte, welche man anfangs erhoffte; denn sonst wäre der Fall der Festung vermieden worden.

Der „Matin“ stellt fest, daß die Russen den größten Teil der Sanlinie bereits verloren haben. Man müsse erwarten, daß die Russen vor Grodel längs des Dnjestr eine neue Stellung beziehen werden, um Lemberg zu decken.

Der „Temps“ vermeidet es, die Lage zu erörtern, doch verrät die Äußerung, der Fall Przemyßls werde den Deutschen nicht gestatten, von der Ostfront Truppen auf andere Kriegsschauplätze abzugeben, die ernste Besorgnis.

Kriegsgefahr und ihre Abwehr.

(Von unserem Berichterstatter.)

Kn. New-York, 21. Mai.

In den ersten Monaten des Krieges herrschte unter den amerikanischen Sozialisten die größte Erbitterung über ihre Genossen in Europa, die den Ausbruch des Krieges nicht hatten verhindern können. Namentlich die deutsche Sozialdemokratie wurde maßlos kritisiert. Was da die deutschen Sozialdemokraten nicht alles zu hören bekamen! Verräter war noch ein milder Ausdruck. Man forderte, sie aus der Gemeinschaft der Sozialisten auszuschließen, bis sie reumütig wieder zur Herde zurückkämen. Man sprach und schrieb sich in eine Wut hinein, in der jede vernünftige Diskussion unmöglich war. Aus der immer und immer wieder verurteilten Zustimmung zu den Kriegskrediten entstand in der breiten Masse der Parteimitglieder bald die Mär, die deutschen Sozialdemokraten hätten für den Krieg gestimmt. Und hieraus entwickelte sich wieder in einem Teile der dem Sozialismus fernstehenden Volksmasse die Ansicht, die deutsche Sozialdemokratie sei an dem Kriege schuld. Daß diese Ansicht aufkommen konnte, ist nicht zuletzt der bürgerlichen Presse Amerikas zu danken, die kräftig mit in dasselbe Horn stieß, um den Sozialismus überhaupt herabzusetzen. Auf die Frage, was die amerikanischen Sozialisten unter ähnlichen Verhältnissen tun würden, bekam man nie eine deutsche Antwort, aber die Andeutungen, die man hörte, ließen auf eine heroische Aktion schließen.

Nun marschieren die Weltgeschichte heute mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts, so daß, was heute oben ist, morgen unten sein kann. Unsere amerikanischen Freunde werden kaum erwarten haben, daß sie so schnell vor die Probe gestellt werden könnten. Denn zurzeit sollten sie eigentlich durch die Tat beweisen, daß sie ein Recht zur Kritik hatten. Denn zurzeit stehen die Vereinigten Staaten, wie alle amerikanischen Blätter versichern, vor dem Kriege mit Deutschland. Auch die sozialistische Presse Amerikas sieht ganz klar, daß die Gefahr heranrückt, was mit vielen Zitaten belegt werden könnte. Mag auch die Lage vielleicht nicht so kritisch sein, wie sie Ende Juli in Europa war, ähnlich ist sie auf jeden Fall; sie ist mindestens so groß wie während der Agadirkrise in Europa vor vier Jahren. Jetzt hätten wir also den Zeitpunkt zu der wirksamen kriegsfeindlichen Aktion, die nach der Ansicht vieler amerikanischer Sozialisten die europäischen und namentlich die deutschen Genossen im letzten Jahre unterließen.

Und was tut die sozialistische Partei Amerikas in dieser kritischen Zeit? Veranstaltet sie Demonstrationen und Massenversammlungen, um den Krieg abzuwenden und der insamen Hege der Chauvinisten gegen Deutschland entgegenzuwirken? Klärt sie die Massen auf über den Streitfall mit Deutschland? Nimmt sie Stellung zu der diplomatischen Auseinandersetzung zwischen der deutschen und der amerikanischen Regierung? Sie tut überhaupt nicht! Es ist wahr, daß das Nationalcomité der Partei ein ellenlanges Friedensmanifest herausgegeben hat, das zu allen möglichen akademischen Fragen Stellung nimmt, nicht aber zu der wichtigsten Frage des Augenblicks: Wie stellt sich die sozialistische Partei Amerikas zu der drohenden Gefahr eines Krieges mit Deutschland? Aber vielleicht macht die sozialistische Presse der Vereinigten Staaten diese Unterlassungssünde wieder gut, wird man einwenden. Auch das trifft nicht zu. Abgesehen von der in deutscher Sprache erscheinenden „New-Yorker Volkszeitung“, die für den Frieden unter

allen Umständen eintritt, findet man kaum ein Blatt, das ernstlich Stellung zu der Frage nimmt. Die Haltung des sozialistischen Blattes New-Yorks „The Call“ ist mehr als seltsam. So schreibt der „Call“ an demselben Tage, als die Bogen der Leidenschaften am höchsten gingen, als sich die bürgerlichen Blätter wie Tollhändler gebärdeten und Gift und Galle gegen Deutschland spien, wörtlich wie folgt: „Der „Call“ weiß dem amerikanischen Volke in dieser Krise keinen Rat zu erteilen. Seine Stimme, wir geben das zu, wird nicht bemerkt in dem donnernden Zusammenbruch des kapitalistischen Systems in dieser inhaltvollen und gräßlichen Zeit. Einige raten zum Frieden und andere zum Kriege. Wir haben Feuerfresser wie Roosevelt und Frieden um jeden Preis-Männer wie Bryan und Kanzeln voller

schwacher Nullen, die alle und jeden auffordern, kühl zu bleiben, während sie sie gleichzeitig durch moralische Demunziationen gegen die Deutschen bis zur Tollheit erregen. In diesem Chaos zählt unsere Stimme wenig oder nichts.“

So ein sozialistisches Blatt Amerikas. Wer den redaktionellen Teil des Blattes eine Zeitlang liest, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß der „Call“ eher für als gegen den Krieg ist. Das mag mit seiner fatalistischen Beurteilung des Krieges zusammenhängen. Denn wer in dem Höllenlärm der kriegerischen Mordwerkzeuge den „donnernden Zusammenbruch des kapitalistischen Systems“ hört, der muß, wenn er Sozialist ist und mit der Logik nicht auf gespanntem Fuße steht, eine möglichst vollständige Ausbreitung des Krieges wünschen.

Doch was ist in den letzten neun Monaten aus unseren heroischen amerikanischen Genossen geworden, die die deutsche Sozialdemokratie so erbarmungslos kritisierten? Hier sollten sie tanzen; aber wer nicht tanzt, sind unsere amerikanischen Freunde. Man ist leicht versucht, bei einer solchen Gelegenheit satirisch zu werden. Aber man muß den Amerikanern zugute halten, daß sie ein junges Volk sind. Sie versprechen leicht mehr, als sie halten können; sie sprechen englisch, aber auch ein sehr gutes Jägerlatein. Das Schlimmste an der Sache ist, daß sich sehr bekannte Mitglieder der sozialistischen Partei Amerikas an der Hege gegen Deutschland öffentlich beteiligen und allerhand Gewaltmaßregeln befürworten. Allerdings wird dies nicht ohne Widerspruch hingenommen. So charakterisiert Genosse Frank McDonald in einem Briefe an den „Call“, den er früher redigierte, diese chauvinistischen Entgleisungen in ebenso humorvoller wie treffender Art, indem er schreibt: „Ich bin fast Revisionist geworden, aber nur insofern, als ich den Kampfruf Marxens und Engels' im kommunistischen Manifest wie folgt verändern möchte: Arbeiter der Welt (ausgenommen ihr von Deutschland, Oesterreich und der Türkei, vereinigt euch! Ihr habt nichts zu verlieren als den Kaiser. Ihr habt den Baren und den König Georg von England zu gewinnen.“

Sonderbar berührt es einen, daß der Hauptwiderstand gegen die Kriegstreiberei nicht von sozialistischer, sondern von bürgerlicher Seite gekommen ist. Wenigstens trifft das bis jetzt zu. Einer der mutigsten Männer, der sich den Schreibern entgegenstellt, ist der Professor Wendell Henderson von der Universität Yale. In einem bemerkenswerten Artikel schreibt er: „Jetzt ist die Zeit da, wo alle, die nicht mit in den vollständigen Schrei gegen Deutschland einstimmen wollen, ihre Stimme erheben und mit Hartnäckigkeit gegen das Vorurteil, die Beschimpfung und Bächerlichmachung und für die Gerechtigkeit (fair play) und die Neutralität eintreten sollten. Auf einer Welle

der Englandfreundlichkeit lassen wir uns dahintreiben und wenn wir nicht einhalten, können wir schließlich in einen Krieg gezogen werden, der uns weder Nutzen noch Ehre, sondern nur Verluste, Elend und Tod bringen kann. Wenn Amerika jetzt Deutschland den Krieg erklären würde, wäre das nicht ein Akt der Selbstachtung, sondern der Hysterie und Feigheit. Es wäre ebenso feig, als wenn ein Individuum, das einen Mann sieht, der sich tapfer gegen drei verteidigt, versucht, diesem ein Bein zu stellen. So sehr wir den einen auch nicht leiden mögen, so sollten wir sicherlich unter derartigen Umständen, um die prächtigen Worte des Präsidenten Wilson zu gebrauchen, zu stolz zum Kämpfen sein." Und der Professor schließt mit den Worten: "Während wir keinen hinreichenden Grund haben, an Deutschland den Krieg zu erklären, hat Deutschland genügend Grund, uns den Krieg zu erklären, wenn dies irgendwie unsere Versendung von Munition, mit dem seine Ehre getötet werden, vermindern würde. Es ist uns faktisch unmöglich, mit den Versendungen jetzt aufzuhören. Wir alle, auch die Deutschenfreunde, profitieren daran. Sie stellen die Prosperität wieder her. Es wäre vielleicht England und Frankreich gegenüber ungerecht, jetzt damit aufzuhören. Aber schicken wir nicht unsere Frauen und Kinder, um die Sendungen zu schützen! Geben wir den Deutschen Gelegenheit, sie zu unterbinden, wenn sie es können. Vor allen Dingen seien wir keine Heuchler, indem wir Greuelthaten von Leuten auf beiden Seiten verurteilen, die vor Furcht und Haß halb wahnsinnig sind, wo wir Amerikaner, durch die deutsche Brille betrachtet, uns ruhig mit dem Blutgeld mästen."

Diese Worte des Professors Henderson bedeuten eine äußerst mutige Tat zu einer Zeit, da der moralische Mut sehr rar zu sein scheint. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Antwort der Chauvinisten darin bestehen wird, dem Gelehrten den Brotkorb höher zu hängen. Denn das ist zurzeit das beliebteste Argument der Leute, deren Haupt Sorge, wie der Professor bemerkt, die zu sein scheint, wie der Fortbestand der britischen Seeherrschaft zu sichern ist. Die britische Vorherrschaft zur See macht nämlich die Verschiffung von Kriegsmaterial nach Europa möglich. Das ist des Übels Kern.

Eine geheimnisvolle Note.

Washington, 7. Juni. (Neuter.) Infolge einer Unpäßlichkeit des Präsidenten Wilson verzögert sich die Fertigstellung der Note an Deutschland. Sie wird jetzt wahrscheinlich vom Staatssekretär Bryan durchgesehen werden. Man glaubt nicht, daß es gestattet sein wird, die Note vor Dienstag oder Mittwoch oder vielleicht erst Donnerstag zu veröffentlichen. Es sind ungewöhnliche Vorsichtsmaßnahmen getroffen, um dafür zu sorgen, daß die Note genau so, wie sie abgefaßt wird, übermittelt werde. Sie wird über London und den Haag nach Berlin geschickt werden; die amerikanischen diplomatischen Vertreter an diesen Orten werden den Text kontrollieren. Der Botschafter in Berlin wird die Note nicht überreichen, ehe er sich davon überzeugt hat, daß sie wörtlich mit dem Entwurf übereinstimmt.

BANFIELD, Col. G.

Eine Heldentat unserer Marineflieger

„Citta di Ferrara“ von L 48 vernichtet. — L 47 belegt Venedig mit Bomben.

Vernichtung des italienischen Luftschiffes „Citta di Ferrara“.

K.-B. Wien, 8. Juni. Amtlich wird verlautbart: Feindliches Luftschiff „Citta di Ferrara“ auf Rückfahrt von Fiume heute früh 6 Uhr vom Marineflugzeug „L 48“ (Führer Linienfliegerleutnant Klasing, Beobachter Seekabett v. Fritsch) südwestlich Lussin in Brand geschossen und vernichtet. Zwei Offiziere, fünf Mann Besatzung gefangen.

Flottenkommando.

Bombenwürfe auf Venedig.

K.-B. Wien, 8. Juni. Amtlich wird verlautbart: Marineflugzeug „L 47“ (Führer Fregattenleutnant Banfield, Beobachter Seekabett v. Strobl) hat heute morgen Venedig, und zwar Ballonhalle Murano-Campalto, sowie feindliche Zerstörer erfolgreich mit Bomben belegt und einige Brände erzeugt, sowie Zeltlager und Maschinengewehre beschossen.

Flottenkommando.

Die jüngsten Kriegsereignisse in Ostgalizien.

Von unserem Kriegsberichterstatler.

Ende Mai 1915.

Die unter der Führung unseres tatkräftigen und erfolgreichen Armeeführers Generals von Pflanzer-Baltin stehenden verbündeten Truppen in Ostgalizien hatten im Mai schwere Tage. Sie erlebten eine russische Offensive mit so überlegenen Kräften und von einer solchen Wucht, daß deren Mißerfolg fast wie ein Wunder anmutet. Die Kriegsgeschichte wird von zwei Mailschlachten 1915 in Galizien sprechen: von der großen Durchbruchschlacht der österreichischen und deutschen Armeen in Westgalizien und von der russischen Offensive in Südostgalizien, dem russischen Durchbruchversuch — verschieden hauptsächlich durch den Erfolg. Der Durchbruch in Westgalizien gelang und wurde zu einem Riesenerfolg der verbündeten Waffen, der russische Durchbruchversuch mißlang nach einer kleinen Zurücknahme unserer Linie vom Dnjestr bis an den Pruth, wo nach dem Eintreffen von Verstärkungen die russischen Massen aufgefangen und mit großen Verlusten zurückgeworfen wurden.

In welchem Zusammenhange diese beiden Schlachten stehen, darüber werden wahrscheinlich erst die geschichtlichen Arbeiten vollen Aufschluß geben können. Zeitlich wäre es möglich, daß die russische Offensive in Ostgalizien eine Folgeerscheinung der westgalizischen Mailschlacht ist und den Zweck hatte, die russische Flanke für den fluchtartigen Rückzug der russischen Massen von Westgalizien zu sichern. Der russische Vorstoß in Südostgalizien begann erst um den 8. Mai, also zu einer Zeit, als der Sieg in Westgalizien schon so gut wie entschieden und die Verfolgung der Russen in vollem Gange war. Es gibt aber eine Reihe von Anzeichen dafür, daß die russische Offensive am Dnjestr schon lange vorbereitet war und von den westgalizischen Ereignissen nur überholt wurde. Die von unseren Fliegern Ende April beobachteten russischen Truppenbewegungen gingen gegen die Karpathen und ostwärts. Es ist möglich, daß die russische Offensive nicht nur für Südostgalizien, sondern auch für einen großen Teil der anschließenden Karpathenfront gedacht war. An der Karpathenfront konnte sie nicht zur Entwicklung kommen, da diese durch die westgalizische Durchbruchschlacht aufgerollt wurde. Der Vorstoß der in Südostgalizien bereitgestellten russischen Truppen brauchte aber wegen der westgalizischen Ereignisse nicht rückgängig gemacht werden, da er auch unter den neuen Verhältnissen als Flankenschutz und zur Schwächung unserer westgalizischen Offensive seinen alten Zweck hatte.

Die Auffassung, daß eine russische Offensive am Dnjestr geplant gewesen sei, erhält auch aus politischen Gründen eine Stütze. Rußland war es gewiß bekannt, daß und wie in Italien im Mai die Würfel fallen werden. Ist es nicht naheliegend, daß durch einen russischen Erfolg in der Bukowina so um Mitte Mai vor den Toren Rumäniens hätte demonstriert werden sollen, um auch diese Macht zum Anschlusse an die Ententemächte zu zwingen? Vielleicht ist es das Unglück der Entente, daß der Trennbruch Italiens im Datum etwas zu spät angelegt war und daher die russische Offensive in Ostgalizien erst nach dem Aufwaschen in Westgalizien einsetzte und dadurch den größten Teil seiner Wirkung verlor. Vielleicht wurde aber auch die Ephebestat Italiens verzögert, weil Rußland seine Vorbereitungen in Ostgalizien noch nicht beendet hatte. Mußte doch Rußland aus dem fernen Osten seine mandschurischen Grenztruppen und

aus Japan Kanonen heranziehen, um seine südostgalizische Offensive aufnehmen zu können — ein Zeichen, wie groß die russischen Winterverluste in den Karpathen waren. Die mandschurischen Grenztruppen — übrigens ganz hervorragende Truppen — die tatsächlich der Armee Pflanzer in Südostgalizien gegenüberstanden, sowie das japanische Kriegsmaterial, hatten einen weiten Weg und mögen erst frei geworden sein, als der chinesisch-japanische Konflikt — zweifellos unter englischem Einfluß — beigelegt wurde. Genug an dem: die grandiose Mailschlacht in Westgalizien kam rechtzeitig, um das Netz der englischen Weltspinnne zu zerreißen. Übrig blieb Italien in seiner nackten Treulosigkeit und es wird seinen Lohn empfangen. Den russischen Ansturm in Südostgalizien fing General Pflanzer auf und machte ihn nach schwerem blutigen Ringen zuschanden.

Hätten wir über die Karpathen in die Bukowina einige Bahnen oder wäre wenigstens die Bahn über den Jablonicapaß zweigleisig, so hätten die Russen nicht einmal den kleinen Erfolg erlebt, daß unsere Linie vom Dnjestr an den Pruth zurückverlegt wurde, die westgalizische Durchbruchschlacht hätte vielmehr von Ostgalizien aus — die Möglichkeit einer raschen Truppenverschiebung vorausgesetzt — zu einer vollständigen Niederwerfung der russischen Heeresmacht führen können. Schon unsere feinerzeitige Offensive aus der Bukowina, die zur Befreiung Przemyßls führen sollte, erlante schließlich aus Mangel an Bahnverbindungen, der durch die Witterungsverhältnisse geradezu unüberwindlich wurde. Und jetzt mußten unsere braven Truppen diesen Mangel mit ihrem Blute bezahlen. Die Verstärkungen, die nach dem Freiwerden der betreffenden Truppenteile in den Karpathen, und zwar sofort nach Südostgalizien geschoben wurden, kamen wegen des langsamen Transportes um so viel zu spät, daß die frühere Linie am Dnjestr aufgegeben werden mußte. Der russische

Erfolg war ja in Anbetracht der von ihnen aufgebotenen Truppenmacht gering, denn als die Regimenter des Grazer Korps eingetroffen waren, sanken die russischen Sturmkolonnen — und sie kamen fünfzehn Reihen hintereinander angerückt — wie vom Schnitter gemäht nieder. Viel Blut floß aber auch auf unserer Seite, ehe die Verstärkungen gänzlich eingesetzt waren. Nur die tüchtige, selbst in schwierigsten Lagen klarschauende und unerschrockene Führung General Pflanzers und die Fähigkeit der verbündeten Truppen, die auch der ungeheuren Übermacht gegenüber nur von Abschnitt zu Abschnitt bis zur Aufnahmestellung am Pruth wichen, ist der Mißerfolg des russischen Durchbruchs zu danken, der österreichisch-ungarischen Eisenbahnpolitik aber gewiß nicht.

Die mit ungeheuren Massen anrückenden Russen brachen an einer wegen der großen Frontausdehnung dünn besetzten Stelle am Dnjestr durch. Die deutschen Truppen, die dort standen, vermochten es, wegen ihrer geringen Zahl, nicht zu verhindern und mußten zurückweichen. Die ganze Linie wurde dadurch unhaltbar. Nun glaubten die Russen, gewonnenes Spiel zu haben und gingen in dichten Massen vor. Sie wurden im nächsten günstigen Abschnitt von den verbündeten Truppen empfangen und ganze Reihen niedergemäht. Doch immer neue Reihen rückten an. Wie schon früher erwähnt, wurden fünfzehn russische Reihen hintereinander gezählt. Viele Reihen sollen ohne Gewehre gewesen und erst mit Gewehren von Gefallenen bewaffnet worden sein. Diesem Ansturm konnten unsere schwachen Truppenverbände nicht auf die Dauer standhalten. Die Russen hatten weit mehr als dreifache Übermacht.

Bei Horodenka brachen zwei russische Kavalleriedivisionen zu Pferde vor und überritten, freilich mit ungeheuren Verlusten, die Infanterielinien. Doch sie kamen nicht weit. Unsere Artillerie warf auf die vorstürmenden Kavalleriekörper ganze Lager Schrapnellfeuer und in kurzer Zeit waren die beiden Divisionen zersprengt. Zahllose Pferde jagten ohne Reiter durcheinander. Unserer Artillerie fällt überhaupt bei der Abwehr der russischen Offensive in Südostgalizien ein Großteil des Verdienstes zu. Sie füllte große Lücken unserer Front aus und schwächte durch wohlgezieltes Feuer die Wucht der russischen Massenangriffe. Die Russen hatten zwar schwere und weittragende japanische Geschütze herangebracht, aber unsere Artillerie erwies sich als überlegen, wenn auch vielleicht nicht an Zahl der Geschütze, so doch an Treffsicherheit und Beweglichkeit in der Verwendung.

Das Hauptverdienst gebührt wohl der glänzenden Führung, an deren Spitze dem Armeekommandanten General v. Pflanzer, der nie verzagt, auch in den schwierigsten Lagen nicht die Ruhe verliert und trotz der geringen Truppenzahl durch geschickte Gruppierung immer wieder an den gefährdetsten Punkten die nötige Kraft aufbringt. General Pflanzer ist überall zu finden. Auf meinen Fahrten an der südostgalizischen Front

begegnete ich ihm fast täglich. Man merkt auch überall seinen Einfluß. Hinter der Gefechtslinie gibt es keine Unordnung, kein Stocken, alles geht wie am Schnürl. Kaum zeigt sich irgendwo die Spur einer gegnerischen Vorbereitung zu einem neuen Vorstoß, ist auch schon der Gegenzug da. Man hat, wenn man dieser Arbeit eine Weile zusieht, den Eindruck, daß die Russen nicht so schnell schauen können, als General Pflanzer handelt. Das Geheimnis des Erfolges — mit schwachen Kräften gegen eine Übermacht ist die leichte Beweglichkeit und das überlegene Auftreten an entscheidender Stelle. So hat General Pflanzer mit einer bunt zusammengewürfel-

ten Gruppe die Übermacht der Russen aus der Bukowina vertrieben und auch in den jüngsten Tagen reichlich eine Viertelmillion russischer Truppen mit einer kleinen Armee in Schach gehalten. Die Russen versuchten es an allen Punkten der ostgalizischen Front, durchzubringen, aber immer stand ihnen eine rasch gebildete Kraftgruppe gegenüber — bald in Form überlegener Artillerie, bald als stark besetzte Infanterielinie in guten Stellungen oder es erfolgte ein überraschender Gegenstoß, der den gegnerischen Plan über den Haufen warf. Das ist Feldherrnkunst und sie hat uns einen schweren Rückschlag in Südostgalizien und in der Bukowina und damit vielleicht große politische Folgen erspart.

Ich habe in den letzten Wochen nahezu alle Stellungen der Armee Pflanzen gesehen — in Stunden des Kampfes wie im Zustande der Ruhe — habe die Führer der einzelnen Abschnitte, sowohl die österreichischen wie die deutschen, kennen gelernt und bei verschiedenster Gelegenheit beobachtet, habe mit den Soldaten gesprochen entlang der ganzen Front: ich schöpfe aus den Eindrücken große Zuversicht auf die weitere Gestaltung der Kriegereignisse und festes Vertrauen in die Tüchtigkeit der Führung und die Widerstandsfähigkeit der Truppen. Unsere Armee hat sich im Laufe des Feldzuges erneuert; kaum ein Prozent von denen, die im August des vorigen Jahres ausgerückt sind, steht ohne Unterbrechung bis heute noch im Felde. Die anderen sind erkrankt, verwundet, von welchen Kategorien allerdings viele ins Feld zurückkehren, gefallen oder kriegsgefangen. Und doch hat die Güte der Truppen nicht gelitten. Was heute noch im Felde steht, ist erstklassige Truppe, dazu ausgestattet mit allen Erfahrungen des Krieges. Unsere Wehrkraft ist im Laufe des Krieges nicht gesunken, sie hat sich im Gegenteil gesteigert. Was die Ausbildung der ersten Truppen voraus hatte, ersetzte schnell die Kriegserfahrung, die eine rasch arbeitende und unerbittliche Schule ist. Wo immer ich in die Schützengräben kam, überall dasselbe Bild der ungebrochenen Kraft und der Zuversicht auf unseren Sieg. Auch bei den deutschen Führern, unter denen hier österreichische Truppen kämpften, fand ich das beste Urteil über den Wert unserer Truppen.

Während Rußland zwar noch Truppenmassen heranschleichen kann, aber sichtlich die letzten Anstrengungen macht, gleichwertiges Truppen- und Kriegsmaterial aufzubringen, treten wir in den entscheidenden Abschnitt des Krieges mit allen Aussichten, noch ungebrochen zu sein, wenn der Gegner unter unseren letzten Schlägen zusammenbricht. Zwar ist uns in Italien ein neuer Waffengegner entstanden — das Schicksal will es, daß alles, was bisher Österreich bedrückt, vereinigt werde. Alle Wucherungen an unserem Staatskörper müssen auf den Operationstisch dieses Krieges kommen, dann können wir gesund ein neues Leben beginnen. Bitter war die erste Zeit, als wir mitten aus der Begeisterung gerissen die nüchterne Wirklichkeit kennen lernten. Hart war dann das schwere monatelange Ringen, in dem wir unsere Kraft und Fähigkeit erprobten. Der Feind holte sich dabei das Siedtum und wir wurden stark. Die nächste Zeit wird es zeigen, daß wir so stark geworden sind, den Frieden zu erkämpfen und uns, unbelästigt von äußeren und inneren Feinden, einzurichten.

Brandt, Rolf

Zwischen den Operationen.

Von unserem zum Osheer entsendeten Kriegsberichterstatter.

Libau, 5. Juni.

Nach dem glücklich und erfolgreich durchgeführten Angriff gegen die russische Armeegruppe, die aus Rowno herausbrach, befindet sich der deutsche Flügel nördlich der Weichsel in dem Zustand „zwischen den Operationen“. Bei Szawle und Rosziemy sind fast täglich Kämpfe, aber die Russen können ihre zahlenmäßig starken Kräfte nicht ausnützen, weil die hier angelegten Truppen von zum Teil außerordentlicher Minderwertigkeit sind und die Führung unserer taktischen Manöver nicht gewachsen ist. Überraschende Vorstöße geben fast täglich Gefangene in diesen kleinen Kämpfen nördlich des Nemen.

Charakteristisch für die hier kämpfenden russischen Truppen ist eine Episode, die sich in den letzten Tagen abspielte. Mehrere hundert russischer Gefangener wurden von einem Duzend Landwehrtavalleristen auf der Straße Mitau—Tilsit eskortiert, als plötzlich eine stärkere russische Kavalleriepatrouille sichtbar wurde. Die deutsche Begleitmannschaft griff die Russen an und es spann sich ein kleines Scharmügel, das die deutschen Kavalleristen eine Stunde lang von ihren Gefangenen trennte und sie schließlich ein paar Kilometer von der betreffenden Straßenstelle entfernte. Als die Unsern zurücktritten in der Meinung, daß sie nun ihre Gefangenen verloren hätten, saßen die Russen ängstlich im Straßengraben und waren glücklich, daß ihre Landsleute abgeschlagen waren und sie weiter in Richtung Tilsit marschieren konnten. Auch die Truppen, die gegenüber unseren Kräften bei Libau stehen, zeigen nicht viel Unternehmungsgeist. Ein russisches Dragonerregiment wurde neulich von unserer Kavallerie so lange gejagt, bis kein Mann mehr neben dem andern war und das ganze Regiment vollständig aufgerieben war.

Ein breiter, oft über sechzig Kilometer tiefer Streifen zieht sich zwischen unseren Stellungen vor Libau und den Feldwachen der Russen. Als ich gestern in dies freie, nur von Patrouillen begangene Gebiet fuhr, schossen die Russen mit ein paar Granaten Dörfer und Gehöfte in Brand, so daß sich bald dichte Rauchwolken im Umkreis entwickelten. Dieser überflüssige und barbarische Versuch, einem deutschen Vormarsch auch an diesen Stellen die Untertunft zu erschweren, war das einzige Zeichen von der Anwesenheit russischer Truppen in diesen weiten Gebieten, die sonst völlig unberührt vom Kriege sind.

Auch in Libau selbst ist der Eindruck, daß sich die Bevölkerung in die neuen Verhältnisse gut eingelebt hat, vorherrschend. Man scheint allenthalben wieder seiner bürgerlichen Beschäftigung nachzugehen; verschiedene Fabriken haben in den letzten Tagen die Arbeit wieder eröffnet. Die Haltung der lettischen Bevölkerung scheint mir nach wie vor recht zweifelhaft und zur Vorsicht mahnend, zumal Anzeichen zu bemerken sind, daß die unwissenden und leicht erregbaren Arbeitermassen aufgereizt werden. Die Nachrichten von den gewaltigen Siegen in Galizien und der Fall von Przemyśl werden durch deutsche Zeitungen, die regelmäßig zu haben sind, aber auch schließlich bei den Letten bekannt und dürften dazu beitragen, die anfänglich etwas lähne Stimmung noch mehr zu dämpfen.

Rolf Brandt, Kriegsberichterstatter.

In Südostgalizien.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Zablonow, Ende Mai.

Draußen regnet es — seit drei Tagen. Ich sitze im Hause eines Advokaten in Zablonow nächst Kolomea und denke an die braven Steirer, die ich heute — vorläufig aus der Ferne — in der Kampflinie um Kolomea gesehen habe. Bald soll ich das Glück haben, sie im Schützengraben selbst besuchen zu dürfen. Wie ich mich darauf freue! Ich habe sie nicht mehr gesehen seit den bösen Novembertagen in den Karpaten, wo sie bei plötzlich eingebrochener Kälte ohne genügende Winterausrüstung gegen die übermächtig vordringenden Russen auf den Höhen um Mezolaborz Tag für Tag schwere Kämpfe führten. Inzwischen haben sie sich wiederholt ausgezeichnet und wurden immer an den schwierigsten Punkten der Front verwendet. Sie haben nach der Schlacht von Limanowa beim neuen Vordringen der Russen in die Karpaten die Stadt Bartsfeld gerettet — wie ich höre, beabsichtigt diese Stadt, dem Grazer Hausregiment aus Dankbarkeit ein Denkmal zu setzen —, sie haben den strengen Karpathenwinter und das monatelange Ringen in der Dulkasenke mitgemacht und wurden jetzt, als nach dem Durchbruche in Westgalizien der Siegesmarsch zum Ganzen begann, wieder an den kritischsten Punkt — nach Südostgalizien — geworfen, wo sie die sehr schwierig gewordene Lage retteten.

Wie die Dinge damals — es war um den 10. Mai — in Südostgalizien standen, davon gibt ein kleiner Vorfall Zeugnis, der sich in einem Spital hinter der südostgalizischen Front abspielte. Ein deutscher Offizier, der bei den wütenden Stürmen der Russen schwer verwundet worden war, wurde bewußtlos in das Spital gebracht. Während die Ärzte sich um ihn bemühten, richtete er sich plötzlich auf, blickte mit siebernden Augen umher und fragte hastig: „Ist das dritte Korps schon da?“ Dann sank er wieder entkräftet zurück. Es war inzwischen angekommen, das dritte Korps, und bald war dem Vordringen der Russen ein Ziel gesetzt.

Vor den Linien des Grazer Hausregiments türmten sich die russischen Leichen. Und wenn der Feind auch immer wieder neue Kräfte einsetzte und immer wieder stürmte — die braven Siebenundzwanziger blieben ruhig, ließen die Russen bis zu den Drahthindernissen herankommen, dann saß aber jeder Schuß. Reihenweise sanken die Russen hin; man zählte an einem Tage zweitausend Gefallene vor der Linie des Grazer Hausregiments — die meisten mit Kopfschüssen. Der Armeekommandant in Südostgalizien, General Pflanzner-Balkin, den ich auf der Herfahrt besuchte, war denn auch voll des Lobes über das tapfere Regiment und über das ganze dritte Korps. Es war gerade der kritische Tag,

der darüber entscheiden sollte, ob die eingenommene Linie bei Kolomea zu halten sei. General Pflanzner war voll Zuversicht: „Die Grazer werden's machen,“ meinte er. Und als ich ihn bei Tisch wieder traf, brachte er schon die freudige Nachricht, daß der Angriff bereits abgewiesen sei und die Russen gewiß für einige Zeit genug hätten. Die Steirer hatten's gemacht.

In diesen heißen Tagen — nicht nur der Kampf war heiß, sondern auch die Sonne strahlte ihre ganze Glut herab — litt das Regiment sehr unter dem Gestank der verwesenden Leichenhaufen, die vor den Drahthindernissen lagen; die Leichen konnten nicht beerdigt

werden, da die Russen nahe gegenüber lagen und unaufhörlich das Feuer unterhielten, trotzdem die Toten ihre Kameraden waren. Man dachte schon daran, die Leichen von den Schützengräben aus mit Petroleum zu übergießen und anzuzünden. Ein kleiner Versuch aber zeigte, daß auf diese Weise nicht der gewünschte Erfolg zu erzielen war, da nur die Kleider verbrannten. Man überprüfte daher, wo es anging, die Leichenhaufen mit Kalk, was einige Erleichterung brachte. Wie ich heute erfuhr, suchten die Russen inzwischen um eine Feuerpause zur Zurückbringung ihrer Gefallenen an, die ihnen naturgemäß gerne gewährt wurde.

Heute sah ich diese Kampfplätze von Artilleriebeobachtungsstellen aus, die ich nicht näher bezeichnen kann, da sie beim Erscheinen dieser Zeilen in der „Tagespost“ möglicherweise noch eine Rolle spielen könnten und daher militärisches Geheimnis bleiben müssen. Interessant sind die Plätze nur wegen ihrer außergewöhnlichen Lage und Einrichtung, nicht wegen der Gefahr, in der sich die Beobachter befinden. Diese ist stets vorhanden, spielt aber die geringste Rolle. Selbst dann, wenn der Beobachterstand beschossen wird, wird er noch lange nicht aufgegeben, besonders dann nicht, wenn kein mindestens gleich guter Ersatz zu finden ist. Ich sah Beobachterstände, die täglich von der gegnerischen Artillerie beschossen wurden. Der Beobachter stand ruhig an seinem Platze, während die Granaten rechts und links neben ihm einschlugen, beobachtete durch das Glas die gegnerischen Stellungen und die Wirkung unseres Artilleriefeuers und gab durch das Telephon seiner Batterie Weisungen.

Die Plätze, auf denen sich die letzten Kämpfe um Kolomea abspielten und wo sich unsere und die gegnerischen Linien hinziehen, liegen in der Ebene und gewähren gute Sicht. Sie erschweren aber den Nachschub, der nur bei Nacht möglich ist. Munition und Verpflegung kann nur unter dem Schutze der Dunkelheit vorgebracht werden. Die Russen unterhalten zwar auch bei Nacht ununterbrochen das Gewehrfeuer und streuen die ganze Umgebung unserer Schützengräben mit Kugeln ab, dieses ungezielte Feuer muß eben riskiert werden.

Für heute Nacht erhielt auch ich die Erlaubnis, unter dem Schutze der Dunkelheit das Grazer Hausregiment in den Schützengräben zu besuchen. Die Vorschrift lautet: „Vor Tagesanbruch hinein und nach Einbruch der Dunkelheit wieder heraus.“ Ich werde also Gelegenheit haben, mit den braven Steirern einen ganzen Tag im Schützengraben zu verbringen und den Landsleuten zu Hause Nachricht von dem Leben und Treiben ihrer Feldbürger, die sich bei Kolomea angesiedelt haben, zu bringen. Die Erlaubnis, unseren wackeren Siebenundzwanzigern Gräbe aus der Heimat zu überbringen, kann ich nicht mehr einholen; dazu ist es zu spät. Ich glaube aber, daß sich kein Widerspruch erheben wird, wenn ich die stillschweigende Zustimmung aller, die im Grazer Hausregiment Angehörige haben, voraussetze.

Die Stadt Kolomea, die ich heute besuchte, liegt seit dem 14. Mai im feindlichen Feuer und ist an vielen Punkten arg beschädigt. Mehrere Häuser wurden von schweren Granaten getroffen und weisen gähnende Lücken auf. Alle Fensterscheiben rings herum sind vom Luftdruck der Geschosß-Sprengschläge eingedrückt und die Straßen sind überdeckt mit Glasscherben. Die Stadt ist aber immer noch bewohnt. Viele, besonders die Wohlhabenderen, sind bei der Annäherung der Russen geflohen, aber dennoch gibt es selten ein Haus, in dem nicht jemand wohnen würde. In einem Hause auf dem Hauptplatze, das an der Stirnseite ein großes Granatenloch aufweist, sah ich am Fenster unmittelbar neben dem Sprengloch ein grauhaariges Ehepaar, das die gefährdete Wohnung nicht verlassen hatte. Die Straßen sind belebt, vor den Häusern spielen die Kinder, die überall in Galizien sehr zahlreich zu finden sind, die Geschäfte sind geöffnet, doch sind die Preise außerordentlich hoch. Auch zwei Kaffeehäuser sind in Betrieb. Der Bahnhof, der vollständig geleert ist, wird täglich, meist vor- und nachmittags, von den Russen beschossen. Einige Fabriken in der Nähe, eine Ziegelei und eine Kunstmühle sind in Brand geschossen und liegen in Trümmern, nur die hohen Schloten sind unversehrt. Eine deutsche protestantische Kirche, die in der Nähe des Bahnhofes liegt, wurde mehrmals von Granaten getroffen. Eine Granate drang am Altarfenster ein und zertrümmerte den Altar. Verletzt wurde dabei niemand.

Interessant ist, wie die russische Spionage, die in Ostgalizien überall ihre Organe hat, arbeitet. Auf dem Marktplatze in Kolomea wurden vor wenigen Tagen auf den Stangen der elektrischen Laternen zwei überwiesene Spione zum abschreckenden Beispiele aufgehängt. Einer davon wurde als verkleideter russischer Soldat festgestellt. Das Vorgehen gegen die Spionage kann nicht streng genug sein, denn durch die Spione kommt das Leben Tausender unserer Soldaten und der Einwohner

in Gefahr und die rücksichtslose Unterdrückung der Spionage bedeutet die Rettung vieler Menschenleben. Unsererseits wurde vielleicht oft viel zu milde vorgegangen, denn es zeigte sich noch immer, daß einige exemplarische Bestrafungen die Einschränkung der Spionage zur Folge hatten. Unseren Soldaten kann man gewiß keine Neigung zur Grausamkeit vorwerfen, davon habe ich mich wiederholt überzeugt. Sie teilen ihre Menage gern mit Hungernden, ob Freund oder Feind, behandeln die russischen Gefangenen äußerst rücksichtsvoll — ich habe nie ein hartes Wort von unseren Soldaten an Gefangene gehört, keine tätliche Roheit gesehen oder in Erfahrung gebracht —, selbst gefangene Kosaken, die sich nachweisbar wie Bestien benehmen, werden von unseren Soldaten zwar mit eisiger Kälte, aber ohne Härte behandelt; sie genießen die Rücksicht des offenen Kämpfers. Spione aber und alle andern versteckten Feinde können bei unseren Soldaten auf kein Mitleid hoffen. Ein russischer Spion bei Kolomea wurde ertappt, als er den Russen mit Leuchtflugeln Zeichen gab. Er setzte sich bei der Gefangennahme mit einem Messer zur Wehre und wurde daher sofort niedergemacht. In seinem Besitze fand man eine Reihe von österreichischen militärischen Schriften und Karten, ein englisch-deutsches Wörterbuch und einen — Ehrenkodex. Man schließt daraus, daß dieser Spion ein verkleideter Offizier war.

Diese Spione verraten oft in überraschend geschickter Weise die Stellungen der Infanterie und Artillerie, den Platz der Beobachter, die Quartiere der Kommanden, das Eintreffen von Verstärkungen, die Stärke der Truppenteile und ihre Bewegungen usw. Den Spionagebetrieb haben die Russen so vorzüglich organisiert — offenbar seit Jahren —, daß es ihnen möglich war, aufgefahrene Batterien zu beschießen, ehe diese selbst noch einen Schuß abgegeben hatten. Das dritte Korpskommando zum Beispiel wurde in seinem früheren Quartiere, kaum daß es dieses bezogen hatte, von russischen Fliegern mit Bomben belegt, glücklicherweise, ohne damit Schaden anzurichten. Heute kennt man die Mittel und Wege der russischen Spionage ziemlich genau und weiß sich dagegen besser zu schützen als zu Anfang des Krieges. Damals stand man überraschenden Tatsachen gegenüber, deren Entstehen in die Zeit des Friedens zurückreicht. Erst seit Kriegsbeginn hat das Militär Gelegenheit, in alle Verhältnisse hineinzu-
leuchten und seitdem haben sich auch die Überraschungen von Monat zu Monat verringert.

Ich glaube an dieser Stelle betonen zu sollen, daß es fehlgegriffen wäre, die einheimische Bevölkerung als solche für die russische Spionage und ihre Folgen verantwortlich zu machen. Käufliche Lumpen gibt es überall. Sie sind nicht allzu gefährlich, wenn jemand da ist, der sie kennt, im Auge behält und rechtzeitig unschädlich macht. Meine bisherigen Beobachtungen zwingen mich zu dem Urteil, daß die Bevölkerung ebenso wie unsere Truppen in diesem Kriege Verhältnisse hüßen mußte, die sie nicht verschuldet hatte. Dies sage ich, um zur Vorsicht im Urteil anzuregen. Mehr zu sagen, ist jetzt nicht am Platze. Für die Zeit, bis in diesem Kriege die letzte Kugel den Lauf verlassen hat, genügt es, zur Beruhigung der aufrichtig patriotischen Bevölkerung feststellen zu können, daß jetzt von militärischer Seite alles geschieht, um die Übel, die den Erfolg des Krieges beeinträchtigen könnten, auszumerzen. Nach dem Kriege wird mit diesem energischen Bemühen fortzufahren sein. Geschieht es, so bin ich überzeugt, daß Galizien, dieses schöne und fruchtbare Land, für seine Bewohner und für den Staat eine neue, bessere Bedeutung erlangen wird. Das Brachfeld ist von der fürchtbaren Pflugschar des Krieges gründlich umgeackert, das Unkraut ist entwurzelt, der Boden aufnahmefähig für eine neue Saat und erwartet den guten Sämann.

TAGESPOST (Graz) (*Middagblatt*)

Nr.: 160

TAG: 10.6.1915, 2

Der jüngste Fliegerangriff gegen Venedig.

r. Berlin, 9. Juni. Der „Lokalanzeiger“ meldet aus Chiasso: Venedig wurde von Osten früh nach 4 Uhr durch einen gewaltigen Krach aus dem Schlafe geweckt, dem ein Höllenlärm von Schüssen aus Maschinengewehren und Kanonen folgte. Ein österreichischer Doppeldecker vom Typ Etich war erschienen und hielt sich trotz heftigster Beschießung etwa eine halbe Stunde über der Stadt, wobei er 10 Bomben abwarf. Nach einer anderen Meldung sollen es zwei Doppeldecker gewesen sein, von denen aber einer bald umkehrte. Die Flieger warfen die Bomben nicht mehr gegen das Arsenal, sondern auf die Flugzeughalle. Ein Korporal des Geniekorps wurde getötet. Eine Bombe zerstörte den Anlegeplatz der Kanaldampfboote der Station San Marco.

Der Konflikt mit Amerika.

Die Note der Regierung der Vereinigten Staaten an Deutschland ist nun, wie aus Washington berichtet wird, fertiggestellt und dürfte heute abgesendet werden. Man erinnert sich, daß berichtet worden ist, die Absendung werde unter besonderen Vorsichtsmaßregeln geschehen; was immerhin begreiflich ist, da sie das englische Kabel benutzen muß. Der Ausgangspunkt des Konflikts, der allmählich ernstere Formen annimmt, ist, wie man weiß, der deutsche Unterseebootkrieg. Gegen die Bekanntmachung der deutschen Regierung vom 4. Februar, die von 18. Februar an, dem Beginn des Unterseebootkrieges, die Gewässer rings um Großbritannien und Irland als Kriegsgebiet erklärt und jedem dort angetroffenen Kauffahrteischiff, feindlichen oder neutralen, die Vernichtung androht, hatte die Union seinerzeit entschieden Protest eingelegt. In ihrer Note hieß es: „Falls die Kommandanten deutscher Kriegsschiffe auf hoher See ein amerikanisches Schiff oder das Leben amerikanischer Staatsbürger vernichten sollten, so würde die Regierung der Vereinigten Staaten in dieser Handlung schwerlich etwas anderes als eine unentschuld bare Verletzung neutraler Rechte erblicken können. . . Die Regierung der Vereinigten Staaten würde genötigt sein, die deutsche Regierung für solche Handlungen ihrer Marinebehörden streng verantwortlich zu machen und alle Schritte zu tun, die zum Schutze des amerikanischen Lebens und Eigentums auf hoher See erforderlich sind.“ Der Fall, von dem die Note spricht, hat sich nun viermal zugetragen: Die amerikanischen Dampfer

„Falaba“ und „Gulflight“ sind torpediert und der amerikanische Dampfer „Cushing“ ist einem deutschen Zieger zum Opfer gefallen. Das war amerikanisches Eigentum, und das Leben amerikanischer Bürger ist mit der Versenkung der „Lusitania“ vernichtet worden. Daraufhin hat die Union in einer Note (vom 18. Mai) auf den „Ernst der Lage“ hingewiesen und erklärt, die deutsche Regierung „wird nicht erwarten, daß die Regierung der Vereinigten Staaten irgend ein Wort ungesprochen oder eine Tat ungeschehen lassen wird, die notwendig sein sollten, um ihrer heiligen Pflicht zu genügen, die Rechte der Vereinigten Staaten und ihrer Bürger zu wahren und ihre freie Ausübung und Genuß zu gewährleisten“. In ihrer Antwort (vom 30. Mai) hat sich die deutsche Regierung in der Hauptsache, nämlich wegen der „Lusitania“, auf den Standpunkt gestellt, daß das englische Schiff armiert war und Munition und Soldaten an Bord geführt habe; „die englische Schiffahrtsgesellschaft mußte somit die Gefahren für die Passagiere der „Lusitania“ kennen, und versuchte mit voller Ueberlegung, das Leben amerikanischer Bürger als Schutz für eine Munitionsladung zu benutzen.“ Auf diese Antwort der deutschen Regierung soll nun Wilson jetzt antworten.

Daß nun diese Antwort einen schärferen Ton haben wird, entnimmt man dem Rücktritt Bryans. Dieser soll dafür gewesen sein, daß man über die tatsächlichen

Angaben Deutschlands wegen der „Lusitania“ in eine Prüfung eintreten solle, wogegen Wilson darauf beharrt, daß sich vorher die deutsche Regierung verpflichten müsse, künftig das Leben von Nichtkombattanten zu schonen, was praktisch darauf hinausläufe, daß sie auf den Unterseebootkrieg wenigstens gegen amerikanische Schiffe und gegen unbewaffnete englische Schiffe, auf denen sich Amerikaner befinden, verzichten möge. Ein Ultimatum irgend welcher Art wird die Note wohl nicht enthalten, wohl aber ist es nicht ausgeschlossen, daß ihre Wirkung der Abbruch der diplomatischen Beziehungen sein wird.

Daß die Lage ernst ist, geht aus dem Bericht unseres New-Yorker Berichterstatters hervor, der zwar vor der deutschen Antwort geschrieben ist, welche Antwort aber, wie man erfahren hat, die Sachlage nur ungünstig beeinflusst hat. Den Konflikt zu bagatellisieren, wie es insbesondere die immer leichtfertige Wiener Presse tut, ist sicherlich kein Anlaß; obwohl er ja natürlich zu keinem Kriege führen wird, ist es

dennoch gar nicht gleichgültig, wie eine Bevölkerung von der Größe, Macht und Reife der Bevölkerung des amerikanischen Freistaates über die deutsche Kriegführung denkt. Der Konflikt beweist nur, wie sehr die recht hatten, die über die Versenkung der „Lusitania“ nicht frohlockt haben.

Der amerikanische Protest.

New-York, 16. Mai.

Ueber die Stimmung der erdrückenden Mehrheit des amerikanischen Volkes gibt man sich in Deutschland, wie die hierher gelangten Zeitungen erkennen lassen, einer Täuschung hin, die für das Deutsche Reich wie für die Vereinigten Staaten verhängnisvoll werden mußte.

Der Einfachheit halber seien die Hauptforderungen der amerikanischen Note hier kurz wiederholt: Genugtuung für die von einem deutschen Zieger oder Unterseeboot auf die amerikanischen Dampfer „Cushing“ und „Gulflight“ unternommenen Angriffe; Entschädigung der Hinterbliebenen der bei der Zerstörung der britischen Passagierdampfer „Falaba“ und „Lusitania“ wie bei der Beschädigung des amerikanischen Tankdampfers „Gulflight“ ums Leben gekommenen amerikanischen Bürger sowie Desavouierung des deutschen Ziegers und der in Betracht kommenden deutschen Unterseeboote und das Aufgebendes Unterseebootkrieges.

Deutschland würde gut daran tun, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wenigstens neun Zehntel des amerikanischen Volkes die an Deutschland gerichtete Forderung und ihren sehr energischen Ton billigen. Daran ändert auch die sozialistische Friedenspropaganda nichts: die prinzipiell von einem Kriege nichts wissen will und mit Recht hervorhebt, daß die Toten der „Falaba“, der „Gulflight“ und der „Lusitania“ durch Butbergießen nicht ins Leben

zurückgerufen werden würden. Zunächst ist allerdings nicht von einem Kriege die Rede. Aber der Abbruch diplomatischer Beziehungen wäre unvermeidlich, die Beschlagnahme der in amerikanischen Häfen liegenden, auf Milliarden von Mark bewerteten deutschen Schiffe nicht unwahrscheinlich, wenn Deutschland weiterhin das tut, was man hierzulande als eine durch nichts gerechtfertigte Tötung amerikanischer Bürger und Verletzung amerikanischer Interessen ansieht.

Und die Deutschen und Frisch-Amerikaner, auf deren Widerstand gegen eine aggressive Politik der amerikanischen Regierung man drüben zu rechnen scheint? Nun die früheren Iren sind im allgemeinen die eingefleischtesten Amerikaner, daneben aber auch zu praktische Politiker (in amerikanischem Sinne), um sich nicht an platonischen Demonstrationen zu beteiligen, bei denen sich etwas verdienen läßt. Die hierzulande lebenden Deutschen hassen ihre frühere Heimat nicht verlassen, weil es ihnen dort allzu gut ging; sie bleiben in den Vereinigten Staaten, weil sie hier ein besseres Auskommen haben und die gesamten Lebensverhältnisse aufzudecken finden. Die Sympathien der

Massen werden von wirtschaftlichen Momenten bestimmt.

Der Irrtum, in dem sich Deutschland über die Sachlage in den Vereinigten Staaten befindet, ist auf eine beschränkte Anzahl von Personen zurückzuführen. Es waren immer dieselben Leute, die in Entrüstung über die Haltung der Vereinigten Staaten machten. Verleger, die nicht Deutsche sind, die nicht oder nicht richtig Deutsch kennen, die um ganz Deutschland keinen Pfifferling geben, aber zufällig ein in deutscher Sprache erscheinendes Blatt verlegen, ließen in jeder Nummer ihrer Zeitungen Artikel erscheinen, über die englische (das heißt in englischer Sprache erscheinende) „Lügenpresse“ losziehen, dabei aber selbst Tag für Tag Nachrichten frei erfinden. So hat die hiesige „Volkszeitung“ dem Blatte Hermann Kidders schon wiederholt Fälschungen nachgewiesen. Die Kiddersche „Staatszeitung“ und Hearsts „Deutsches Journal“, die gelesenste deutsche Zeitung der Vereinigten Staaten, haben sich aus Konkurrenzneid Wochen hindurch Tag für Tag Heuchelei, Lügen und Fälschungen in Bezug auf den Krieg vorgeworfen. Hearsts englische Blätter „American“ und „Evening Journal“ schreiben, soweit der Krieg in Betracht kommt, genau das Gegenteil dessen, was im „Deutschen Journal“ zu lesen ist. Dabei werden alle drei Blätter von der gleichen Depeschagentur (National News Service) bedient. Man sucht eben ein Geschäft zu machen.

Die aufdringliche Art der „deutschen“ Propaganda hat die Amerikaner, deren Sympathien nun einmal vom Beginn des Krieges an England, Frankreich und vor allem Belgien gehörten, nur noch mehr abgestoßen.

In den Streit zwischen den kriegsführenden Staaten will sich das amerikanische Volk nicht einmischen. Die gegenseitigen Aushungerungsversuche Englands und Deutschlands sind den Amerikanern als Nation gleichgültig, wenn auch der einzelne selbstverständlich seine eigenen Ansichten hat. Die Regierung der Vereinigten Staaten verlangt (und dabei hat sie fast das ganze Volk hinter sich), daß, soweit Leben, Gesundheit und wirtschaftliche Interessen amerikanischer Bürger in Frage kommen, ohne Rücksicht auf die Verwendungs-

möglichkeit der Tauchboote nach den anerkannten Grundsätzen des internationalen Rechtes verfahren wird.

Vorläufig hegt das amerikanische Volk den richtigen Wunsch, daß die Differenzen mit Deutschland friedlich beigelegt werden. Die Gefahr eines Krieges, für den ja nur die Flotte der Vereinigten Staaten, nicht deren Heer in Betracht käme, scheint fern zu sein. Öffentlich verdichtet sie sich nicht zu einem Konflikt. Aber niemand kann wissen, was die Zukunft bringt. Jedenfalls sollte man in Deutschland auf keinen Zwiespalt innerhalb des amerikanischen Volkes rechnen.

* * *

Amerikas Antwort.

Washington, 9. Juni. (Neuer.) Nach einem zweistündigen Gedankenaustausch mit den Mitgliedern des Kabinetts über die an Deutschland zu richtende Note gestattete Präsident Wilson die Mitteilung, daß die Note fertig sei und wahrscheinlich morgen abgeschickt werden wird. Der Präsident stellt in Abrede, daß eine größere Verzögerung eingetreten wäre, als bei einer Note von solchem Gewicht natürlich sei. Die deutsche Note, die für den Angriff auf den Dampfer „Gulflight“ Schadenersatz verspricht und um weitere Aufklärungen über den Fall des Dampfers „Cushing“ ersucht, wird vom Präsidenten nicht als unbefriedigend angesehen, aber die beiden Fragen hätten nichts mit dem Hauptgrundsatz zu tun, für den die Vereinigten Staaten eintreten: nämlich, daß die Amerikaner auf unbewaffneten Kaufahrtschiffen, welcher Nationalität immer, in Sicherheit nach ihrem Bestimmungsort gebracht werden müssen, ehe ein zur Prise gemachtes Schiff vernichtet wird.

New-York, 9. Juni. (Neuer.) Ein Washingtoner Bericht der „Evening Sun“ verneint, offenbar auf Grund guter Ermittlungen, daß die amerikanische Note irgend eine Andeutung enthalten werde, wonach die Vereinigten Staaten mit den Verbündeten die Frage der Lebensmittelblockade besprechen würden. Man könne mit Bestimmtheit mitteilen, daß die Vereinigten Staaten nur mit Deutschland verhandeln werden.

Die amerikanische Note an Deutschland.

Berlin, 12. Juni.

Der Wortlaut der Note.

Die gestern vom hiesigen Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika im Auswärtigen Amt überreichte Note vom 10. d. lautet in der Übersetzung:

„Eurer Excellenz Ersuchen entsprechend, habe ich nicht verfehlt, meiner Regierung unmittelbar nach Empfang Ihre in Beantwortung meiner Note vom 15. Mai an mich gerichtete Note vom 28. Mai zu übermitteln, desgleichen Ihre ergänzende Note vom 1. Juni, die die Schlussfolgerungen darlegt, wozu die kaiserlich deutsche Regierung bisher in der Frage des Angriffes gegen die amerikanischen Dampfer *Cushing* und *Gulflight* gelangt ist.

Ich bin jetzt von meiner Regierung beauftragt, als Erwiderung nachstehendes mitzuteilen:

Die Angriffe auf *Cushing* und *Gulflight*.

Die Regierung der Vereinigten Staaten vermerkt mit Befriedigung, daß die kaiserlich deutsche Regierung bei Erörterung der Fälle *Cushing* und *Gulflight* den Grundsatz voll anerkennt, wonach alle Teile der offenen See für neutrale Schiffe frei sind und daß die kaiserlich deutsche Regierung aufrichtig gewillt ist, ihre Verbindlichkeit anzuerkennen und auszuführen, wenn die Tatsache des Angriffes auf neutrale Schiffe, „die sich keiner feindlichen Handlung schuldig gemacht haben“, durch deutsche Flieger oder Kriegsschiffe genügend nachgewiesen ist.

Die Regierung der Vereinigten Staaten wird der kaiserlich deutschen Regierung, ihrem Ersuchen entsprechend, seinerzeit das vollständige Material über den Angriff auf den Dampfer *Cushing* unterbreiten.

Die Versenkung der „*Falaba*“.

Was die Versenkung des Dampfers „*Falaba*“ betrifft, wodurch amerikanische Bürger ihr Leben verloren, so ist die Regierung der Vereinigten Staaten erst a u n t, von der kaiserlich deutschen Regierung die Auffassung vertreten zu sehen, daß das Bestreben eines Handelsschiffes, sich der Kaperung zu entziehen und Hilfe herbeizurufen, etwas an der Verpflichtung des die Kaperung anstrebenden Offiziers in Bezug auf die Sicherheit des Lebens der an Bord befindlichen Passagiere ändern soll, auch wenn das Schiff im Augenblick der Torpedierung seinen Fluchtversuch bereits aufgegeben hat. Dies sind keine neuen Umstände; die Staatsmänner und die Kenner des internationalen Lebens hatten sie während der ganzen Entwicklung des

Seekriegsrechtes vor Augen und die Regierung der Vereinigten Staaten ist nicht der Ansicht, daß diese Umstände jemals so aufgefaßt worden seien, als könnten sie etwas an den Grundsätzen der Menschlichkeit ändern, auf denen die amerikanische Regierung von je bestanden hat. Lediglich tatsächlicher gewaltfamer Widerstand oder fortgesetztes Bestreben eines Handelsschiffes, zu entfliehen, nachdem der Befehl zum Anhalten wegen Durchsuchung ergangen ist, hat nach der bisherigen Anschauung das Leben der Passagiere und der Mannschaft verwirkt. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt jedoch nicht an, daß die kaiserlich deutsche Regierung sich in diesem Falle ihrer Verpflichtung entziehen will, sondern nur die Umstände darzulegen wünscht, die den Kommandanten des Unterseebootes veranlaßten, sich bei seinem Vorgehen ein voreiliges Verfahren zu erlauben.

Die Torpedierung der „*Lusitania*“.

Eurer Excellenz Note weist bei Erörterung der Verluste an amerikanischen Menschenleben anlässlich der Versenkung des Dampfers „*Lusitania*“ mit ziemlicher Ausführlichkeit auf gewisse Nachrichten hin, die der kaiserlich deutschen Regierung hinsichtlich des Charakters und der Ausrüstung dieses Schiffes zugegangen sind und Eure Excellenz geben der Befürchtung Ausdruck, daß diese Nachrichten nicht zur Kenntnis der Regierung der Vereinigten Staaten gelangt sein könnten.

In der Note wird behauptet, daß die „*Lusitania*“ zweifellos bewaffnet gewesen sei, im besonderen versteckte Geschütze geführt habe, daß sie mit ausgebildeter Bedienungsmannschaft, Schiffsgeschützen und besonders mit Munition versehen gewesen sei, Truppen von Kanada befördere, eine Ladung an Bord gehabt habe, die nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten für ein Schiff, das auch Passagiere befördert, nicht zulässig gewesen sei und daß sie ihrem Wesen nach als ein Hilfschiff der englischen Seestreitkräfte gedient habe. Glücklicherweise sind dies Angelegenheiten, bezüglich deren die Regierung der Vereinigten Staaten in der Lage ist, der kaiserlich deutschen Regierung amtliche Aufklärungen zu geben. Falls die in Euler Excellenz Note angeführten Tatsachen zuträfen, wäre die Regierung der Vereinigten Staaten verpflichtet gewesen, davon amtlich Kenntnis zu nehmen.

In Ausübung ihrer anerkannten Pflicht als neutrale Macht und in Anwendung ihrer nationalen Gesetze wäre es ihre Pflicht gewesen, darauf zu achten, daß die „*Lusitania*“ für ein angriffsweises Vorgehen nicht bewaffnet war, daß sie keine Ladung führte, die durch die Gesetze der Vereinigten Staaten verboten war und daß sie, wenn sie tatsächlich ein englisches Flottenschiff war, keine Clearierungspapiere als Handelsschiff erhalten durfte. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat diese Pflicht erfüllt und ihre Gesetze mit gewissenhafter Wachsamkeit durch ihre ordnungsgemäß bestellten Beamten zur Anwendung gebracht. Sie ist deshalb in der Lage, der kaiserlich deutschen Regierung zu versichern, daß diese falsch informiert

war. Sollte die kaiserlich deutsche Regierung der Auffassung sein, daß sie überzeugende Beweise besitzt, wonach die Beamten der Regierung der Vereinigten Staaten ihre Pflicht nicht gründlich erfüllt haben, so gibt sich die Regierung der Vereinigten Staaten der aufrichtigen Hoffnung hin, daß die kaiserlich deutsche Regierung dieses Beweismaterial zur Prüfung unterbreiten wird.

Was immer auch die Behauptung der kaiserlich deutschen Regierung hinsichtlich der Beförderung von Kriegs-Konterbande an Bord der Lusitania oder hinsichtlich der Explosion dieses Materials durch den Torpedoschuß sein möge, so braucht nur gesagt zu werden, daß nach Ansicht der amerikanischen Regierung diese Behauptungen für die Frage der Gesetzmäßigkeit des von den deutschen Marinebehörden bei der Versenkung des Schiffes angewandten Verfahrens unerheblich sind. Allein die Versenkung von Passagierdampfern berührt die Grundsätze der Menschlichkeit, denen gegenüber die besonderen einzelnen Umstände, die in Versenkungsfällen mitsprechen könnten, in den Hintergrund gedrängt werden, Grundsätze, die eine solche Versenkung, wie die kaiserlich deutsche Regierung zweifelsohne ungesäumt erkennen und anerkennen wird, aus der Reihe der gewöhnlichen Gegenstände diplomatischer Erörterung oder internationaler Streitfragen herausgehen.

Was immer die sonstigen Tatsachen im Falle der Lusitania sein mögen, die Hauptsache bleibt, daß ein so großer Dampfer, der in erster Linie und vorzugsweise als Beförderungsmittel für Passagiere diente und über 1000 Menschen beförderte, die keinerlei Anteil an der Kriegsführung hatten, torpediert und versenkt wurde, ohne geringsten Anruf oder Warnung und daß Männer, Frauen und Kinder

unter Umständen, für die es in der modernen Kriegsführung kein Beispiel gibt, in den Tod gesandt wurden. Die Tatsache, daß mehr als hundert amerikanische Bürger darunter waren, die zugrunde gingen, macht es der Regierung der Vereinigten Staaten zur Pflicht, von diesen Dingen zu sprechen und erneut mit feierlichem Nachdruck die Aufmerksamkeit der kaiserlich deutschen Regierung auf die schwere Verantwortung zu lenken, die sie nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten bei dieser tragischen Begebenheit auf sich geladen hat und auf den unansehbaren Grundsatze, worauf diese Verantwortung beruht.

Die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht sich um etwas Größeres als bloße Eigentumsrechte oder Handelsprivilegien, sie bemüht sich um nichts weniger Erhabenes und Heiliges, als die Rechte der Menschlichkeit, durch deren Achtung sich jede Regierung ehrt und auf die keine Regierung im Interesse der in ihrer Obhut und Gewalt Befindlichen verzichten darf. Nur tatsächlicher Widerstand gegenüber der Kaperei oder die Weigerung, anzuhalten, wenn dies zu Durchsuchungszwecken befohlen war, hätte dem Führer des Unterseebootes die Berechtigung geben können, das Leben der an Bord Befindlichen in Gefahr zu bringen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten ist der Ansicht, daß die ausdrücklichen, am 3. August 1914 durch die kaiserlich deutsche Admiralität an ihre Seeoffiziere erlassenen Instruktionen diese Grundsätze anerkannt und zur Geltung gebracht haben, wie dies auch die Präsenz-Ordnungen aller andere Nationen tun und jeder Reisende und Seemann hatte das Recht, sich darauf zu ver-

lassen und auf diesen Grundsätzen der Menschlichkeit sowohl, als auf dem Gesetze, das sich darauf gründet, müssen die Vereinigten Staaten bestehen.

Ein Vorschlag zur Anbahnung einer Vereinbarung.

Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt mit Vergnügen wahr, daß Eurer Excellenz Note mit der Andeutung schließt, daß die kaiserlich deutsche Regierung jetzt, wie früher, geneigt ist, die guten Dienste der Vereinigten Staaten anzunehmen bei dem Versuche, mit der Regierung von Großbritannien zu einer Verständigung über eine Änderung des Charakters und der Bedingungen des Seekrieges zu gelangen. Die Regierung der Vereinigten Staaten würde es als Vorzug betrachten, auf diese Weise ihren Freunden und der Welt einen Dienst leisten zu können. Sie ist jederzeit bereit, jeder der beiden Regierungen Andeutungen oder Anregungen zu übermitteln, die sie zu übermitteln wünscht und ladet die kaiserlich deutsche Regierung herzlich ein, von ihren Diensten in dieser Richtung nach Belieben Gebrauch zu machen. Die ganze Welt wird mitbetroffen von allem, was auch nur einen teilweisen Ausgleich der Interessen herbeizuführen oder irgendwie die Schrecken des gegenwärtigen unseligen Konfliktes zu mildern geeignet ist. Welche Vereinbarung auch immer zwischen den kriegführenden Parteien glücklich getroffen werden mag und was immer nach Ansicht der kaiserlich deutschen Regierung in der Vergangenheit für die Handlungsweise ihrer See-Befehlshaber als Herausforderung oder verhältnismäßige Rechtfertigung in Betracht kommen mag, die Regierung der Vereinigten Staaten erwartet zuberichtlich, daß die Gerechtigkeit und Menschlichkeit der deutschen Regierung in allen Fällen, wo Amerikaner geschädigt oder ihre Rechte als Neutrale verletzt worden sind, zur Geltung gebracht werden wird.

Erneute Vorstellungen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten erneuert deshalb ernstlich und feierlichst die Vorstellungen, die sie in ihrer Note an die kaiserlich deutsche Regierung vom 15. Mai erhoben hat und stützt sich bei diesen Vorstellungen auf die Grundsätze der Menschlichkeit, der allgemein anerkannten Anschauungen des internationalen Rechtes und die alte Freundschaft mit dem deutschen Volke. Die Regierung der Vereinigten Staaten kann nicht zugeben, daß die Proklamierung einer Kriegszone, vor der neutrale Schiffe gewarnt sind, irgendwie als Verkürzung von Rechten amerikanischer Schiffseigentümer oder amerikanischer Bürger ausgelegt werden kann, die sich auf erlaubten Reisen als Passagiere an Bord von Handelsschiffen einer kriegführenden Macht befinden. Sie glaubt nicht, daß die kaiserlich deutsche Regierung diese Rechte in Frage stellt. Sie glaubt auch, daß die kaiserlich deutsche Regierung als außer Zweifel stehend die Grundsätze annimmt, daß das Leben von Nichtkämpfern gesetz- oder rechtsmäßig nicht in Gefahr gebracht werden dürfe durch Kaperei oder Zerstörung eines Handelsschiffes, das keinen Widerstand leistet und daß die kaiserlich deutsche Regierung die Verpflichtung anerkennt, die notwendige Vorsicht anzuwenden bei der Feststellung, ob ein verdächtiges Handelsschiff tatsächlich einer kriegführenden Nation angehört oder tatsächlich Kriegs-Konterbande unter neutraler Flagge fährt.

DOKUMENTATION

Nr.: TAG:

Die Regierung der Vereinigten Staaten darf be-
halb erwarten, daß die kaiserlich deutsche Regierung
die notwendigen Maßnahmen ergreifen wird, um diese
Grundsätze hinsichtlich der Sicherung amerika-
nischen Lebens und amerikanischer Schiffe
zu verwirklichen und bittet um die Zusicherung,
daß dies geschehen wird.
Ich benütze diesen Anlaß, um Eurer Exzellenz
die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung zu
erneuern.
James W. Gerard.

NEUE FREIE PRESSE

Nr.: 18248.

TAG: 12. 6. 1915/119

Die Heldenfahrt und der Untergang der
„Emden“.

Der Vortrag des Kapitanleutnants Mücke.

Wien, 11. Juni.

Jedes deutsche Herz muß höher schlagen, wenn von der „Emden“ gesprochen wird. Denn aus dieser zehnmönatigen Geschichte von Opfermut, Tollkühnheit, stoischer Pflichterfüllung und beispiellosem Mut hebt sich überragend die Heldenfahrt der „Emden“ empor.

Wir, die wir tagtäglich unseren Weg zwischen gigantischen Ereignissen wandeln, von furchtbar großen Eindrücken umtost und umbrandet werden, können vielleicht die Geschichte der „Emden“ in ihrer ganzen antiken Größe noch nicht vollständig erfassen. Es wird Sache einer kommenden Generation sein, die Weltliteratur um ein neues Epos zu bereichern, der „Odyssee“ und der „Iliade“, der Gudrun Sage und dem Nibelungenlied die Emdeniade beizugesellen. Nur daß die Geschichte der durch die Meere jagenden, fremde Schiffe zerstörenden und kapern den „Emden“ noch reicher, packender und aufregender ist als alles, was die Historie vergangener Zeiten gibt. Dereinst, wenn die Sage auch diesen Krieg umrante wird, dann werden die Schüler anderer Jahrhunderte dem Heldenjüngling der „Emden“ mit ihren blonden, blauäugigen Matrosen, ihrem seltsamen vierten Schornstein, der hier die Rolle des trojanischen Rosses spielt, und ihres großen Anführers, der in diesem deutschen aller Epen Müller heißt, mit genau so viel Ehrfurcht und Interesse lauschen wie es die Schulknaben von heute den Gefängen der Griechen gegenüber tun.

Der deutsche Seeheld Müller befindet sich, sogar vom Feind geehrt und bewundert, in englischer Gefangenschaft, viele seiner Getreuen ruhen nach dem historisch einzigartigen Kampf der „Emden“ bei den Kolosineln auf dem Meeresgrund und nur ein kleiner Teil der „Emden“-leute verdankt es einem glücklichen Zufall, daß er mit ihrem Führer Mücke sich kämpfend und raufend durch List und Kühnheit zur See und zu Land über den halben Erdball hinweg durchschlagen konnte, bis er in Fremdesland geriet und, umjauchzt und umtost von der Liebe und Bewunderung all derer, die mit uns kämpften, wieder den Boden der teuren deutschen Heimat betreten kann.

Der Held des zweiten Teiles vom Epos der „Emden“, Kapitanleutnant v. Mücke, trat heute öffentlich als Erzähler auf. Nach zehn Monaten des wilden verwegenen Handelns durfte dieser neue deutsche Odysseus inmitten einer verfeinerten Zivilisation, umgeben von Glanz und Luxus, sprechen. Und wenn er heute seine deutschen Blauaugen über die Herren und Damen, die goldstropfenden Uniformen und duftenden Spitzen auf weißen Schultern gleiten ließ, dann mag ihm dieser Wechsel der Zeiten, dieser Uebergang von dem tollen Gestern zum gestifteten Heute jäh aufgestiegen sein und das eigenartige Lächeln um den Mund gezaubert haben, das, während er sprach, immer wieder austauchte.

Die Schwüle Sommerhitze hatte das Wiener Publikum natürlich nicht abhalten können, und so füllten denn mehr

als 3000 Menschen den großen Saal, die Estrade, das Podium bis in den letzten Winkel. Und während den Zuhörern die Schweißtropfen über das Gesicht rollten und die Taschentücher unaufhörlich Luft zusächelten, blieb die Spannung wach, und durch volle drei Stunden hing man an den Lippen des Helden da oben.

Punkt acht Uhr war der junge Offizier auf das Podium getreten, begrüßt von brausenden Heilrufen. Schlank, fast knabenhaft jung, braune Haare und blaue Augen, wie man sie nur an der „Waterkant“, in Hamburg, Bremen, in Kiel und Lübeck sieht. Nicht in der Marine-Galauniform, sondern im feldbraunen Kaki mit hohen Kollertiefeln. Mitten auf der Brust und unter dem Herzen aber die zwei eisernen Kreuze, die zusammen das Höchste und Wunderbarste sind, was deutsche Helden erringen können.

Mücke beginnt zu sprechen und man ist sofort fasziniert. Er spricht frisch und frisch vor sich hin, wirft kaum einen Blick in die hastigen Aufzeichnungen, die er in letzter Stunde gemacht, und spricht mit so schmetternd-jugendlicher Stimme, daß man ihn im ganzen Saale versteht.

Wie der Held der „Emden“ aber spricht, das ist ein Kapitel für sich. Der raffinierteste Berufsrezitator, der geferierteste Parlamentarier, kann keine solche Wirkung erzielen, wie dieser blutjunge Marineur, dem der goldene Humor kühner wagemutiger Jugend in die Worte fließt. Lachsalben dröhnen immer wieder durch das Haus, und es gibt sicher Theater in Wien, in denen in dieser Saison nicht so herzlich und froh gelacht wird, wie es heute wurde, als der Kapitanleutnant v. Mücke von der blutig-ernsten Schicksalsfahrt der „Emden I“ und „Emden II“ erzählte.

Man kennt ja schon die Geschichte der „Emden“, aber ganz erfassen kann man das Wunderbare erst, wenn man diesen Vortrag gehört hat.

Die Brise der ersten Kriegsnacht.

Mücke erzählte, wie die „Emden“ zwei Tage vor Kriegsausbruch Tsingtau klar verlassen und sich an einem bestimmten Punkte des Gelben Meeres gehalten; wie sie die Nachricht zunächst vom Kriege gegen Rußland und Frankreich durch Funkenspruch erhalten und durch die Fushimastroke gegen Wladiwostok vorgestoßen sei. In dunkler, unruhiger Nacht wurde Kriegswache gehalten, die Hälfte der Mannschaft war wach bei den Geschützstationen, die andere Hälfte schlief in Kleidern. Wie eine Kriegswache kommandierte Fregattenkapitän Müller, der Schiffscommandant, die andere der erste Offizier. Geachtet wurde nichts. Mücke hatte Kriegswache von 12 Uhr bis 4 Uhr früh. Kaum in seiner Kammer, hörte er das Signal „Alarschiff zum Gesicht“; ein Dampfer war im Morgenrauen erschienen, ähnlich einem russischen Kreuzer. Vor dem in höchster Fahrt befindlichen deutschen Schiff lief er mit äußerster Fahrt davon. Nach dem Signal „Stoppen Sie!“ wurden ein Lichter, und dann ein scharfer Schuß auf etwa 8000 Meter gefeuert. Als die Granaten bei ihm einschlugen, stoppte der Dampfer und setzte die russische Flagge.

Der russische Freiwilligendampfer „Njasa“ war die Brise der ersten Kriegsnacht. Er war ein ganz neuerbauter Dampfer, der zwischen Schanghai und Wladiwostok lief. Ein Präsentkommando übernahm das Kommando des Schiffes bei schwerem Seegang, der das Boot in Gefahr

brachte. Die zahlreichen weiblichen Passagiere waren angefüllt, was die „Barbaren“ mit ihnen anfangen würden. Statt der Russenflagge wurde die deutsche Kriegsflagge gehißt. Trotz des heftigen Protestes des Kapitäns, das Schiff sei ein Handelsdampfer, wurde das Schiff um die Südspitze Koreas nach Tsingtau gebracht. Sieben Rauchwolken wurden auf dem Wege gesichtet. Aus Zeitungen wußten wir, daß das französische Gros, die Panzerkreuzer „Montcalm“ und „Duplessis“ und mehrere Torpedoboote in russischen Gewässern sein sollten. Um den ungleichen Dampf zu vermeiden und den „Majan“ nicht zu opfern, machte die „Emden“ einen großen Bogen und erreichte Tsingtau. Die Schiffe fuhren abgeblendet, obwohl die weiblichen Passagiere in ihrer Angst immer Licht in ihren Kammern anzustecken versuchten. In Tsingtau wurde die „Majan“ mit Geschützen und deutscher Besatzung als deutscher Hilfskreuzer ausgestattet und lief über 17 Meilen Seefahrt.

In Tsingtau herrschte schon voller Kriegsbetrieb. Viele deutsche Dampfer im Hafen wurden als Hilfskreuzer ausgerüstet, als Kohlenschiffe für die Flotte mit Kohlen versorgt. Wir merkten die Kriegsbegeisterung und beste Zuversicht. Auch die „Emden“ traf die letzten Kriegsvorbereitungen und ging, gefolgt von vielen deutschen Schiffen, bei Morgengrauen in See. Die Panzerkreuzer „Scharnhorst“, „Gneisenau“ und „Münberg“ waren in der Südsee, und vom Geschwaderschiff hatten alle in Tsingtau liegenden Schiffe Befehl erhalten, nach Süden zu gehen und das Geschwader zu treffen. Bei den Mägen der „Wacht am Rhein“ und „Hurrarufen“ hatten wir das Gefühl: „Wir werden's schon schaffen!“ Mit uns ging der Kohlendampfer „Markomannia“, der uns einige Monate ein treuer Gefährte blieb.

Kohlenversorgung auf hoher See.

Am 13. August verließ die „Emden“ das Geschwader mit dem Befehl, Kreuzerkrieg in Indien zu führen. Ende der ersten Woche im September machte sie sich im Golf von Bengalen auf Beute. In der Nacht des 10. November kam der abgeblendete „Emden“ ein Schiff in Sicht. Als es trotz Aufforderung, zu stoppen, nicht hielt, konnte es doch im Herzen des indischen Ozeans kein feindliches Kriegsschiff warten, wurde ein blinder Schuß abgegeben. Das Schiff ging zurück und gab Bereitwilligkeit kund, dem Befehl zu folgen. Wir schickten ein Boot an Bord und nahmen Besitz vom Dampfer. Zu unserem Schrecken gab der Britenoffizier das Signal, es sei ein griechisches Schiff. Ein solches hätten wir laufen lassen müssen und es hätte unsere Anwesenheit im nächsten Hafen gemeldet. Der Dampfer hatte aber, Gott sei Dank, Kohle für englische Häfen als Kriegskonterbande bei sich und wurde als dankenswerte Ergänzung der schon

halb leer gekohlten „Markomannia“ als drittes Schiff dem Geschwader zugefügt. Da auf ein Anlaufen in einem Hafen so bald nicht gerechnet werden konnte, hatte sich die „Emden“ in Tsingtau so voll als möglich gepackt, wofür der erste Offizier gewissermaßen als Hausfrau gesorgt hatte.

Seife für mindestens ein Jahr.

In den letzten Tagen war die Seife stark auf die Reize gegangen, und bald wäre Waschen Luxus gewesen. Mücke bat im Scherz den Kommandanten, als erstes ein Seifenschiff zu besorgen. Lachend versprach der Kommandant, das Neuzerster für die Seifenversorgung zu tun. Er hat sein Wort gehalten! Am Morgen des 11. September kam ein großer Dampfer, der, uns für ein englisches Kriegsschiff haltend, mit einer großen englischen Flagge seine Freude ausdrückte. Das Gesicht des Kapitäns, als wir unsere Fahne setzten, sagt Mücke, habe ich nicht gesehen! Der Dampfer kam aus Kalkutta und war für einen englischen Truppentransport von Colombo nach Frankreich bestimmt. Er war bestens eingerichtet und hatte Seife für mindestens ein Jahr für uns an Bord! Eine halbe Stunde später konnten sich die Haifische mit dem Dampfer befaßen. Die Besatzung wurde auf unseren „Lumpensammler“ geschafft. Lumpensammler war bei uns immer ein Schiff, das entweder wenig Wert oder neutrale Ladung hatte. Er wurde immer erst entlassen, wenn er so viele Menschen von gekaperten Schiffen an Bord hatte, daß er nicht mehr tragen konnte. In den nächsten Tagen blühte das Geschäft. Die „Emden“ hatte zeitweise fünf bis sechs Dampfer auf einem Fleck. Der eine zeigte noch die Oberkante seines Schornsteines, der nächste lag bis zum Deck im Wasser, der dritte zeigte durch Hin- und Hertorkeln, daß er voll zu werden beginne. Die Passagiere wanderten auf den Lumpensammler. So wurde die Gegend von Ceylon bis Kalkutta abgegaßt.

Whisky auf dem „Lumpensammler“.

Die meisten Engländer benahmen sich beim Kapern ganz vernünftig. Nach dem ersten Entsaften schimpften sie maßlos auf ihre Regierung, ohne der Versenkung Widerstand entgegenzusetzen. Ihr Privateigentum konnten sie bergen. Sie nahmen diese Zeit meistens dazu wahr, ihren Whiskyvorrat vor den Fischen zu retten, so daß man sagen kann, wir haben kaum jemals eine nüchterne englische Gesellschaft auf den „Lumpensammler“ abgeliefert. In der Regel vergaßen sie auch „Business“ nicht und wollten die Vorteile deutscher Kaperei ihren Konkurrenzgesellschaften zuteil werden lassen. Meist fragten die Kapitäne: „Haben Sie den Dampfer X schon gesehen? Er fährt ja bloß zwei Stunden hinter mir und sieben Meilen südlicher!“ So kannten wir schon das nächste in Sicht kommende Schiff und vermieden es, auf Neutrale zu stoßen. Besonders nett benahm sich einer, der einen höchstens vier Seemeilen laufenden Eimerbagger von Europa brachte. Seine Freude, gekapert zu werden, war vom menschlichen Standpunkt verständlich. Bei rollendem und schlingendem Schiff machte er unnachahmliche Freudensprünge. Tränen der Dankbarkeit rollten über seine Seemannsbaden, als er ausrief: „Gott sei Dank, daß der Kasten weg ist! Meine 5000 Pfund für die Ueberführung nach Australien habe ich außerdem im voraus erhalten.“

„Das beliebteste Schiff in Ostindien.“

Sehr dankbar waren die Engländer stets, daß man ihnen reichlich Zeit zur Vergung ihres Privateigentums ließ. Die „Emden“ war bis Ende 1914 das beliebteste Schiff in Ostindien. Mücke sagt, die Engländer hätten kein Verständnis für den Krieg, weil er bei ihnen nicht ein Volkskrieg ist. Sie stehen ihm

Nr.:

gleichgültig gegenüber und beurteilen die Errungenschaften nur vom Standpunkte des sportlichen Interesses. So wurde der Kapitän mit Sang und Klang von den englischen Zeitungen Indiens gefeiert und nach dem ersten Laufen gefapertier Dampfer zum Ehrenmitglied des Easten Kalkuttaer englischen Klubs gemacht. Den Passagieren wurde auch immer entgegengekommen. So bat ein Engländer, ihm sein einziges Besitztum, an dem er hänge, ein Motorfahrrad, zu erhalten. Das Rad wurde aus dem Laderaum hervorgesucht und mit seinem Besitzer auf einem Extraboat auf den Lumpensammler geschafft. Der Mann konnte vor Rührung kaum sprechen.

Die Vorräte waren längst zu Ende, aber die gefaperten Schiffe waren stets so reichlich mit Konservenproviand allererster englischer Firmen versehen, daß die Mannschaft nur mit Mühe dem Grundfab, feindliches Gut zu versenken, gerecht werden konnte. Pralines, Konfitüren und ähnliche Leckerbissen waren auch für Seemannsfehlen schon wegen ihres Kognatgehaltes nicht unwendbar!

Die Beschießung von Madras.

Als in den Teil des Bengalischen Golfes keine Schiffe mehr kamen, verlegte die „Emden“ ihr Revier auf die andere Seite des Golfes, nach Rangoon, wo aber kein englisches Schiff mehr fuhr. Aus Zeitungen erfuhren wir, daß die gesamte Schifffahrt eingestellt sei. Ein norwegischer Dampfer übernahm die Stelle des Lumpensammlers, den wir auch versenkten. Eine Woche hielt uns der Abschießer nach Rangoon auf. Die englische Regierung kündete offiziell die Freudenbotschaft, die „Emden“ sei durch 16 Verfolger endgültig vernichtet, und die Schifffahrt könne stattfinden. Die „Emden“ kehrte an die ostindische Küste zurück und erschien am 18. September vor dem Hafen von Madras, wo eben tags zuvor die Freudenbotschaft verkündet worden war. Zur Feier der „Vernichtung“ hatte sich eine festliche Versammlung im Klub eingefunden. Granaten fielen in die Festgesellschaft. Wir näherten uns Madras auf 3000 Meter. Das Leuchtfeuer brannte friedlich im Hafen, wofür der Regierung der verbindliche Dank abgestattet sei. Im Scheinwerferlicht sahen wir das Ziel, die hohen weißgeränderten Tanks. Ein paar Granaten hinein, ein kurzes Hochflammen einer

bläulich-gelben Stießflamme, ein aus den Schußlöchern hervorquellender rotbrennender Strahl, eine riesige, schwere schwarze Wolke, und wir hatten einige Millionen nach oben in die Luft geschickt! Von Madras aus wurden wir beschossen, und es hieß in den Zeitungen, wir wären unter Lösung aller Lichter schleunigst verdrückt. Wir waren ohne Licht angekommen, hatten die Beschießung gar nicht wahrgenommen und dachten daher auch nicht daran, uns vor dem Schießen zu verziehen.

Nach der Beschießung blendeten wir sogar das Schiff auf, zeigten absichtlich viele Lichter und fuhrten nach Norden. Dann löschten wir sämtliche Lichter und fuhrten nach Süden. Der Brand in Madras beleuchtete lange unseren Weg. 180 Kilometer weit sahen wir noch die Rauchfahne des Brandes. Am nächsten Tag besuchten wir das französische Pondicherry und fuhrten um Ceylon nach der Westseite Indiens. Erst nach unserer Beschießung richteten die Engländer in ihren Häfen Scheinwerferdienst ein, erleichterten uns dadurch die Navigierung erheblich, wofür auch der weitfichtigen indischen Regierung Dank gesagt sei. Im Hafen von Colombo sahen wir bei Scheinwerferlicht einen schwer mit Zucker beladenen englischen Dampfer, dessen Kapitän Widerstand leistete, weil er im Kriegshafen gefapert werden sollte. Er durfte nichts mitnehmen. In fünf Minuten war er geräumt. Kapitän und Maschinist wurden in eine Kelle der „Emden“ interniert und in 10 Minuten sank der

Dampfer. Der Kapitän beklagte sich später über nicht standesgemäße Unterbringung und über den Keulichkeitszustand der „Emden“; darin hatte er recht. Müller hätte sicherlich, wenn er den Besuch geahnt hätte, seinen Stolz darin gesetzt, die „Emden“ frisch gemalt und blank geschauert vorzuführen.

Die „Marlomania“ war leergeföhlt, die indische Kohle ist von geringem Heizwert, dabei stark rauchend und die Kessel verschmutzend. Die englische Admiralität in Hongkong löste die Frage, indem sie der „Emden“ in den nächsten zwei Tagen zwei große, mit 7000 Tonnen geladene für sie selbst bestimmte Dampfer mit bester englischer Walestohle schickte.

Einer, der vom Weltkrieg nichts weiß.

Das Schiff fuhr dann nach Diegogarcia, einer kleinen Insel im südlichen Ozean. Ein Engländer kam ihm mit Nahrungstränen, beladen mit Geschenken, entgegen. Er wußte vom Kriege nichts, da die Insel nur halbjährige Postverbindung hatte. Wir reparierten sein Motorboot und verließen ihn, ohne ihn von den Schrecken des Weltkrieges zu unterrichten. Nach vierzehn Tagen, bei der nächsten Post, wird er wohl genußt haben, wenn er mit Geschenken überhäuft!

Nach mehreren guten Präsen wollten wir mit Kriegsschiffen Bekanntschaft machen; wir wußten, daß uns 16 englische, französische und japanische Schiffe suchten. Wir fuhrten nach der vermutlichen Basisstation Penang, in der Hoffnung, dort ein oder zwei Panzerkreuzer zu treffen. Am 28. Oktober gegen 4 Uhr früh wurde die Mannschaft geweckt. Mit Dampf auf allen Kesseln und 20 Seemeilen Fahrt dampfte das Schiff auf Penang los. Wir wollten bei Sonnenaufgang im Hafen sein.

Statt drei Schornsteinen vier.

Beim Einlaufen hatten wir statt der drei Schornsteine — vier! Dieser vierte Schornstein war aus Holzkreuzen mit Segeltuch und glich dem der englischen Kreuzer, so daß die „Emden“ einem englischen Kreuzer aufs Haar glich. Der Schornstein war schon lange fertig und wurde nachts aufgesteckt, bei Tag weggenommen und auf Deck gelegt, ein schattiges Plätzchen zum Mittagsschlächchen für die Mannschaft. In voller Bereitschaft jagten wir auf den Hafen zu.

Als wir in der inneren Reede waren, ging die Sonne eben auf. Wir sahen viele Handelsdampfer, aber kein Kriegsschiff. Plötzlich tauchte aus der Masse der Handelsdampfer ein abgeblendetes Kriegsschiff auf; es kehrte uns das Heck zu; erst auf 200 bis 250 Meter erkannten wir den Russen „Schemtschuk“. Ein Torpedo traf sein Hinterschiff, das $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Meter in die Höhe ging und langsam sank. Wir sahen nun russische Offiziere über Bord laufen und überschütteten das Schiff derart mit Geschossen, daß auch das Vordergeschiff bald wie ein Sieb aussah. Feuernd fuhrten wir aus, wurden aber auch von drei Seiten beschossen. Einer der Handelsdampfer wurde getroffen. Da auch der „Schemtschuk“ zu feuern begann, jagten wir ihm einen zweiten Torpedo in den Leib. Er trat unter der Kommandobrücke. Eine riesige, schwarzweiße Wasserwolke erhob sich, und als sie sich nach 20 Sekunden verzog, war von dem Schiffe nichts als die obersten Mastspitzen zu sehen.

Als die Sonne aufging, sahen wir, daß uns der französische Torpedojäger „D'Arville“ beschossen hat, ein uralter Masten mit leichten Geschützen. Ein einlaufendes Torpedoboat wurde uns gemeldet. Wir dampften ihm mit hoher Fahrt entgegen und eröffneten das Feuer. Die Luftspiegelung hatte uns getäuscht: es war ein Regierungsdampfer. Das Schießen wurde eingestellt, und wir wollten die „D'Arville“ erledigen, als ein Kriegsschiff gemeldet wurde. Aber auch diesmal hatte die Luft-

Spiegelung betrogen: es war der französische Torpedobootzerstörer „Musquette“. Auf 4000 Meter setzten wir Geschützflaggen und eröffneten das Feuer. Nach sieben Minuten war von dem Boot nichts mehr zu sehen. Der Franzose hatte zwei Torpedos, ohne zu treffen, auf uns gefeuert. Vor unseren Rettungsbooten nahmen die Franzosen schwimmend Reißaus, obwohl die Küste fern war. Wir fischten 23 Mann auf. Da mit dem Rutter unser Arzt gefahren war, kamen zwei Drittel der Verwundeten verbunden an Bord. Auf die Frage, warum sie weggeschwommen, sagten sie, in den Zeitungen stünde, die Deutschen massakrierten die Gefangenen. Die Franzosen wurden nach einigen Tagen auf einen vorbeifahrenden englischen Dampfer mit neutraler Ladung abgegeben.

Am 9. November früh stand die „Emden“ bei Keeling Islands, um die Telegraphen- und funtentelegraphische Station zu zerstören. Das Landungskorps, 2 Offiziere und 49 Mann, unter Müdes Leitung wurde ausgeschifft. Die „Emden“ lag 1500 Meter vom Lande vor Anker. Müde hatte vier Maschinengewehre mitgenommen, stieß aber auf keinen Widerstand, besetzte die Station und begann alles zu zerstören. Ein kleines Segelschiff im Hafen sollte gesprengt werden. Das wurde zum Glück verschoben. Es war die „Ayesha“. Der Direktor gab anstandslos die Schlüssel und sagte gesprächsweise zu Müde: „Im übrigen gratuliere ich Ihnen?“ „Wozu“, fragte ich. „Zum Eisernen Kreuz.“ lautete die Antwort. Das Telegramm war durchgegangen. In zweieinhalb Stunden war die Station zerstört, das Kabel geschnitten. Da heulte das Signal der „Emden“, der Befehl, raschestens zurückzukommen. Beim Loswerfen mit den Booten sah Müde die „Emden“ anterauf aus dem Hafen laufen. Er fuhr hinter ihr her, im Glauben, sie fahre den Kohlendampf entgegen. Plötzlich ging die Geschützflagge auf und das Feuer begann. Den Gegner sah Müde nicht. Ein Nachkommen war ausgeschlossen. Er kehrte daher um, besetzte die Insel und hißte die deutsche Flagge, die Insel für deutsch erklärend, stellte alle Engländer unter Kriegsrecht, verbot Signal- und sonstigen Verkehr, richtete den Strand zur Verteidigung her, baute die vier Maschinengewehre auf und errichtete Schützengräben, um sich gegen die Landung eines englischen Kriegsschiffes zu wehren. War auch ein Halten der Insel ausgeschlossen, so sollten wenigstens einige Duzend Engländer dabei draufgehen.

Der Endkampf der „Emden“.

Vom Dach eines Hauses erkannte er die „Sidney“, einen doppelt so großen australisch-indischen Kreuzer mit erheblich schwererer Bewaffnung als den Gegner der „Emden“. Der Gegner schoß schnell, aber sehr schlecht, die „Emden“ war eingeschossen, aber ihre Salven konnten gegen den Panzer nicht antommen. Nach einer Viertelstunde hatte die Emden einen Schornstein verloren und brannte hinterschiffs. Sie stieß zum Torpedoschuß auf den Gegner zu, verlor den vorderen Mast. Das Gefecht dauerte von früh 9 Uhr bis abends. Das letzte, was Müde sah, war, daß „Emden“ östlichen Kurs steuerte und „Sidney“ mit hoher Fahrt auf sie zuschoß. Er sah auf der „Sidney“ eine starke Explosion, scheinbar von einem Torpedotreffer. „Sidney“ brach das Gefecht ab und dampfte nach Westen, „Emden“ nach Osten. Beide Schiffe verschwanden. Die englische Darstellung, das Gefecht habe nur eine Stunde gedauert, ist Lüge. Müde glaubt, daß auch die „Sidney“ nicht mehr schwimmt. Da der große englische Kreuzer „Minotaur“ und ein japanischer Kreuzer in der Nähe der Insel waren, ist anzunehmen, daß einer von diesen die „Emden“ am nächsten Tage zusammengepöckelt hat.

Die Ausfahrt der „Ayesha“.

Müde kehrte nach der Insel zurück. Die Engländer forderten die Deutschen auf, Tennis zu spielen! Sie waren froh, daß ihre Station zerstört hatten; denn da die anderen Kabel nach Australien zerschnitten waren, hatten sie immer viel Ueberstunden gehabt! Da eine Rückkehr der „Emden“ ausgeschlossen schien, aber der Besuch eines feindlichen Kreuzers und englische Gefangenschaft bevorstand, hatte Müde Befehl gegeben, die Gott sei Dank nicht gesprengte „Ayesha“, ein altes, außer Dienst liegendes Segelschiff von 97 Tonnen Größe seeklar zu machen. Sie lag ohne Segel und Tautwerk da, nur mit einem Kapitän und einem Matrosen bemannt. Die Engländer warnten vor dem alten morschen Schiff und verrieten, daß in der Nähe englische Kreuzer wären. Der Kapitän sagte, der Schiffsboden sei durch. Als die Engländer sahen, daß die Deutschen doch die „Ayesha“ seeklar machten, erfaßte sie das sportliche Interesse und sie halfen und rieten bei der Verproviantierung, brachten auf Lowries Küchengeräte, Wasser usw., höchst eigenhändig, luden zu Mittag ein, brachten alte Kleider, wollene Decken, Matten für die Mannschaft. Sie sorgten nicht mit Ratschlägen bezüglich des Kurzes, des Wetters und brachten dem letzten abgehenden Boot drei Hurras. Dann schwärmten sie photographierend um die „Ayesha“. Auf dieser wurde unter drei Hurras auf den Kaiser Kriegsflagge und Wimpel gesetzt, und die Dampfpinasse schlepte die „Ayesha“ aus dem Hafen. Sie fuhr westwärts, um die Engländer zu täuschen, denen Müde gesagt hatte, er fahre nach Deutsch-Ostafrika. Dann fuhr er nach Norden, hart an Nord-Keeling vorbei, ohne etwas von der „Emden“, die dort am Strand sitzen soll, zu sehen.

Die Mannschaft lebte von Konserven und Reis, den sie mit Salzwasser kochte. Die Kleider wurden bald Lumpen, da zur Landung ältestes Zeug angezogen worden war. In Padang waren alle in fast paradisischen Kostüm. Die Segel waren alt und schwach, wurden oft gestickt. Bei einem besonders heftigen Gewitter brannte an einer Mastspitze befeuert hellleuchtendes St. Elmsfeuer. Seekarten hatten sie nicht, kamen aber trotzdem an vielen Rissen vorbei und hielten vor Padang an einer gefährlichen Stelle, wo immer feindliche Kreuzer fahren, einen ganzen Tag bei völliger Windstille. Sie versuchten, trotz drückender Hitze, mit ihren drei Booten „Ayesha“ zu schleppen, sahen bald einen Torpedobootzerstörer, den sie für einen Feind hielten, der aber der Holländer „Dyur“ war. Die Mannschaft hatte Müde unter Deck geschickt, Flagge führte er nicht, um nicht vorzeitig erkannt zu werden. „Dyur“ fuhr weg, kehrte abends wieder und begleitete das Schiff, das mit einer Seemeile „Geschwindigkeit“ fuhr, dauernd. Es paßte aber Müde nicht, wie ein Bagabund von einem Holzstücken nach Hause gebracht zu werden. Da „Ayesha“ ein Kriegsschiff war, wollte sich Müde die Begleitung auch nicht gefallen lassen und fragte Englisch und Deutsch: „Warum verfolgen Sie mich?“ Auf das englische Signal veranlaßte er nichts, auf das deutsche ging er weg, ein

Zeichen, daß man mit den Leuten nur Deutsch zu sprechen braucht!

Nr.:

Am nächsten Tag — innerhalb der holländischen Hoheitsgrenzen — setzte Müde Kriegsflagge und Wimpel. Am 27. anterte „Ayesha“ in Padang. Müde ging, nachdem er „Lynx“ ein Zeichen gegeben, an Bord und sagte dem Kommandanten, er wolle wegen Seenot einlaufen und Wasser und Proviant ergänzen; innerhalb der vorgeschriebenen 24 Stunden werde er wieder auslaufen. Der Kommandant meinte, einlaufen dürfe das Schiff, aber auslaufen nicht. Müde wollte einen deutschen Dampfer erreichen, da der Zustand der „Ayesha“ recht fraglich war. Im Hafen lagen mehrere deutsche und ein österreichisches Schiff; Müde wurde mit Hurra empfangen, erhielt Wäsche, Kleider, Uhren, Matten, Zigarren, Zigaretten usw. und deutsche Zeitungen, alt, aber willkommen, da die englischen die Tatarennachrichten gebracht hatten: Russen vor Berlin, Kaiser verwundet, Kronprinz gefallen, Selbstmordepidemie der deutschen Generale, Revolution im Lande usw.

Vor dem holländischen Prisenrichte.

Die Holländer wollten die „Ayesha“ als Kriegsschiff nicht anerkennen, das Schiff als Waife behandeln. Sie verlangten eine Bescheinigung, daß Kapitän Müller Müde zum Kommandanten der „Ayesha“ gemacht habe. Müde erwiderte, darüber sei er nur seinem Vorgesetzten verantwortlich. Der Hafenmeister, die Hauptperson, war ein Belgier, wenig liebenswürdig. Müde sehnste sich nach Seearten, Kleidern, Ausrüstungsgegenständen, Seife und Zahnbürste, erhielt aber von den Holländern nur Wasser, Proviant und etwas Tauwerk. Alles andere wurde mit der Begründung verweigert, daß es eine Verstärkung der Wehrmacht bedeute, auch Seife und Zahnbürste, die nach Völkerrecht verboten sei. Trotzdem hatten die deutschen Dampfer der „Emden“-Besatzung heimlich recht viel zugesteckt.

Die Ausfahrt aus Padang.

Der Konsul, ein Österreicher, begleitete das Schiff ein Stück. Er bekam beim Abschied drei Hurras für die weitgehende Unterstützung. Unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ tauchte die „Ayesha“ in der Dunkelheit unter.

Nachts um 2 Uhr kamen in einem Ruderboot ein deutscher Reserveoffizier und ein Reserveunteroffizier und meldeten sich bei Müde zum Dienst. Sie waren stundenlang nachgerudert, weil sie im Hafen aus Neutralitätsgründen nicht an Bord kommen konnten. Müde hatte vor dem Auslaufen erklärt, er würde in einer abermaligen Begleitung durch ein holländisches Kriegsschiff einen unfreundlichen Akt sehen.

Müde trieb noch fast drei Wochen in See herum, mitunter bei schwerem Wetter. An einem Punkte wartete er auf einen deutschen Dampfer, mit dem er sich in Verbindung gesetzt hatte. Zweimal hatte er Begegnungen mit englischen Schiffen.

Das Seemannsgrab der „Ayesha“.

Am 14. Dezember kam der sehnlichst erwartete deutsche Dampfer, die „Choising“, ein 1700 Tonnen großer Küstendampfer des Norddeutschen Lloyd. Schlechtes Wetter erlaubte ein Uebersteigen nicht. Am 16. Dezember stieg die Besatzung auf die „Choising“ über. Der „Ayesha“ wurde ein Seemannsgrab bereitet. Um 4 Uhr 58 Minuten verankerte sie im Indischen Ozean, begleitet von drei Hurras. Mit der „Choising“, die nur sieben Seemeilen lief, war Müde am 7. Januar dicht vor der Perimstraße, wo die Sache brenzlich wurde, da die Straße sehr eng ist und mit englischen Kriegsschiffen zu

zu rechnen war. Das scheinwerferartige Licht des Leuchtturmes beleuchtete die „Choising“ immer in gewissen Zeitabständen. Müde sah zwei englische Kriegsschiffe. Nach einigen Stunden konnte er sich als „durch“ betrachten. In der nächsten Nacht war er in Hodeida. Das einzige Buch, aus dem er sich unterrichten konnte, war Meyers Weltreisebuch. Darin stand, daß die Hedschasbahn jetzt bis Hodeida gehe. Er glaubte, von Hodeida gleich nach Deutschland fahren zu können. Er sah Lichter, die er für die Landungsbrücke hielt; aber die Sache kam ihm doch verdächtig vor; hatte er doch von Kämpfen zwischen Engländern und Türken gelesen, ohne zu wissen, wie sie geendigt hätten und in wessen Händen Hodeida war. Mit vier Booten fuhr er, die „Choising“ zurücklassend, gegen Land, sah aber, als es hell wurde, daß die vermeintliche Landungsbrücke ein französischer Panzerkreuzer war. Müde fuhr aus Land, bootete trotz der Brandung aus und hörte von einem arabischen Fischer, daß Hodeida von Franzosen besetzt sei, ein Mißverständnis, das durch mangelhafte Sprachkenntnisse verschuldet war.

Verständigung mit den Arabern in Hodeida.

Ein Araber trief vor Müde, der waffenlos und liebenswürdig näher kam, aus, ebenso ein zweiter. Am Ufer sammelten sich 80 bis 90 bewaffnete Araber an. Als Müde eben klar zum Gesichte machen wollte, kamen aus der Schützenlinie etwa zwölf unbewaffnete Araber, denen Müde ohne Waffen entgegenging. Sie schrien und gestikulierten, und Müde wollte ihnen begreiflich machen, daß sie Deutsche wären. Sie verstanden nicht und machten verrückte Zeichen. Das Freundschaftszeichen, das Zusammenreiben zweier Finger, hielt er für das Feindschaftszeichen. Wir wiesen drohend auf den französischen Panzerkreuzer hin und riefen Dumbum, was aber auch nicht verstanden wurde. Die deutsche Kriegsflagge kannten sie ebensowenig wie die deutsche Handelsflagge. Bei einem Goldstück mit dem Bilde des deutschen Kaisers riefen sie „Aleman!“ Alle brüllten nun unisono „Aleman!“ und die Araber verstanden. Es herrschte große Begeisterung. Alles strömte herbei. Inmitten 600 Menschen und des anfangs zur Bekämpfung entgegengeschickten Militärs hielten die „Emden“-Leute den Einzug in Hodeida. Müde ging zu Fuß nach Sanah, der

Hauptstadt des Jemen. Achtzig Prozent der Truppe waren infolge des Klimas zeitweilig fieberkrank und marschunfähig. Ende Februar konnte er auf dem Landwege nicht weiter.

Er ging nach Hodeida zurück und nahm zwei Zambuks, kleine Segelschiffe von 12 Meter Länge und 4 Meter Breite, brach in der Nacht vom 14. auf den 15. März durch die englische Blockadelinie, absichtlich an einem Sonnabend, weil er wußte, daß die Engländer ungern ihre Sonnabend- und Sonntagruhe missen. Einen Zambuk verlor er auf der Reise, welchen ein Lotse auf ein Riff setzte. In diesem befand sich der Arzt mit den Kranken, darunter Typhus- und Ruhrkranken, die sich selbst nicht retten konnten. Die Bergung war sehr schwierig, da der andere Zambuk auf nicht weniger als 100 Meter näher kommen konnte und nur zwei Eibäume zur Verfügung standen. Licht gab es nicht. Müde ließ ein offenes Holzfeuer im Boote machen, um die Richtung zu zeigen. Nach und nach kamen alle Menschen an Bord des Zambuks. Das kleine Boot war mit 70 Personen besetzt. Um es zu erleichtern, mußten Proviant und Wasser über Bord geworfen werden. Aus dem gesunkenen Zambuk wurden noch zwei Maschinengewehre und ein Teil der Munition gehoben, der Proviant, Waffen und die Medizinkiste waren aber verloren. Einer der Typhuskranken starb denn auch.

Kämpfe mit anglophilen Arabern.

Am 24. März erfuhr Mücke, daß Dschidda, wohin er wollte, von drei englischen Schiffen blockiert sei. Daher ging er zu Land mit einer aus 110 Kamelen bestehenden Karawane weiter. Das Land ist unsicher, daher marschierte er immer mit schußbereitem Gewehr, 14 bis 16 Stunden täglich. Ein großer Teil der arabischen Bevölkerung ist von den Engländern bestochen und ihnen freundlich. Von einer solchen Truppe wurde er am 1. April plötzlich angefallen. Von allen Seiten wurde so stark geschossen, daß man die Stimme kaum hörte. Zu sehen war nichts, da das Land aus lauter kleinen Sandwellen besteht. Nur das Blitzen von Schiffen war zu sehen, und sagte, daß die Karawane von allen Seiten umstellt war. Trotzdem hatte die Schar keine Menschenverluste. Die ganzen umliegenden Sandhaufen waren von Beduinen besetzt. Als mit dem Bajonett und Hurra gestürmt wurde, rissen die Beduinen aus.

In der Kampfpause marschierte Mücke gegen das Meer, um den Rücken frei zu bekommen. Das war unmöglich, da er 300 moderne englische Gewehre vor sich hatte und nur 16 deutsche und 13 türkische Gewehre zählte. Die Maschinengewehre konnten auf dem Marsch ohne Lafetten mit Rädern nicht verwendet werden. Das Kräfteverhältnis stand 1:10. Langsam mit den Kamelen marschierte die Truppe, fast ohne schießen zu können, durch ein Gelände, wo von allen Seiten aus Sandhügeln auf sie geschossen wurde. Gleich anfangs fiel ein Matrose durch Herzschuß. Ein Offizier wurde tödlich verwundet, viele Kamele wurden erschossen.

„Deutsche geben ihre Waffen nicht ab.“

Die Araber der Begleitung knüpften Unterhandlungen an, und in der Gesechtspause verschanzte sich die Schar mit Kamelsätteln, Proviantfäcken, sandgefüllten Petroleumbehältern usw. Die Löcher wurden mit blechernen Eßtellern gegraben. Da schickte die Gegenseite einen Parlamentär; sie wollte uns frei ziehen lassen gegen Auslieferung aller Waffen, der Kamele und Zahlung von 22.000 Pfund. Als Mücke erklärte, Geld habe er keines und Deutsche geben Waffen nicht ab, begann die Schießerei aufs neue und dauerte den ganzen Tag bis zur Dunkelheit. Die Deckung verhielt Verluste. Wo die Deckung ungenügend war, lagen Kamele. Bei Dunkelheit wurde wieder ausgebeißert und das erste Stück Hartbrot gegessen. In der Nähe starb der verwundete Offizier. Mit Tellern und Seitengewehren wurde ihm ein Grab bereitet. Das Gesecht dauerte bis zum 3. April nachmittags. Jede Nacht schickte Mücke Boten nach Dschidda, das nur zehn Reithunden entfernt war und bat um Entlassung durch die Garnison. Die Gewehre glühten durch die Hitze, wenn man sie anfachte. Die Sättel fingen an zu schwellen. Zu essen gab es außer Hartbrot nichts. Wasser wurde nur nachts für jeden Mann zwei kleine Gläser verausgabt. In den drei Tagen gab es nicht einen Toten, zwei Schwer- und einen Leichtverwundeten. Die Mission ging aus. Es wurde gespart.

Am dritten Tage ließen die Araber sagen, sie verzichteten auf alles und wollten nur die 22.000 Pfund. Mücke, im Glauben die Garnison von Dschidda sei im Anmarsch, ließ dem Scheich sagen, er wolle selbst mit ihm verhandeln. Als er sagte, sie sollten sich das Geld in Dschidda holen, drohten sie ihm mit einem großen Kampf. Das Gesecht hört auf, der Feind war abgezogen. Das Wasser aber war zu Ende. Die arabischen Gendarmen bekamen schon lange kein Wasser; sie tranken das Wasser aus den Bäuchen der toten Kamele.

Entsatz durch den Emir von Mekka.

Kurz nach dem Weggange des Feindes erschien eine kleine Truppe des Emirs von Mekka, die die Truppe nach Dschidda begleitete. Ein englischer Scheinwerfer suchte eben den Strand ab. In Dschidda blieb Mücke einige Tage, dann ging es wieder in Sambuks durch eine englische Blockadelinie und am 27. April kam die Truppe in El Weg an. Von dort mit Karawane in 5 1/2-tägigen Marsche an die Bahnstation El Mah und damit war Mücke und die Seinen der Zivilisation wiedergegeben.

Nach Beendigung seines Vortrages war Kapitanleutnant v. Mücke Gegenstand begeisterter Ovationen seitens des Publikums, das in atemloser Spannung bis zum Schlusse ausgeharrt hatte.

Die Gesellschaft.

Der große Saal des Konzerthauses war dicht gefüllt von einem vornehmen Publikum. Viele Hunderte mußten unrichtiger Dinge wieder umkehren, da an der Abendkasse keine Karten mehr ausgegeben wurden. Bis zur Orgelgalerie waren auf dem Podium Sitze aufgestellt, die auch alle besetzt waren. Vom Hofe waren erschienen: Erzherzogin Isabella mit

ihrem Sohn Erzherzog Albrecht, Erzherzogin Maria Theresie, Erzherzogin Maria Annunziata, Erzherzog Leopold Salvator mit seinen Töchtern, den Erzherzoginnen Maria Dolores, Maria Annunziata und Margareta, Erzherzog Franz Salvator und Erzherzog Karl Stephan.

Ferner befanden sich im Auditorium Prinzessin Elisabeth Pichlerstein, Prinzessin Alexandrine Windisch-Grätz, Minister des Äußern Baron Durian und Gemahlin, der deutsche Botschafter v. Tschirschky mit Gemahlin und Tochter und die Herren der Botschaft Legationsrat v. Bethmann Hollweg, Marineattaché Korvettenkapitän Freiherr v. Freyberg, Prinz Erbach-Schönberg, Graf Bernstorff, Korvettenkapitän Götting, Leutnant von dem Hagen, Gräfin Ragenedi, die Gemahlin des Militärattachés, der bayerische Gesandte Baron Tucher, der sächsische Gesandte Graf Rex und Gemahlin, der türkische Botschafter Hilmi Pascha mit dem Botschaftsrat Blacque Bey, Ministerpräsident a. D. Dr. Max Wladimir Freiherr v. Beck, Eisenbahnminister Dr. Freiherr v. Forster, der Vertreter des Marinekommandanten Vizeadmiral Kailer v. Kaltenfels mit dem Präsidialkanzleivorstand der Marinektion Vinienschiffskapitän Wickenhauser, Vizeadmiral v. Jedina, Konteradmiral Ritter v. Keil, Vinienschiffskapitän Acurti, Vinienschiffleutnant Descovich, Stadtkommandant FML. Fath, der deutsche Generalkonsul Baron Liebig, der Lemberger deutsche Generalkonsul Heinze, der deutsche Konsul Dr. v. Bivenot, Gesandter v. Fuchs.

Weiter waren erschienen: der Chef der Militärkanzlei des Kaisers G. d. J. Freiherr v. Volfras, der Generalchirurg des Malteserritterordens Hofrat Gustav v. Furie, Nikolaus v. Semere, Direktor Epismüller, Direktor Hammerschlag, Direktor Ichenhäuser, Direktor Gebhardt, Direktor Heinsheimer, die Generaldirektoren Gorch und Hall, die Direktoren Breuer, Rosenbaum und Heller, die Industriellen Ortlieb und Oskar Trebitsch, Universitätsprofessor Dr. Zwick, Hofrat Dr. Egon Zweig, Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Edmund Benedikt, der Vorstand des Männergesangvereines Dr. Krükl, Baron Biedermann und Gemahlin, Hofoperndirektor Gregor, der Obmann des Deutschen Offiziersvereines Direktor Heubdi, der Obmann des Vereines der Bayern Beckhorni, Hofschauspieler Reimers, Hofschauspielerin Haerberle, Frau v. Medinger, Fräulein Toly v. Seibt, der Prokurist der Länderbank Lederer und viele Mitglieder der reichsdeutschen Kolonie Wiens.

SALTEN Felix

NEUE FREIE PRESSE

Nr.:

TAG: 13. 6. 1915 17.

Der Kapitänleutnant v. Mücke.

Von Felix Salten.

Anderer müssen unten sterben, in der Tiefe, und über ihr Gedenktum breitet die Finsternis den furchtbaren Schleier der Unkenntlichkeit. Diesen Mann aber hat das Schicksal auserwählt, hat ihn so sehr erhöht, daß er nun weithin sichtbar bleibt, für immer.

Als das brave Schiff, dem er zu eigen war, hastig die Anker aus dem Grunde reißen mußte, zum letzten Kampf in die offene See hinausfuhr und ihn auf der kleinen Insel zurückließ, mochten die Kameraden an Bord wohl gedacht haben, nun sei der Kapitänleutnant v. Mücke mit seiner Mannschaft verloren. Er war aber nicht verloren. Er war auserwählt. Das Schicksal wollte nicht, daß alle die Tapferen von der „Emden“ in die Gewalt des Feindes geraten. Oder es war das Glück, das in den Kapitänleutnant v. Mücke verliebt ist. Es hat ihn rechtzeitig, hat ihn wie in zärtlich wohlertwogener Absicht von dem Schiffe getrennt, das eben nicht mehr zu retten war. In diesem Manne aber und in seiner Schar ist die „Emden“ dann doch unbesiegt geblieben. Absicht und Auswahl des Geschicks: an Bord der „Emden“ stand der Kapitänleutnant im Heldenschatten des Kommandanten Müller. Was hätten wir von ihm erfahren, was denn von ihm gewußt, wenn ihn der Zufall dort gelassen hätte? Er wäre „einer von den tapferen Deuten“ der „Emden“ gewesen, sonst nichts. Deshalb wurde er aus dem Schatten herausgeholt. Absicht und Auswahl des Geschicks.

Zwei kurze Szenen auf jener kleinen Insel. Niemals vorher haben sich solche Szenen ereignet, sind niemals vorher möglich oder zu denken gewesen, als in diesem Krieg. Und das gibt ihnen einen unwiderstehlichen Zauber. Der englische Beamte, der die Funkstation auf Keeling Island leitet, liefert dem deutschen Flottenoffizier ohne Widerstand die Schlüssel aus und bemerkt so beiläufig: „Nebbrigens gratuliere ich Ihnen.“ Knapp und zurückhaltend die Frage: „Warum?“ Darauf die Antwort: „Zum „Eisernen Kreuz“ — der Funkenspruch ist eben hier durchgegangen.“ Der Beamte, der da auf weltentlegener Insel in seiner Telegraphenstation sitzt, die Nachrichten behorcht, die unablässig durch die Luft über den Erdball hinflüstert und knistert, weiß Bescheid um Völkerverkehr und Auszeichnung des Fremdlings, der eben an den Strand stieg, kann ihm Neuigkeiten erzählen, als wohne er seit Jahren mit ihm zusammen in der Enge irgend einer Kleinstadt. Niemals vorher ward eine Szene gleich dieser erlebt.

Auch keine gleich der folgenden: vom Dach eines Hauses schaut der Kapitänleutnant v. Mücke aufs Meer hinaus, dem Kampf der „Emden“ zu. Stunde um Stunde steht er da oben, sieht sein Schiff, wie es sich schlägt, wie es sich zur Wehr setzt, wie es rennt und stoppt, wie es verwundet wird und nicht abläßt, zu kämpfen. Während er da oben steht, vom Morgen bis zum Abenddämmer, kommen die englischen Stationsbeamten zu ihm und laden ihn ein, mit ihnen — eine Partie Tennis zu spielen.

Vielleicht ist dies die ausschlößlichste, im tieferen Sinn bedeutungsvollste Szene, die sich während dieses Krieges abgespielt hat. In dieser kurzen Episode öffnen sich mit ungeheurer Perspektive Gegensätze zwischen Volk und Volk. Man rüde sich das einmal hart vor Augen, stelle sich's leibhaftig vor, wie es ja Gegenwart und Wirklichkeit gewesen ist am 9. November auf dem kleinen, einsamen Eiland im Tropenmeere. Der Deutsche, der den Blick nicht wenden kann von dem Kampfe, den die Seinigen nun ausfechten, und die Engländer, denen ja auch ein Schiff da draußen im Granatenhagel hinsährt, spielen ungestört vom Kanonendonner einfach Tennis. Auf der schmalen Handfläche dieser Insel, so eng beisammen, daß man sie in der geschlossenen Faust erraffen und mit sich hinwegtragen kann, haben wir da die beiden großen Völker, ihre Art und ihr Schicksal. Hochaufstrebend das eine Volk, hart in sich selbst gestrafft, Herz und Hirn einzig dem Ziel zugewendet, das erreicht werden soll, leidenschaftlich vom Willen zur Welt und zur Leistung in dieser Welt angeglüht, jugendlich wie alles, was noch vom Frühlingstriebe des Keimens, des Werdens, der Entwicklung geschwellt ist. Daneben das andere Volk. Machtgefättigt seit Jahrhunderten, seit Jahrhunderten gewohnt, die Welt zu beherrschen, geübt in der eindrucksvollen Geste großer Herren, spielen sie Tennis und Golf und nehmen jeglichen Kampf nur noch spielerisch als eine Art von Sport, sind von der Zeit ihres eigenen Aufstiegs so entfernt, dem Erinnern an dem eigenen Entwicklungsdrang so entrückt, daß sie die große Schicksalswende Europas nicht zu ahnen, das Herankommen einer ungeheuren Umwälzung nicht recht zu glauben scheinen. Pitteen... thirty — sie schlagen ihren Tennisball, während draußen mit donnernden Kanonenschlägen die Jugend anpöcht und die Pforten der Zukunft aufbricht. Derweilen aber steht der junge Deutsche auf seinem Posten, blickt hinaus aufs Meer, wo sein Schiff im Todeskampf dahinzieht, blickt hinunter zum grünen Hafen, wo die Engländer Tennis spielen. Und weiß in seiner Seele, wer fregen wird.

Vielleicht wird ein künftiger Geschichtschreiber diese Szene festhalten und sie zum Sinnbild werden lassen. Dann steht die Szene am Eingang jenes Kapitels, das die große Zeitwende darstellt und den Kampf zwischen dem deutschen und englischen Volk. Und dann taucht das Antlitz des Kapitänleutnants v. Mücke vor dem Leser auf, nachgezeichnet von der bildnerisch verstehenden Hand des Historikers, der auf ihn hinweist und spricht: So waren die Deutschen um 1915.

Als er jetzt in unsere Mitte trat, der junge Flottenoffizier, da warf sich ihm freilich die Begeisterung der Menge entgegen als einen Einzelnen, wie die Begeisterung der Menge immer dem großen Ruhm und dem großen Erfolg, hingerissen, entgegenjubelt. Aber wie er hereintritt, war doch das Gefühl sehr stark: das sind die Deutschen! Man sah ihn an und wußte: das ist der Kapitänleutnant v. Mücke, der Mann, der aus Mäeutern, Kämpfen und Gefahren phlegmatisch als Sieger hervorging. Dennoch schwang immer, wie man ihn auch mit seinem Namen und mit seiner Leistung ansprach, je mehr man ihn damit ansprach, die Unterstimmung dazu ein ergänzendes: das sind die Deutschen.

Straff, schmal und hoch ist seine Gestalt, hart und geschmeidig zugleich. Ein Mensch, der gleichsam mit der äußersten knappen Sachlichkeit gebaut ist. Nichts Weiches, nichts Weilaufiges oder Biervolles ist an diesem schlanken Körper, dessen stahlblanke strenge Schönheit nur von einem leisen Anhauch herber Anmut dann und wann überflogen wird. Schmal und fest sitzt der kleine Kopf auf dieser Fichterfigur. Schmal, knapp und von unbeugsamem Eigensinn umtrogt der helle Streifen der Stirn unter dem blonden Haar. In diesem schmalen Antlitz ist alles gerade, dünne Linie. Die Nase, die mit energischem Vorstoß diesem Antlitz die edle Schärfe eines marianen Profils gibt. Die Lippen, die, fest zusammengepreßt, des Mundes willensstarken Strich zeichnen. Die Brauen, die gerade und regelmäßig die Stirne begrenzen und den hellen Blitz der blauen Augen freilassen.

Noch ehe er zu sprechen anhebt, weiß man, wie er sprechen wird. Da klingt auch schon seine Stimme auf. Eine preußische Stimme. Hell wie die blauen Augen. Eine Stimme, schlank und hoch wie die Gestalt des Mannes. In ruckweisen Stößen pocht und schleudert ein herrliches Wollen durch diese Stimme. Preussisches Deutsch: Knapp und die Knappheit oft in abgebissenen Silben noch mehr kürzend. Jedes Wort so gestrafft mit Entschiedenheit, so hingeseht, daß es wirkt wie ein eingeschlagener Nagel. Jedes Wort so aufrecht in jener Haltung, die wir manchmal für Annäherung nehmen. Hören wir tiefer in die Seele dieser Worte, dann ist unbedingte Zucht, unbedingte Ordnung, Gehorsam, menschliche Zuverlässigkeit und inneres Freisein der Inhalt dieser Seele. Dieser Mann kommt aus unsäglichen Abenteuern, aus unerhörten Erlebnissen. Niemals noch ist ein Mensch aus der äußersten Ferne der Todesgefahr und des Kampfes so unmittelbar in den blendenden Lichtkreis des Erfolges und der rauschenden Ovationen getreten wie er. Aber seiner kernhaft gefunden Gelassenheit ist nichts anzumerken. Nur im ersten Moment, da er der großstädtisch gepuhten Menge gegenübersteht, er, der vor wenigen Wochen noch die feindselige Einsamkeit des Meeres, die tödliche Leere der arabischen Wüste gesehen, nur in diesem ersten Moment, da ihn der hochausbrausende Jubelgruß deutscher Menschen empfängt, werden seine braunen Wangen von einer schnellen Röte überflogen, seine Augen von Erregung verschleiert. Dann hat er sich gleich wieder in der Gewalt.

Sein Ton wird warm und beseelt, wenn er schildert, wie die torpedierten Dampfer sinken. Er schildert das, wie man das Sterben lebendiger Wesen erzählt, und ist in der Erinnerung noch von Teilnahme ergriffen. Denn ihm ist ein Schiff ein lebendiges Wesen. Sein Ton und sein Antlitz wird hart wie Stein und kalt wie Stein, wenn er von einem Kampf berichtet. Sonst aber ist in seiner Rede nichts als einfache Richtigkeit, Richtigkeit in vorbildlicher

Ballendung. Manchmal gewürzt von dem sachlich trockenen Humor des preussischen Leutnants.

Dieser Mann, der aus Kampf und Gefahren kommt geht nun wieder zu Kampf und Gefahren. Auf solchem Weg schritt er an uns vorbei und wir hatten das Erlebnis seines Anblicks. Fassen wir's zusammen, dann haben wir einen ungewöhnlichen, vom Schicksal geadelten Menschen gesehen. Wie der Kampf enden wird, der uns alle in seiner Raserei gezogen hat, wissen wir nicht. Aber wir glauben gerne daran, daß mit solch auserwählten Menschen von Schicksal ein deutliches und deutliches Zeichen gegeben wird, ein Hinweis und eine Hoffnung für die Zukunft. Wie der Kapitänleutnant v. Müde vor uns stand, jung schön, gesund, bescheiden und stolz, bot er uns die Erhebung, die von jeder sittlichen und geistigen Potenz ausgeht. In der zuverlässigen Kraft seines Wesens strahlte das ganze Volk auf, dessen Sohn er ist und dessen Geschick er jetzt ruhmvoll verkörpert: den Aufstieg aus Kampf und Not zu Ruhm und Glanz.

Die Männer der „Emden“.

„Extrablatt! Extrablatt!“

Läuft's durch die Stadt.
Und es klingt mit Halloh und Hurra:
„Die Mannschaft der „Emden“ ist wieder da!“
Die Leute an allen Straßenecken
Wollen sich schier die Hälse ausrecken.
Auf die Tram, ins Café, in tausend Bureaus
Fliegen die Blätter. — „Was ist los?“
Jubel und Schreien, Halloh und Hurra,
„Die Männer der „Emden“ sind wieder da!“
Hat uns kein Tag doch in unserem Leben
Eine frohere Kunde gegeben,
Hat uns doch keine gewonnene Schlacht
Stolzer auf unser Deutschtum gemacht.

Landkarte her und den Globus gedreht!
Nachseh'n, was in der Zeitung steht!
(O, die verwünschten blauen Gewässer!
Hätt'st Du gelernt, so wüßtest Du's besser.)
Sie sind in Hodeida, — ja wer das gleich wüßte!
Ah, an Arabiens südwestlicher Küste!
Durch die Straße von Perim her,
Kamen sie in das Rote Meer.
Waren nach Bab-el-Mandeb gekommen,
Hatten den Ozean überschwommen;
Hatten gedürstet, hatten gelitten,
Hatten gehungert und tapfer gestritten.

Drei Monat lang trieb der leichte Kahn
Des Häufleins über den Ozean;
Von Kreuzern gesucht, von Panzern bedroht,
So sahen sie täglich den sicheren Tod.
Dreißig Männer! Die Uebermacht
Haben sie tapfer und keck verlacht.
Mit ihrer Flagge allein auf dem Meere,
Führen sie kühn die Kreuz und die Quere.
Versenkten hier, versenkten dort,
Und wie die Teufel waren sie fort.
Ob auch Gefahren sie stündlich umgraust,
Führten sie Krieg auf eigene Faust.
Den Feinden zum Schaden, der Heimat zum Stolze,
Männer aus bestem deutschem Holze!
Männer der Treue, Männer der Pflicht —
Komme, was komm', wir vergessen's Euch nicht!

Jahrhunderte werden vorüberrennen,
Die Männer der „Emden“ wird jeder kennen!
Solange die deutschen Ströme rauschen,
Werden die Buben sitzen und lauschen,
Wenn einer erzählt die alten Sagen,
Wie die „Emden II“ sich durchgeschlagen.

(Erst. Btg.)

Die amerikanische Note.

Kein Ultimatum.

Der Wortlaut der Note der Vereinigten Staaten wird heute in Berlin veröffentlicht. Nachdem man sie nun kennt, erscheint die Geschichte mit dem Rücktritt Bryans noch rätselhafter. Denn so ernst der Ton der Note in der Darlegung des Völkerrechtsverletzung ist, die mit der Versenkung des englischen Personendampfers begangen worden sein soll, so wenig klingt die Note in irgend eine Drohung aus, die nach einem Ultimatum oder gar nach einer Gefährdung des Friedens aussehen würde. Man muß im Gegenteil anerkennen, daß sich die Note in ihrer Forderung sehr zusammengenommen hat und eigentlich nur „bittet“, daß die deutsche Regierung die Wichtigkeit der Auffassung der amerikanischen Regierung anerkenne. Die Note legt ganz richtig dar, daß die entscheidende Frage in völkerrechtlicher Hinsicht die ist, ob die „Vusitania“ armiert, das heißt ob sie als ein feindliches Kriegsschiff anzusehen war. Das ist nämlich die entscheidende Frage, obwohl es in Deutschland nicht anerkannt wird, wo man nämlich behauptet, daß die „Erklärung“ der englischen Gewässer als Kriegsgebiet ausreiche, um jedes feindliche oder neutrale Rauffahrtschiff mit Zug und Recht versenken zu dürfen und die Armierung der „Vusitania“ eigentlich nur als ein (an sich gar nicht nötiges) Mehr bei der Berechtigung zur Torpedierung anführt. Die Behauptung, daß die „Vusitania“ mit Waffen ausgerüstet war, ist seinerzeit mit großer Bestimmtheit vorgetragen worden, aber im Laufe des Weltkrieges ist man schon oft auf solche Behauptungen gestoßen, die einfach angeführt werden: „wir erfahren aus zuverlässiger Quelle“, ohne daß dabei irgend ein Beweis geboten würde. Die amerikanische Regierung bestreitet die Behauptung von der Armierung des Schiffes, also seine Eigenschaft als Kriegsschiff, mit der größten Bestimmtheit und erklärt, daß sie sich, wie es ihre Pflicht und Recht, vor der Ausreise des Schiffes von der nichtkriegsmäßigen Beschaffenheit des Schiffes überzeugt habe. Da aber die deutsche Regierung, wie gesagt, auf der Ansicht beharrt, daß sie in der Kriegszone jedes englische und jedes neutrale Schiff torpedieren und versenken kann und aus diesem Kriegsrecht heraus von jeder Bedachtnahme auf das Leben der Nichtkombattanten entzogen ist, so würde auch die Beweisaufnahme darüber, ob das Schiff kriegerisch ausgerüstet war, eigentlich wenig fruchten.

In jedem Falle wäre es sehr ersprießlich, wenn die deutsche Regierung die Vorstellungen der Regierung der Vereinigten Staaten, die getragen sind von dem Geiste der Menschlichkeit, mit Wohlwollen aufnehmen und erledigen würde. Es ist wohl zu hoffen, daß sie in den nichtswürdigen Ton jener Zeitungen, die es als lächerlich erklären, hier von Moral zu sprechen, nicht einstimmen werde.

Der Wortlaut der Note.

Berlin, 11. Juni.

Die gestern vom hiesigen Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika im Auswärtigen Amt überreichte Mitteilung vom 10. d. lautet in der Uebersetzung:

Eurer Excellenz Ersuchen entsprechend, habe ich nicht verfehlt, meiner Regierung unmittelbar nach Empfang Ihre in Beantwortung meiner Note vom 15. Mai am mich gerichtete Note vom 28. Mai zu übermitteln, desgleichen Ihre ergänzende Note vom 1. Juni, die die Schlussfolgerungen darlegt, wozu die kaiserlich deutsche Regierung bisher in der Frage des Angriffs gegen die amerikanischen Dampfer „Cushing“ und „Gulflight“ gelangt ist. Ich bin jetzt von meiner Regierung beauftragt, als Erwiderung nachstehendes mitzuteilen:

Die Regierung der Vereinigten Staaten vermerkt mit Befriedigung, daß die kaiserlich deutsche Regierung bei Erörterung der Fälle „Cushing“ und „Gulflight“ den Grundsatz voll anerkennt,

wonach alle Teile der offenen See für neutrale Schiffe frei sind,

und daß die kaiserlich deutsche Regierung aufrichtig gewillt ist, ihre Verbindlichkeit anzuerkennen und auszuführen, wenn die Tatsache des Angriffs auf neutrale Schiffe, die sich keiner feindlichen Handlung schuldig gemacht haben, durch deutsche Flieger oder Kriegsschiffe genügend nachgewiesen ist.

Die Regierung der Vereinigten Staaten wird der kaiserlich deutschen Regierung ihrem Ersuchen entsprechend seinerzeit das vollständige Material über den Angriff auf den Dampfer „Cushing“ unterbreiten.

Was die Versenkung des Dampfers „Talaia“ betrifft, wodurch amerikanische Bürger ihr Leben verloren,

so ist die Regierung der Vereinigten Staaten erstaunt, von der kaiserlich deutschen Regierung die Auffassung vertreten zu sehen, daß das Bestreben eines Handelsschiffes, sich der Kaperung zu entziehen und Hilfe herbeizurufen, etwas an der Verpflichtung des die Kaperung anstrebenden Offiziers in Bezug auf die Sicherheit des Lebens der an Bord befindlichen Passagiere ändern soll, auch wenn das Schiff im Augenblick der Torpedierung seinen Fluchtversuch bereits aufgegeben hat. Dies sind keine neuen Umstände. Die Staatsmänner und die Kenner des internationalen Rechtes hatten sie während der ganzen Entwicklung des Seekriegsrechts vor Augen und die Regierung der Vereinigten Staaten ist nicht der Ansicht, daß diese Umstände jemals so aufgefaßt worden seien,

als könnten sie etwas an den Grundsätzen der Menschlichkeit ändern,

auf denen die amerikanische Regierung von je bestanden hat. Jegliche tatsächlicher gewaltsamer Widerstand oder fortgesetztes Bestreben eines Handelsschiffes, zu entfliehen, nachdem der Befehl zum Anhalten zwecks Durchsuchung ergangen ist, hat nach der bisherigen Anschauung das Leben der Passagiere und der Mannschaft verwirkt. Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt jedoch nicht an, daß sich die kaiserlich deutsche Regierung in diesem Falle ihrer Verpflichtung entziehen will, sondern nur die Umstände darzulegen wünscht, die den Kommandanten des Unterseebootes veranlassen, sich bei seinem Vorgehen ein so eifriges Verfahren zu erlauben.

Eurer Excellenz Note weist bei Erörterung der **Verluste an amerikanischen Menschenleben anlässlich der Versenkung des Dampfers „Vusitania“**

mit ziemlicher Ausführlichkeit auf gewisse Nachrichten hin, die der kaiserlich deutschen Regierung hinsichtlich des Charakters und der Ausrüstung dieses Schiffes zugegangen sind, und Eure Excellenz geben drei Befürchtung Ausdruck, daß die Nachrichten nicht zur Kenntnis der Vereinigten Staaten gelangt sein könnten. In der Note wird behauptet, daß die „Vusitania“

zweifellos bewaffnet gewesen sei, im besonderen versteckte Geschütze geführt habe, daß sie mit ausgebildeter Bedienungsmannschaft für Geschütze und mit besonderer Munition versehen gewesen sei, Truppen von Kanada befördert, eine Ladung an Bord gehabt habe, die nach den Gesetzen der Vereinigten Staaten für ein Schiff, das auch Passagiere befördert, nicht zulässig gewesen sei, und daß sie ihrem Wesen nach als ein Hilfsschiff der englischen Seestreitkräfte gedient habe. Glücklicherweise sind dies Angelegenheiten, bezüglich deren die Regierung der Vereinigten Staaten in der Lage ist der kaiserlich deutschen Regierung

amtliche Aufklärung

zu geben. Falls die in Curer Erzählung Abte. angeführten Tatsachen zuträfen, wäre die Regierung der Vereinigten Staaten verpflichtet gewesen, davon amtlich Kenntnis zu nehmen. In Ausübung ihrer anerkannten Pflicht als neutrale Macht und in Anwendung ihrer nationalen Gesetze wäre es ihre Pflicht gewesen, darauf zu achten, daß die „Lusitania“ für ein angriffsweises Vorgehen nicht bewaffnet war, daß sie keine Ladung führte, die durch die Gesetze der Vereinigten Staaten verboten war, und daß sie, wenn sie tatsächlich ein englisches Flottenschiff war, keine Marierungspapiere als Handelschiff erhalten durfte. Die Regierung der Vereinigten Staaten

hat diese Pflicht erfüllt

und ihre Gesetze mit gewissenhafter Wachsamkeit durch ihre ordnungsgemäß bestellten Beamten zur Anwendung gebracht. Sie ist deshalb in der Lage, der kaiserlich deutschen Regierung zu versichern, daß diese falsch informiert war. Sollte die kaiserlich deutsche Regierung der Auffassung sein, daß sie überzeugende Beweise besitzt, wonach die Beamten der Regierung der Vereinigten Staaten ihre Pflicht nicht gründlich erfüllt haben, so gibt sich die Regierung der Vereinigten Staaten der aufrichtigen Hoffnung hin, daß die kaiserlich deutsche Regierung diese Beweise material zur Prüfung unterbreiten wird. Was immer auch die Behauptung der kaiserlich deutschen Regierung hinsichtlich der Beförderung von Kriegskontorbande an Bord der „Lusitania“ oder hinsichtlich der Explosion dieses Materials durch den Torpedoschub sehr möge, so braucht nur gesagt zu werden, daß nach Ansicht der amerikanischen Regierung diese Behauptungen für die Frage der Gesetzmäßigkeit des von den deutschen Marinebehörden bei der Versenkung des Schiffes angewendeten Verfahrens unannehmlich sind.

Allein die Versenkung von Passagierdampfern verübt die Grundsätze der Menschlichkeit.

benen gegenüber die besonderen einzelnen Umstände, die in Versenkungsfällen mitprechen könnten, in den Hintergrund gedrängt werden. Grundsätze, die eine solche Versenkung, wie die kaiserlich deutsche Regierung zweifelsohne ungeschämt erkennen und anerkennen wird, aus der Reihe der gewöhnlichen Gegenstände diplomatischer Erörterung oder internationaler Streitfragen herausheben. Was immer die sonstigen Tatsachen im Falle der „Lusitania“ sein mögen, die Hauptsache bleibt, daß ein großer Dampfer, der in erster Linie und vorzugsweise als Beförderungsmittel für Passagiere diente und mehr als tausend Menschen beförderte,

die keinerlei Anteil an der Kriegsführung hatten, torpediert und versenkt wurde ohne geringsten Anruf oder Warnung, und daß Männer, Frauen und Kinder unter Umständen, für die es in der modernen Kriegsführung kein Beispiel gibt, in den Tod geschickt wurden.

Die Tatsache, daß mehr als hundert amerikanische Bürger unter denen waren, die zugrunde gingen, macht es der Regierung der Vereinigten Staaten zur Pflicht, von diesen Dingen zu sprechen und erneut mit feierlichem Nachdruck die Aufmerksamkeit der kaiserlich deutschen Regierung auf die schwere Verantwortung zu lenken, die sie nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten bei dieser tragischen Begebenheit auf sich geladen hat, und auf den unansehbaren Grundsatz, worauf diese Verantwortung beruht. Die Regierung der Vereinigten Staaten bemüht sich um etwas Größeres als Eigentumsrechte oder Handelsprivilegien. Sie bemüht sich um nichts weniger Erhabenes und Heiliges

als die Rechte der Menschlichkeit,

durch deren Achtung sich jede Regierung ehrt und auf die keine Regierung im

Interesse der in ihrer Obhut und Gewalt Befindlichen verzichten darf. Nur tatsächlicher Widerstand gegenüber der Kaperei oder die Beigerung, anzuhalten, wenn dies zu Durchsuchungszwecken befohlen war, hätte dem Führer des Unterseebootes die Berechtigung geben können, das Leben der an Bord Befindlichen in Gefahr zu bringen. Die Regierung der Vereinigten Staaten ist der Ansicht, daß die ausdrücklichen am 3. August 1914 durch die kaiserlich deutsche Admiralität an ihre Seeoffiziere erlassenen Instruktionen diesen Grundsatz anerkannt und zur Geltung gebracht haben, wie dies auch die Preisordnungen aller anderen Nationen tun, und jeder Reisende und Seemann hätte das Recht, sich darauf zu verlassen. Auf diesem Grundsatz der Menschlichkeit sowohl als auf dem Gesetz, das sich darauf gründet, müssen die Vereinigten Staaten bestehen.

Die Regierung der Vereinigten Staaten nimmt mit Vergnügen wahr, daß Curer Erzählung Note mit der Andeutung schließt, daß die kaiserlich deutsche Regierung jetzt wie vorher geneigt ist, die guten Dienste der Vereinigten Staaten anzunehmen bei dem Versuch, mit der Regierung von Großbritannien zu einer Verständigung über eine Verringerung des Charakters und der Bedingungen des Seekrieges zu gelangen. Die Regierung der Vereinigten Staaten würde es als Vorzug betrachten, auf diese Weise ihren Freunden und der Welt einen Dienst leisten zu können. Sie ist jederzeit bereit, jeder der beiden Regierungen über Andeutungen oder Anregungen zu übermitteln, die eine der anderen zu übermitteln wünscht, und ladet die kaiserlich deutsche Regierung herzlich ein, von ihren Diensten in dieser Richtung nach Belieben Gebrauch zu machen. Die ganze Welt wird mitbetroffen von allem, was auch nur einen teilweisen Ausgleich der Interessen herbeiführen oder irgendwie die Schrecken des gegenwärtigen ungeligen Konflikts zu mildern geeignet ist. Welche Vereinbarung auch immer zwischen den kriegführenden Parteien glücklich getroffen werden mag und was immer nach Ansicht der kaiserlich deutschen Regierung in der Vergangenheit für die Handlungsweise ihrer Seebefehlshaber als Herausforderung oder verhältnismäßige Rechtfertigung in Betracht kommen mag, die Regierung der Vereinigten Staaten erwartet zuversichtlich, daß die Gerechtigkeit und Menschlichkeit der deutschen Regierung in allen Fällen, wo Amerikaner geschädigt oder ihre Rechte als Neutrale verletzt worden sind, zur Geltung gebracht werden wird.

Die Regierung der Vereinigten Staaten erneuert deshalb ernstlich und feierlich die Vorstellungen, die sie in ihrer Note an die kaiserlich deutsche Regierung vom 15. Mai erhoben hat, und stützt sich bei diesen Vorstellungen auf die Grundsätze der Menschlichkeit, die allgemein anerkannten Anschauungen des internationalen Rechts und die alte Freundschaft mit dem deutschen Volke. Die Regierung der Vereinigten Staaten kann nicht zugeben, daß die Proklamierung einer Kriegszone, vor der neutrale Schiffe gewarnt sind, irgendwie als Verkürzung von Rechten amerikanischer Schiffseigentümer oder amerikanischer Bürger ausgelegt werden kann, die sich auf erlaubten Reisen als Passagiere an Bord von Handelschiffen einer kriegführenden Macht befinden. Sie glaubt nicht, daß die kaiserlich deutsche Regierung diese Rechte in Frage stellt. Sie glaubt auch, daß die kaiserlich deutsche Regierung als außer Zweifel stehend die Grundsätze annimmt,

daß das Leben von Nichtkämpfern gefeh. oder rechtmäßig nicht in Gefahr gebracht werden dürfe

durch Kaperei oder Zerstörung eines Handelschiffes, das keinen Widerstand leistet, und daß die kaiserlich deutsche Regierung die Verpflichtung anerkennt, die notwendige Vorsicht anzuwenden bei der Feststellung, ob ein verdächtiges Handelschiff tatsächlich einer kriegführenden Nation angehört oder tatsächlich Kriegskontorbande unter neutraler Flagge führt.

Die Regierung der Vereinigten Staaten darf deshalb erwarten, daß die kaiserlich deutsche Regierung die notwendigen Maßnahmen ergreifen wird, um diese Grundsätze hinsichtlich der Sicherung amerikanischer Leben und amerikanischer Schiffe zu verwirklichen, und bittet um Zusicherung, daß dies geschehen wird.

Ich benütze diesen Anlaß, um Curer Erzählung die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern.

James W. Gerard.

Nr.:

TAG:

Die deutsche Antwort.

Berlin, 11. Juni. Die Beantwortung der Note wird längere Zeit in Anspruch nehmen. Sicher ist, daß sie nicht vor vierzehn Tagen fertig sein kann, da zunächst die Ankunft des Herrn Meyer-Gerhard abgewartet werden muß, den Botschafter Graf Bernstorff mit persönlichen Mitteilungen an die deutsche Regierung und einem Vortrag an den Kaiser betraut hat. Herr Meyer-Gerhard hat aber erst am 3. d. New-York verlassen und braucht vierzehn Tage bis zu seinem Eintreffen über Norwegen in Berlin. Erst nach Anhörung seiner Mitteilungen kann die Abfassung der Antwort an die amerikanische Regierung erfolgen.

Ein Aufruf Bryans.

Washington, 11. Juni. Ein Aufruf Bryans an das amerikanische Volk lautet:

Sie lasen den Wortlaut der Note. Ich bitte, über meinen Entschluß, lieber zurückzutreten, als die Verantwortung für die Note zu teilen, ihr Urteil zu fällen. Ich bin sicher, daß Sie mir ehrenhafte Beweggründe gubilligen werden. Aber das ist nicht genug. Gute Absichten allein könnten in solcher Zeit, bei einem solchen Gegenstand und unter solchen Umständen einen Irrtum nicht entschuldigen. Falls ihr Urteil gegen mich ausfällt, verlange ich keine Gnade. Der Präsident und ich stimmen in den Zielen und Wünschen: friedliche Lösung des Streites der Vereinigten Staaten mit Deutschland, überein. Eine solche Lösung ist nicht nur unser beider sehnlicher Wunsch, wir beten sogar darum. Aber über die Mittel, sie zu erreichen, gehen unsere Meinungen unvereinbar auseinander.

Wenn wir nur persönliche Meinungsverschiedenheiten hätten, wäre dies belanglos. Aber es handelt sich hier in Wirklichkeit um die Wahl zwischen zwei Systemen. Unter den Einflüssen, deren sich die Regierungen bei ihren Beziehungen untereinander bedienen, nehmen zwei eine vorherrschende Stellung ein und sind einander entgegengesetzt, nämlich Gewalt und Ueberredung. Gewalt tritt bestimmt auf und handelt mittelst Ultimatum. Ueberredung wendet Beweissführungen an, fordert zu Untersuchungen auf und stützt sich auf Ver-

handlungen. Gewalt stellt das alte System dar, Ueberredung das neue, das die allgemeine Brüderlichkeit zum Ziele hat.

Wenn ich die Note an Deutschland richtig auslege, muß ich sagen, daß sie eher mit den Grundzügen des alten als des neuen Systems übereinstimmt. Ich gebe gern zu, daß sie sich auf Präzedenzfälle in Ueberfluß stützt. Das alte System ist für alle früheren Kriege verantwortlich. Niemals zuvor enthüllte sich jedoch die entsetzliche Tollheit dieses unglücklichen Systems so klar wie jetzt. Die zivilisierten, erleuchteten, christlichen Nationen Europas ringen miteinander und schon ergriff der Wunsch nach dem Kriege auch die Jingos unseres eigenen Landes. Als demütiger Jünger des Friedensfürsten und als überzeugter Anhänger der Prophegung, daß die, die zum Schwerte greifen, durch das Schwert umkommen sollen, bitte ich mich zu denen zu zählen, die ernstlich darauf dringen, den Weg einzuschlagen, der keinen Zweifel läßt, daß die Regierung gewillt ist, die Verhandlungen mit Deutschland fortzusetzen, bis eine freundschaftliche Verständigung erreicht oder wenigstens bis der Druck des Krieges vorüber ist und wir in Erinnerung an die historische Freundschaft und die zahllosen Bande, die Deutschland mit den Vereinigten Staaten verknüpfen, uns an Deutschland wenden können.

Eine Nation muß die Welt aus der dunkeln Kriegsnacht hinausführen ins Licht des Tages, wo die Schwerter zu Pflugscharen umgeschmiedet werden. Warum wollen wir uns dieser ehrenvollen Aufgabe nicht eines Tages unterziehen? Warum nicht gleich jetzt? Die Nationen werden einsehen, daß ein dauernder Friede nicht auf Furcht aufgebaut werden kann. Eines Tages werden die Nationen ihr Vertrauen in die Liebe setzen, die, obwohl von den Anbetern des Kriegsgottes als Schwäche verachtet, weiter währt, wenn alles andere versagt.

Uneinigkeit unter den Demokraten.

London, 11. Juni. Der „Daily Telegraph“ meldet aus New-York: Hier wird von der Zerspaltung der demokratischen Partei und von einer eventuellen Opposition Bryans gegen Wilson gesprochen. Bryan erklärte, daß die Politik des Präsidenten mit der seinigen unvereinbar sei; auch habe er unter der Hand Gewißheit erlangt, daß Deutschland bereit war, die Streitigkeiten durch ein Schiedsgericht zu regeln. Die „Evening Post“ schreibt, die Verblüffung über die Demission Bryans sei in Washington noch gestiegen, seitdem bekannt wurde, daß die Note an Deutschland in freundschaftlichem Tone gehalten sei und nur die frühere Note bekräftige, aber die Möglichkeit einer friedlichen Lösung keineswegs ausschließe.

London, 11. Juni. Der Washingtoner Korrespondent der „Times“ meldet, daß die Deutschamerikaner über den Rücktritt Bryans entzückt seien. Die Hearstblätter unterstützen merkwürdigerweise Bryan.

Gölgör, Frau

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 163.

TAG: 14.6.1915/139

Eine Nacht vor Przemyśl.

(Von dem Kriegsberichterstatter Franz Gündör.)

Diese Nacht vor Przemyśl werde ich nie vergessen. Acht Uhr abends dürfte es gewesen sein, als wir in die unmittelbare Nähe der belagerten Festung kamen und auf einem sanft ansteigenden Hügel unter freiem Himmel warteten, was uns die geheimnisvolle Nacht bringen werde. Wir waren bis zum Morgengrauen hier und mein Interesse galt immerzu nur der vor mir liegenden Festung, genau so wie damals, als sie zum ersten- und zum zweitenmal vom Feinde umzingelt war und man mußte, daß die Besatzung mit dem Hunger kämpfte, der sie schließlich dem Feinde öffnete; umso mehr mußte das jetzt sein, da unsere Truppen die Bastionen der Festung zu stürmen und sie vom Feinde zu befreien sich anschickten. Stimmungsvoll senkt sich der Abend hernieder und ich sitze, vor innerer Erregung zitternd, vor den legenden-umsponnenen Mauern und harre der Ereignisse, die da kommen sollen.

Es ist bereits Nacht, alles um mich liegt im Dunkel ihrer Schatten. Eine herrliche Maiennacht und ein prächtiger Sternenhimmel. Unten im Tale, auf dem Anstieg des gegenüberliegenden Hügel und dort auf dem Berggründen leuchten bereits die Lagerfeuer, deren Flammen weit sichtbar aufleuchten

auf dicht nebeneinander. Dort ruhen die Soldaten oder erzählen von der langersehnten Heimat und von ihren Lieben. Munitions- und Trainsolonnen da und dort, Pferde zu Hunderten und ein geschäftiges Hin und Her überall, wo die ausfluchtenden Flammen der Lagerfeuer die blassen Anrisse des Lagerlebens flüchtig erkennen lassen: ein Kriegsbild ganz eigener Art. Ab und zu ist der Kanonendonner zu hören und aus dem Tale dringt ein unendlich trauriges, unaussprechlich schmerzvolles, trotzdem aber voll Hoffnung klingendes Soldatenlied herauf, leise, in herzerreißender Schwermütigkeit, so als ob jemand irgendwo schwer seufzte und zugleich aufjauchzte; es ist, als ob alles um mich in einem schweren, fieberhaften Traume läge . . .

Es wird ruhig. Die Pferde rasten, der Lärm verstummt, nur noch von fern her summt sachte das melancholische Soldatenlied herauf. Eine Stunde mag so vergangen sein, ohne daß dieses Stimmungsbild durch ein anderes Ereignis verdrängt worden wäre. Dort am Ende des bestirnten Himmelsbogens zwischen den Bergen im tiefen Schatten sehe oder vielmehr ahne ich in der träge liegenden verschwommenen Masse die viel umstrittene Festung. Plötzlich — ich kann das Auge nicht davon lassen — lodert dort ein langes breites Feuerbündel empor, steigt immer höher und wo es hinkommt, da gießt es in bezaubernd überwältigender Weise Tageshelle aus. Jetzt nähert es sich auch dem Hügel, auf dem wir stehen. So geisterhaft und beängstigend ist das Heranschreiten, daß es mir ordentlich kalt über den Rücken läuft. Und dieses heimtückische Licht kommt immer näher, es ist schon da, flimmert und tanzt mir vor den Augen und einige Minuten siehe ich, von seinem Glanze übergossen, fest gebannt vor den Mauern von Przemyśl. Die Kanonen bröhlen von allen Seiten; vielleicht wird jetzt gerade auf mich gezielt, vielleicht gilt der nächste Schuß aus den Festungskanonen schon meinem Leibe, und es erscheint mir wie ein Wunder, daß ich noch lebe und sehe, wie das Feuerbündel mit seinen Millionen spionierenden Augen uns großmütig beiseite läßt und weiterwandert.

Jetzt scheint der Feuerschein seine Aufgabe erfüllt zu haben und vollgesogen mit tausend Antworten auf wichtige Fragen zieht er sich endlich zurück, wird immer kleiner, bis ihn die geheimnisvolle Festung, die ihn entsendete, ganz in sich aufgenommen hat. Die Sterne leuchten wieder und die Lagerfeuer flackern auf. Das war das geheimnisvolle Spiel des russischen Scheinwerfers aus Przemyśl. Er suchte das Gelände ab, um zu erfahren, ob unsere Truppen nicht etwa schon zum Sturm übergehen wollen, ob sie zum Angriff Vorbereitungen treffen. Dazwischen donnern die Kanonen ohne Unterlaß und der Eindrud ist um so gewaltiger, da ich nicht weiß, woher und wohin sie feuern.

Endlich schweigen die Kanonen und der Grundton des traurig-hoffnungsvollen Soldatenliedes klingt wieder aus dem Tale herauf. Es vergeht eine halbe Stunde, dann steckt wieder die Festung ihren feurigen Keil heraus, das Licht, das sich drohend in die finstere Nacht hinauschiebt. Wie ein Riesenspion zieht es seinen Weg mit erschreckender Ruhe und Sicherheit und greift mit seinen langen Fingern überall hin, auf die Berge, in die Täler, durchsticht die Nacht, zerreißt die Nebel, kommt näher, zieht weiter, verschwindet. Und von nun an kommt es mit hartnäckiger Pünktlichkeit von Viertelstunde zu Viertelstunde aus der Festung und vollendet seinen Schleichweg die ganze Nacht hindurch, um ebenso oft sich wieder in der Festung zu verfrachten. Aus der Festung wird geschossen und wir schießen wieder auf die Festung, auf unsere Festung Przemyśl.

Welche Tragödie der Weltgeschichte! Przemyśl wird von unseren Truppen beschossen, Przemyśl bietet den Russen, die uns beschließen, Schutz und Wehr. Unsere eigenen Befestigungen werden gegen uns verwendet und wir beschließen dieselben Befestigungen, die wir so fest und widerstandsfähig erbaut haben. Doch unsere Truppen rücken immer näher heran, lange wird die Ungetreue nicht in dem Besitz des Gegners sein . . .

Eine Stunde vergeht um die andere in ungeduldigem Warten. Wenn die Kanonen schweigen, hört man das eigentümliche Atmen, Niesen und Stöhnen einer sich nach bestimmten Weisungen bewegenden Masse. Ganz eigentümliche Töne, die Zweck und Ziel der Bewegung erraten lassen. Unter dem Schutze der Nacht werden Vorbereitungen zu den nächsten Operationen getroffen, die niemand zu stören und niemand zu verhindern imstande ist. Jede Stunde ist von tausend geheimnisvollen Ereignissen erfüllt, ohne Unterlaß rühren sich Tausende von Händen, arbeiten Tausende Gehirne im Sinne eines Strebens. Mir schnürt dieser Gedanke fast die Kehle zu . . .

Der Zauber der Nacht verblaßt, aus dem Osten steigt der Tag herauf, rot und taufeucht blinzelt uns der junge Morgen an. Mit Sonnenaufgang wird es im Lager lebendiger. Die Ruhe der Soldaten und ihre Gespräche werden lauter frischer. Kommandorufe, ungeduldiges Pferdewiehern, Wagengerassel. Doch stärker als der Lärm eines erwachenden Soldatenlagers braust über uns — ein Luftfahrzeug, Vorerst hört man es nur, ohne es zu sehen: doch da ist es auch schon. Freund oder Feind? Darf ich ihm mich anvertrauen und seinen Weg beobachten, oder soll ich ihm aus dem Wege gehen? Wenige Augenblicke nur und schon schwebt es hoch über unseren Köpfen in ruhiger, gemessener Sicherheit und durchfurcht die sonnendurchstrahlte Luft. Wir stellen nun auch fest, daß es ein österreichisch-ungarisches Luftfahrzeug ist. Nach einigen Rundbahnen sticht es schnurgerade auf Przemyśl zu, ist auch schon dort und umkreist die Festung. Die Festungskanonen bereiten dem Morgengast einen feurigen Empfang in

heftiger Weise. Vorerst sieht man, wie — noch recht weit weg von dem Luftzeug — die Rauchwölkchen der plahenden Geschosse aufsteigen, bald aber bildet sich ein förmlicher Ring von Wölkchen um das Luftzeug, und man glaubt es schon zu den zahlreichen Opfern des Krieges rechnen zu müssen. Endlich scheint auch ihm die Sache zu toll zu werden und es entwindet sich schnell so hoch in das Luftmeer, daß die russischen Geschosse tief unter ihm plahen. In dieser Höhe umkreist es einigemal die Festung, um dann ganz unerwartet jäh niederzusteigen, so daß jetzt wieder die Geschosse über ihm explodieren. Nach hanger zwanzig Minuten dieses mutigen Luftmanövers und der ver-

geblichen Beschießung durch die Russen fliegt der Pilot über unseren Köpfen hinweg nach seinem Ausgangsort.

Nach einer kleinen Pause hören wir wieder das Wirbeln einer Luftmaschine: ein deutscher Vogel. Er nimmt seinen Weg ferkengerade auf die Festung zu. Er wird aber von einem fürchtbar erbitterten Geschosshagel überschüttet und kehrt deshalb um. Der deutsche Flieger steuert eine Weile auf uns zu, wendet sich aber plötzlich um und stürzt sich von einer anderen Seite auf die Festung, so schnell, daß, ehe die russischen Kanonen zu Wort kommen können, er längst in gemächlicher Ruhe über ihr seine Bahnen gezogen hat. Die um ihn explodierenden Geschosse stören ihn nicht weiter, schon knäueln sich die Wölkchen um ihn dicht zusammen, er aber fliegt weiter, bald höher, bald niedriger über der Festung, als ob die Geschosse nicht auf ihn gerichtet wären. Jetzt erscheint wieder ein österreichisch-

ungarisches Luftzeug. Es sind also zwei Luftzeuge, die über Przemysl kreisen. Bald erscheint auch noch ein drittes. Sie ziehen kreuz und quer über den Köpfen des Feindes und machen so die Zielrichtung seiner Kanonen unsicher und verwirrt; und doch ist es ein Wunder, daß noch keiner von ihnen in die Tiefe stürzte.

Ein neues Luftzeug — das vierte — steigt auf, das uns alle in Angst und bange Sorge versetzt, da es schnell klar wird, daß es ein russisches ist. Gerade über unseren Köpfen hält es sich und beobachtet unsere Stellungen. Als es sich besonders tief herunterwagt, beginnen unsere Kanonen seine Absicht zu vereiteln und halten es dadurch in respektvoller Entfernung. Und dann kommen noch zwei Luftmaschinen — es sind also zusammen sechs. Von allen Seiten wird geschossen, die Geschosse fliegen hinüber und herüber —

überall jene bezeichnenden kleinen Wölkchen, die Tod und Verderben bedeuten. Man weiß nun nicht mehr, welches unser und welches ein russisches Luftfahrzeug ist, hurtig fliegen sie durcheinander wie eine Schar aufgeschreckter Vögel. Einer will den anderen verderben, sie verfolgen einander und nun schießt man nicht nur von der Festung und aus unseren Stellungen auf sie, sondern sie schießen zum Ueberfluß auch noch aufeinander . . . Ein beängstigendes, schwindelerregendes Schauspiel war der in der Höhe sich bekämpfende, auf und nieder wogende Schwarm der Flugzeuge. Wie sie wankend und sich wiegend einander umkreisen und verfolgen!

Lange währt diese atemraubende, aufregende Luftschlacht über der Festung, dann entschwinden sie nacheinander und kehren alle wohlbehalten und unverfehrt zurück.

Um Przemysl wird es wieder still . . .

Bomben auf Karlsruhe.

Dreiunddreißig Opfer.

Berlin, 15. Juni. Das Wolffsche Büro meldet: Gestern ist die offene Stadt **Karlsruhe**, die in keinerlei Beziehung zum Kriegsschauplatz steht und nicht die geringste Befestigung aufweist, von einem feindlichen Flugzeuggeschwader mit Bomben betworfen worden; soweit bisher bekannt, fielen elf tote und sechs verwundete Bürger dem Ueberfall zum Opfer; militärischer Schaden konnte natürlich nicht angerichtet werden. Von einem unserer Kampfflugzeuge wurde ein Flugzeug aus dem feindlichen Geschwader herausgeholt; die Insassen sind tot. Ein anderes feindliches Flugzeug wurde bei **Schirmel** zum Landen gezwungen.

Karlsruhe, 15. Juni. Ueber den Fliegerangriff werden folgende Einzelheiten gemeldet: Soweit bis jetzt

bekannt ist, wurden 19 Personen getötet, 14 schwer und zahlreiche leicht verletzt. Fast eine Stunde, von $\frac{3}{4}$ bis gegen 8 Uhr, zogen die feindlichen Flugzeuge in großer Höhe über Karlsruhe. Besonders die inneren, in der Nähe des Schlosses gelegenen Stadtteile wurden getroffen. Groß ist der Schaden in der **Karl Friedrichstraße**, am **Kaiserplatz** und in der Nähe der **Technischen Hochschule**. So fielen allein in der **Erbsprinzenstraße** an der Ecke der **Bürgerstraße** vier Personen dem Angriff zum Opfer. Es handelt sich fast ausschließlich um Zivilpersonen, Frauen und Kinder, zumeist um Leute, die sich zur Arbeit begeben wollten und nicht mehr rechtzeitig flüchten konnten. Die Absicht des Angriffs ist schwer zu verstehen, da es sich um eine offene unbefestigte Stadt handelt. In der Tat ist auch keinerlei militärischer Schaden angerichtet worden. Nach den Orten, an denen Bomben besonders zahlreich niederfielen, ist der Verdacht nicht vollständig von der Hand zu weisen, daß unter anderem ein Angriff auf das **großherzogliche Schloß**, worin zurzeit die **Königin von Schweden** weilt, geplant war. Auch das **markgräfliche Palais** wurde von einer Bombe getroffen. Die Bevölkerung verhält sich gegenüber diesem ruchlosen Angriff auf die friedliche Stadt gefaßt und ruhig. Nur herrscht begreiflicherweise große Erbitterung über das sinnlose Vorgehen der Gegner.

Das interessante Blatt

Nr.: 24.

TAG: 17. 6. 1915/10

BANFIELD,

Campal

Bombardement Benedigs.

Aus dem Marineflugzeug „L 47“.

Marineflugzeug „L 47“, Führer Fregattenleutnant Banfield, Beobachter Seeladett v. Strobel, hat heute morgens Benedig, und zwar die Ballonhallen Murano, Campalto sowie feindliche Zerstörer mit Bomben belegt und einige Brände erzeugt sowie Zelllager mit Maschinengewehren beschossen.

MOESTER 1901.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 166.

TAG: 17. 6. 1915/6

Im Hinblick der Boretto-Schlacht.

(Von unserem Kriegsberichterstattler Dr. Adolf Koefer.)

Westfront, 7. Juni.

Nun befinden wir uns seit drei Tagen mitten im Abstrom und Zustrom dicht hinter der Schlacht. Heute morgen gegen 3 Uhr erwache ich von einem plötzlichen Kanonengewitter, unaufhörlich dumpf schmetternd, prasselnd, blindlings brüllend, daß ich ans Fenster eile. Die Straßen dunkel gegen Fliegerangriff. Die Scheiben leise zitternd. „Was geht bei Neuville und Souchez vor?“ Heute mittag, von unserem Wagenausflug zum . . . Korps eben zurück, am Fenster der Straße sitzend beim Essen, man denkt, die Schlacht ist weit — aber ein Automobil nach dem anderen rast vorbei, manche zu zwei gekuppelt, alle mit dem Kreuz, mit diesem schrecklichen roten Kreuz. Ich sehe durch das flatternde braune Segeltuch die Leute liegen, einen verbundenen Kopf, einen Fuß. Ich sehe das Gesicht eines jungen Mannes, er hat die Leinwand des Wagens auseinandergeschoben und blickt mit großen Augen erschrocken und doch selig die entschwindenden Menschen auf der Straße an. Nachts, mittags, im Lärm und in der Stille, hier ist immer und überall Krieg. Du entgehst ihm nicht und während ich mich jetzt hier auf mein Zimmerchen unter dem Dache geflüchtet habe, dies zu schreiben (die Sonne geht im Fenster unter) — pflanzen die charakteristischen Geräusche der deutschen Abwehrkanonen rings um die Stadt: die tägliche Fliegervorstellung des Feindes über D. . . hat begonnen.

Wir sitzen hinter der Front zwischen Arras und La Bassée. Überall wird gekämpft, überall eiserne Entschlossenheit, überall im Augenblick der Entscheidung ein wilder Mut. Aber eine Stelle der Front ist in aller Munde, ist schon heute zu einer Sage deutschen Opfermutes und deutscher Zähigkeit geworden: die Borettohöhe. Vom ersten Ausflug an suchte ich sie am Horizont — bei jedem Ausflug habe ich sie wieder gesehen. Sie beherrscht mit ihrem kahlen braunen Rücken das ganze weite Kampffeld der Arras-Schlacht. Sie ist das Zentrum dieses wochenlangen Ringens, so daß ich, wenn ich Schlachtennamen zu vergeben hätte, diese ganze Schlacht nach ihr benennen würde: Boretto-Schlacht.

Wie wir vom Feldlazarett in O. auf Avion zu fahren, in rasender Eile, plötzlich tauchte sie zum erstenmal vor uns auf: ein kahler brauner Rücken links, an den sich — scharf empor-schwingend, wie von Holz geschnitten — rechts eine Waldsilhouette an-schloß, das Gehölz von Bouvigny. Es war nachmittags und wir hatten die Sonne vor uns. Plötzlich sahen wir eine Rauchsäule von der Höhe aufsteigen wie einen Faden. Unser Wagen raste durch Ackerland, auf dem blutroter Mohr in breiten Feldern brannte. Plötzlich wieder Rauchfäden, einer, zwei, drei zugleich — alle lertzengetade dünn emporsteigend, dann breiter werden und verschwindend. So sah ich die Borettohöhe zum erstenmal. Die Rauchfäden waren Einschläge deutscher Granaten.

Auf diesem braunen, kahlen Rücken nämlich, den die linke Hälfte der Höhe zeigt, stand einst die Kapelle „Unserer lieben Frau von Borette“ (Notre-Dame-de-Borette), ein Wallfahrtsort, zu dem man von Aila in hinaufpilgerte. Die kleine, diebäuchige Steinkapelle mit dem schmalen Glockenturmhals und den einfachen Holztüren blickte und läutete von hier oben nach allen Seiten weit ins Land — nördlich nach Stevin

und Bens in das Gebiet der Kohlengruben, der Schlachtenhalben, der Schornsteine, der Hochöfen, nach Sallaumines, ja bis zu jener Feste von Courrières, wo einst deutsche Bergleute ihren verunglückten französischen Genossen tapfere Hilfe brachten. Und wenn man an klaren Nachmittagen von ihr nach Süden blickte, da lag das fruchtbare Ackerfeld von Carency und Neuville vor einem ausgebreitet und am Horizont hoben sich die alten Türme von Arras ab. Diese kleine Kapelle ist heute ein niedriger Schutt- und Steinhäufen. Der Berggrüden, auf dem sie steht, ist durchschnitten von tiefen Graben-furchen. Der Berggrüden blutet von Tausenden — nein von Zehntausenden von Granatenwunden. Die kleine Wiese an der Straße von Souchez nach Béthune heißt heute die „Toten-wiese“. In der „Schlammulde“, die sonst strotzte in Blumenschmuck, liegen heute Hunderte von Gefallenen begraben. Was hat dieser heilige, alte Berggrüden verbrochen, daß er so viele Tote bergen, so viele Verwundungen tragen muß? Er begrüßte im März den Frühling mit der wilden Angriffsmusik der Deutschen, im Mai den Sommer mit dem furchtbaren Gegenangriff seiner Landsleute. Wenn der Wind von dem Kapellenberg heute ins Land weht, bringt er statt Glockengeläute und Blumenduft den fählischen Geruch von unbestatteten Leichen zu Tal.

Das Problem des Stellungskrieges wird in der Tat an diesem Höhenrücken schrecklich klar: Bis zum März dieses Jahres lagen Deutsche und Franzosen auf der Kuppe ungefähr so gegenüber wie heute, das heißt die Deutschen begnügten sich mit dem Ostabhang der Kuppe und ließen die Franzosen im Besitz der Kapelle. Dann erfolgte am 3. März der Sturm auf das Kirchlein. Es wurde genommen und wir dehnten unsere Gräben längs des Südbahanges der Kuppe bis an die sogenannte „Kanzel“ aus. So lagen wir viele Wochen lang. Dann kam die große Durchbruchsoffensive vom Mai. Sie scheiterte auch hier oben auf der Kuppe. Aber wir mußten wieder in unsere alten Märzstellungen zurück. Der Trümmerhaufen der Kapelle fiel in die Hände der Franzosen, nachdem der einzige Baum, der noch neben der Kapelle als Schießziel hätte dienen können, längst von uns gefällt worden war. 200 Meter vor — 200 Meter zurück — und dieses Hin und Her kostet den Gegner und uns Tausende von Menschen. Das ist das schwere Problem des Stellungskrieges. Wer die bittere Notwendigkeit dieser Kämpfe eingesehen hat, der weiß erst, wieviel Größe und moralische Höhe in diesem Worte liegt, das einige von uns nur mit einem gewissen geringschätzigen Rächeln auszusprechen vermögen: Stellungskrieg.

Am 5. Juni tobte um die Gräben auf der Borettohöhe einer der wütendsten Kämpfe. Ich habe diese Kämpfe von einer stillliegenden Feste aus beobachtet. Obwohl mein Standort kaum fünfzig Meter hoch war, lag die Borettohöhe klar und detailliert vor mir. Das war das zweitemal, daß ich diesen blutgetränkten langen Hügel sah. Aber statt der paar dünnen Rauchfäden sah ich einen Degenkessel von Rauch und Erde.

Zu meinen Füßen lagen Wiesen. Alle Wiesen um die Borettohöhe tragen jetzt blutroten Mohr. Hinter den Wiesen lag Avion. Dann kamen Getreidefelder. Dann kam Ovenschynen-Gohelle. Und dann kam das Schlachtfeld. Die braune Kuppe zeigte ihre weißen Furchen in der Sonne. Das waren unsere Gräben. Dann wieder weiße Furchen — etwas höher, das waren die Gräben der Franzosen. Nun schlug es oben ein. Ein Ausbruch von weißem Rauch, von schwarzer Erde folgte — wie eine Rieseneiche schoß er aus dem Boden, breitete seine

züngelnden Zweige nach allen Seiten und fiel in sich zusammen. Rechts springt die Kuppe hoch in den schwarzen Wald von Bouligny, links steil hinunter in den Hohlweg, an welchem das vielumkämpfte *Souches* liegt. Ich sehe die steilen Abhänge — weiß wie Felsen. Diese Abhänge sind deutsch. Auch hier schlägt es ein — dicht nebeneinander — Fontainen von schwarzem Rauch, von weißem Staub — oder sind es Fontainen von rotem Blute? Die Einschläge folgen jetzt kürzer — die Schüsse fallen ineinander — immer auf die weißen Furchen — in die dünnen Gräben — jetzt ist die ganze linke Kuppe unsichtbar — eingewickelt in diese große Feuers-, nein Erdrunst. Und unter dieser Höhe — ich sehe sie nicht — aber ich sehe sie doch — Männer mit menschlichen Augen und Sorgen, mit Gedächtnis und Sehnsucht, Männer mit einem goldenen Ringe am Finger — Männer mit einer Heimat im Herzen.

Das Glas der zerprungenen Fabriksscheiben knirscht, als ich auf einer kleinen Eisengalerie hin und her gehe, die sich um das höchste Zehengebäude zieht. Ringsum grüht eine stille Symphonie der Arbeit: Esse an Esse, Rad an Rad, Ziegelbau neben Ziegelbau, ganze Arbeiterstädte tauchen vor dem Auge auf, einformige Straßen, einformige Höfe, aber trotz des Krieges ein friedliches Gewimmel von Kindern und Müttern. Dieses hier sind die reichsten Provinzen Frankreichs — diese Provinzen der schwarzen Diamanten. Und doch die ärmsten — diese Provinzen von Frankreichs elendestem Proletariat. Und hier wüthet der Krieg. Ich habe früher schon einmal gefragt: Ist Krieg und Schlachtfeld nicht etwas Agrarisches? Halten wir Manöver zwischen Essen und Dortmund ab? Und nun ist hier Krieg. Es wird um Ziegeleien und Zuderfabriken, um Spinnereien und Hochöfen gekämpft. Fabriken von Millionenwerten werden zu beliebten Zielen artilleristischer Angriffe. Wie die Kapelle des alten heiligen Frankreich zwischen den Schloten der Schwerindustrie liegt — so seltsam tönt das Donnern der Kanonen hier, wo sonst die Sirenen der Zechen Hunderttausende von Arbeitern zum Werke rufen.

Noch immer saucht und raucht die Erde der braunen Kuppe von Lorette. Ich sehe die Chaussee von Böhune nach Souchez an der Kuppe emporsteigen. Rechts von dieser Chaussee biegt eine Mulde nach oben: die verächtigte „Schlammulde“. Jetzt steigen auch hier die schwarzen Säulen auf. Ich weiß, daß dort ein großer Friedhof in der Mulde liegt. Es sieht so aus, als ob die ganze Mulde brenne.

Als ich zurückkam, dachte ich etwas Besonderes gesehen zu haben. Ein Major, den ich an der Abendtafel des Generals v. B... traf, meinte, daß dieses Feuer seit dem 9. Mai täglich dasselbe sei. Ich hatte es nur während einer halben Stunde beobachtet. Weitens dauert es viermal so lange.

Was siegt im Kriege?

Nicht leicht ist Deutschland und Oesterreich-Ungarn die Abwehr des russischen Einbruchs geworden: erst nach zehntonatigem zähem Ringen wird die Ueberlegenheit Mitteleuropas über den Osten wirksam und sichtbar, erst in den jetzigen Schlachten Galiziens bricht im Kriegserfolg die tatsächliche Ueberlegenheit durch.

Kriege geben dem Zufall viel Raum und die Entscheidung des Schlachtenglücks erinnert allzu sehr an die Gottesurteile des Mittelalters. Sie sind unberechenbar, solange Zufallsheere unter Zufallsführung sich messen. Die kurzen Schläge früherer Kriege, die Ueberrumpelungen kleiner Dynastenheere, die Listen verschlagener Diplomaten und das Gelingen oder Mißlingen von Koalitionen haben oft den Ausgang der Kriege und damit das Schicksal der Staaten entschieden. Dieser ungeheure Krieg, ungeheuer durch seine räumliche und zeitliche Ausdehnung, stellt Volkskraft gegen Volkskraft, Staatsorganisation gegen Staatsorganisation und dehnt den Kampf so in die Länge, daß der Zufall einzelner Fehler wieder gutgemacht, daß Mängel der Organisation überwunden, daß unglückliche Fügung der Umstände durch die Tüchtigkeit wieder in hohem Grade ausgeglichen werden kann. Am Ende der Dinge ringen sich so die Tatsachen durch, welche Sein und Kraft der Völker bestimmen.

Das großrussische Reich, ein Reich von Nicht-Großrussen, diese bisherige Vormacht Europas, die doch im ganzen keine europäische Macht ist, hat die Welt durch die erdrückende Wucht seiner Volkszahl und seiner Heermassen in Bann gehalten. Nichts ist freilich realer als diese Zahl, nichts an sich wirksamer. Seine eigenen Untertanen wie die ganze konservative Welt

hat Rußland bezaubert durch die faszinierende Erscheinung einer Staatsallmacht, welche hundertstößig Millionen Menschen unter den Befehl eines einzigen Willens stellt, gleichsam wie einen gigantischen Riesenhämmer in eine Faust legt. Und nichts ist freilich realer als diese Organisation der Alleinherrschaft.

Aber weder die Zahl noch diese Alleinheit ist im Leben der Völker und in der Geschichte der Menschheit alles. Jene Zahl überrumpelt, jene Einheit erdrückt den Unvorbereiteten und Unorganisierten, und das nur eine Zeit. Die anderen Kräfte, die aus dem modernen Wirtschaftsleben fließen, die dem einzelnen wie den Völkern aus den Nährstoffen der Kultur zuwachsen und ihren Zahlenwert wie ihre Organisationswirkung gleichsam vervielfältigen, werden zum Schluß doch siegreich.

In diesem Kriege sind in mannigfacher Weise diese anderen Kräfte sichtbar geworden. An auffälligsten verriet die volkswirtschaftliche Reife der Nationen ihre Uebermacht. Man hat Hindenburgs Siege Eisenbahnsiege genannt und mit Recht: der gute Zustand der Bahnen, Straßen und Wege in einem Lande ist eine Bürgschaft der militärischen Erfolge, er ist jedoch nur ein Anzeichen der höher organisierten Volkswirtschaft. Was jetzt in Galizien

vordringt, ist sichtbarlich die Ueberlegenheit der mittel-europäischen Volkswirtschaft. In tausend Einzelheiten verrät sich das: der Industriestaat, der Geschütze und Geschosse rasch und in unbeschränkten Mengen herstellt, was Rußland nicht kann, der Industriestaat, der die Flugzeuge, den Wagenpark rasch ergänzt, der Industriestaat, der die Mechaniker, Schlosser, Dreher, Zimmerleute und alle anderen geschulten Arbeitskräfte in beinahe unbeschränkter Menge sofort zur Stelle schafft und die zweigeleistigte Bahn Tarnow—Jaroslaw—Brzemyśl beinahe so rasch nachbaut, als Truppen marschieren, und die schwersten Batterien zum neuerlichen Frontdurchbruch sofort an der Stelle hat: dieser Industriestaat bewährt eine Ueberlegenheit der Mittel, die den Mangel der Zahl ausgleicht. Noch näher gesehen: die Heere Rußlands genießen den Vorteil, nicht auf groß-russischem Bauernboden, sondern im polnischen *N i d e r r i e l a n d* zu kämpfen. Dort freilich haben sie Städte und Märkte, feste Häuser und weite Höfe genug, ihre Truppenmassen zu bequartieren und immer wieder auszurüsten. Besäßen sie diesen Aufmarschraum nicht, so hätten sie nicht einmal die Möglichkeit, ihre Heermassen ganz auszunützen. Das mitteleuropäische Städtewesen, die dichte Anhäufung vieler voll- und ressourcenreicher Städte gibt unseren Heeren eine Beweglichkeit der Ergänzung, der Heilung Erkrankter und Verwundeter, des Nachschubes, hinter der auf die Länge der Zeit Rußland zurückbleiben muß. Ein Städtewald ist von einem Dorfwald ebenso schwer zu besiegen wie ein Industriestaat von einem Ackerbaustaat.

Selbst der Unterschied gilt: Ackerbauer, die auf dem Hektar zwanzig Zentner ernten, werden schwer überwunden von Ackerbauern, die darauf sechs Zentner ernten: denn diese müssen dieselbe Verpflegung aus der dreifachen Entfernung zuführen und besitzen meist nur den dritten Teil der Bahnen.

Die erhöhte Wirtschaftsstufe erzeugt andere Menschen, andere Muskeln und andere Seelen. Der Muschil ist stark, aber ein mitteleuropäischer Städter ist schlau — und das ist im heutigen Kriege weitaus mehr! Ein Muschil ist zäh, aber ein Fabrikarbeiter Mitteleuropas ist standhafter. Was sind die Schrecken, die im bäuerlichen Dasein auf der Muschil einströmen? Ein Dorffeuer, ein Gewitter. Der Proletarier des Industriestaates, selbst dessen Bourgeois wandelt täglich unter todbringenden Maschinen (Eisenbahn, Trambahn, alle Kraft- und Werkzeugmaschinen), und obgleich er darum nervöser ist, so behält er — wieder eben darum — in dem Höllenschrecken der Schlacht seine Besinnung und Entschlußkraft und ist, rein physiologisch betrachtet, nicht so leicht demoralisiert.

All das haben wir, haben selbst Berufsmilitärs nicht immer richtig eingeschätzt. Und doch ist es das Wichtigste noch nicht!

Ein Volk von Analphabeten hat es schwer, die Nation zu besiegen, welche die beste und älteste Volksschule der Welt besitzt, welche Analphabetie so gut wie nicht mehr kennt, welche gerade durch die geistige Massenschulung vergleichslos allen anderen großen Nationen gegenübersteht. Es ist nicht die mechanische

Kunst des Lesens und Rechnens allein, es ist die
Durchbildung begrifflichen Denkens, was, wie sonderbar
es manchem scheinen mag, auch in der Stunde der
Schlacht entscheidet. Wenn der deutsche Unteroffizier
seinem Posten die Aufgaben, die ein bestimmtes
Terrain stellt, in dem Drittel oder Zehntel der Zeit
erklärt, die der russische braucht, wenn ein Wink an
den Gelehrigen das gesprochene Wort ersetzt, so
verleiht dieser Umstand jeder Aktion Schwinger.
Wenn die Geistigkeit des gemeinen Soldaten so hoch
geworden ist, daß er nicht nur Sinn und
Ziel jeder Kampfbewegung, sondern auch Sinn und
Ziel des ganzen Krieges erfasst, so schafft dieses Er-
fassen eine Disziplin, die vom ersten bis zum letzten
Kriegstag vorhält ohne Zwang — wie soll der Drill
des Vorgesetzten, der Minuten, Stunden im Tage
einwirken, die geheimnisvolle Feder eigenen Entschlusses,
die immer bereite eigene Willenskraft ersetzen, die dem
Befehl voraneilt?

Nicht nur besiegen Analphabetenvölker schwer
ein Schulvolk — auch haben Völker, die in ihrem
Vaterland nichts sind als gefügte Untertanen, es
ungeheuer schwer, ein Heer von Staatsbürgern zu be-
siegen. Und darum kann, welche Rückschläge immer-
noch kommen mögen, das Heer des großrussischen
Zaren die Völker und Völker Mitteleuropas nicht
niederwerfen. Zufall und Bündnisse vermögen viel,
aber das vermögen sie nicht.

MOESTER, 1911.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 167.

TAG: 18. 6. 1915/10f

Der Luftpolizist.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Dr. Adolf Koeber.)

Westfront, 8. Juni.

Es war gegen Abend und wir standen auf dem Turmdach eines Schlosses. Die Sonne war untergegangen, der Himmel blau, der Horizont glasklar —

das rechte Fliegerwetter. Ringsumher die typische Meunier-Landschaft — die Landschaft der Loretoschlacht: Fosse I und V, Fosse XIII und VIII, zwischen Schornsteinen und Herrenhäusern Hunderte von roten Arbeiterhütten. Aber kein Rauch — alle Bechen lagen still — die Luft wie Kristall — wir konnten bis in die englischen Stellungen südlich des Kanals von La Bassée hinsehen. Das Schloß lag in einem Parke — eines dieser vielen prozig-geschmacklosen Industriemagnatenschlösser, die hier zwischen Fabriken und Arbeiterhäusern liegen wie Dreißigerg's Haus zwischen den Höhlen der Textilarbeiter in Hauptmanns Weberdrama. Am Rande dieses Parkes lag ein Spionengrab — das Grab jener beiden französischen Offiziere, die im Jänner hier in Frauenkleidern abgefaßt wurden, als sie durch die deutschen Linien wollten.

Vom Schloßdach sah man fünf Fesselballons, die über das ganze Schlachtfeld blühten, drei deutsche und zwei französische. Einer stand über der Vimy Höhe, zwei über der Loretokuppe. Die feindlichen ragten hinter dem Walde von Boussigny auf. Wir schrien, sie standen höher und ihre Gestalt war rund. Wir wußten, daß heute Flieger kämen. Schon gestern hatte ein Franzose den uns zunächst liegenden Fesselballon angegriffen. Er hatte über . . . einige Bomben abgeworfen, die zwei französische Arbeiter zerschmetterten. Das Wetter lockte. Heute mußten Flieger kommen.

Wir standen an dem wackligen Geländer des Turmdaches und spähten aus. Plötzlich leuchtet ein weißes Wölkchen am blauen Himmel auf, ganz weit, ganz klein. Ein zweites und drittes folgt, alle in einer Reihe, wir hören von jedem einen dumpfen Knall, dann folgt ein Feuerblitz in schwarzer Wolke und dann wird die Wolke hell und immer heller und endlich ganz weiß. Zuerst ist das Wölkchen rund wie ein Ball, dann zerteilt es sich, aber nicht flatternd, sondern wie eine Glocke, wie ein Schirm, nein, wie eine weiße Qualle im blauen Meer, so schwebt das Wölkchen, so schweben jetzt viele weiße Wolken am blauen Himmel hin. Noch sehen wir ihn selber nicht, aber der Flieger ist da: die Wölkchen verraten ihn.

Er umkreist den Ballon zunächst — wie eine Rase ihr Opfer — in weitem Bogen. Die Maschine ist hellgelb gestrichen. Wenn die Sonne auf ihr liegt, leuchtet sie wie weißes Feuer. Jetzt schraubt er sich höher. Er will den Ballon von oben bewachen. Der dicke gelbe Ballon liegt hilflos da und man denkt: der Flieger wird ihn abstechen, wie ein behender Bursche einen angebundenen Riesen absticht. Links und rechts vom Flieger plagen und blitzen die Geschosse unserer Kanonen. Die meisten dicht vor ihm — um den Weg zu versperrern. Einige direkt über ihm — man denkt: gleich brennt er, gleich stürzt er herab. Aber er zieht ruhig seine Kreise, schlägt einen Galen, schraubt sich immer drohender über die gelbleuchtende dicke Gaswurst. Da tauchen von drüben neue Wolken auf, das dumpfe Ge- knall folgt sich schneller. Eine neue weiße Bahn — zwei neue weiße Perlenreihen — zwei neue Flieger erscheinen und stoßen geradewegs auf unseren armen dicken Riesen los. Im Nu sind alle drei zusammen. Sie

vollführen große und kleine Kreise. Manchmal scheinen sie sich zu berühren. Vielleicht verständigen sie sich? Manchmal sind sie eingehüllt in die weißen Wölkchen, die nun zu Hunderten den Himmel bedecken. Jetzt kreuzen sie gerade über ihrem Opfer. Ist er nicht verloren, der gefesselte Riese? Jetzt schlägt der eine einen scharfen Galen und schießt, halb gleitend, direkt gegen ihn nach unten los, als wollte er ihn durchbohren, rammen, als wollte er ihn von oben torpedieren. Die Flieger spielen mit dem gelben Riesen. Allen plätschenden Schrapnells zum Trotz ziehen sie ihre drohenden Kreise immer enger um ihn herum.

Während wir vom Schloßdach atemlos jede Kurve der drei Angreifer verfolgen — die Straßen im Dorfe stehen voll aufgeregter Menschen, während die Frösche unten im Park ruhig ihren Abendgesang beginnen — ertönt von hinten über unseren Köpfen das Summen einer vierten Flugmaschine. Alles reißt sich herum. Das Summen kommt näher, wird knatternd und rauschen — unsere Blicke bohren sich ins Weite — aber nur kurze Zeit — da stürmt es heran — dunkel, schwarz — ein deutscher Flieger. Mit unheimlicher Geschwindigkeit schießt er über uns hinweg — aufwärts strebend — niemals sah ich eine Maschine so adlermächtig, so ganz Flug, so schlicht, so sicher, so schnell. Im Nu ist er drüben. Eine Leuchtugel blitzt von ihm auf — ein dünner weißer Faden von Rauch hinterher — in langem, schlankem Bogen abwärts ziehend. Das heißt: Da bin ich. Hörst du auf zu schießen. Das heißt: Die drei nehm' ich auf mich allein. Und nun geschieht ein Wunder. Der Schwarze greift mit langem Arm um den ganzen Kampfsplatz. Dann biegt er in scharfer Kurve um. Und in demselben Augenblick sehen wir, daß seine drei Gegner fliehen. Der eine nach oben, der zweite gradweg, den heimischen Linien zu — nur der dritte besinnt sich noch — aber nicht länger als eine kleine Minute — dann schießt auch er davon. Und der schwarze Sieger hinter ihnen her — hoch über sie hin — bis daß sie ihre Leuchtugeln werfen und die weißen Wölkchen der feindlichen Abwehrkanonen auf der Lorettohöhe zeigen, daß das Ziel erreicht ist. Dann macht er kehrt — aber nicht auf demselben Wege. Er wendet sich nach Süden über die Vimyhöhen nach Arras zu — und bis zum Dunkelwerden sehen wir ihn hier auf und ab patrouillieren — scharf ausspähend auf der Wacht, daß keine feindliche Maschine die Grenze überschreite.

Dieser Luftpolizist arbeitet in der hiesigen Gegend erst seit kurzer Zeit. Aber schon jetzt ist er der „Bauernschreck“ für die Gegner dieses ganzen Abschnittes geworden. Mehrere feindliche Maschinen schoß er herab. Zwei davon fielen fast unverfehrt in unsere Hände. Meistens hat er nur Wachtdienst. Dann fliegt er — unermüdet wie ein Posten — hin und her. Manchmal macht er einen Raubzug. Dann nimmt er zwei oder drei seiner kleinen Brüder mit. Einen läßt er hinten. Mit dem anderen beginnt er das Kesseltreiben. Zuerst sucht er einen der zahlreichen hier täglich kreisenden französischen Flieger abzuschneiden. Dann treiben sie ihn hinter unsere Linien ab — bald über ihm, bald links und rechts, bald hinter ihm erscheinend — bis das Opfer in der Falle steckt.

Dann schießt der Zurückgebliebene plötzlich hervor. Und dann ist es meistens um den Gegner geschehen. Nach diesem Schema fing der Lustpolizist in den letzten vierzehn Tagen drei feindliche Flieger ab.

Einen der Führer dieser Maschinen sah ich zufällig, als ich über den Hof der Kommandantur in . . . ging. Er stand — die Hände in den Hosentaschen — am offenen Fenster eines Parterrezimmers und blickte resigniert über den freien Platz in die Stadt hinein.

Sein Flugzeug besichtigte ich am nächsten Tage. Es war eines der stärksten und neuesten, die Frankreich heute besitzt, und war nur durch einen Zufall gerettet worden. Wie fast alle französischen Kriegssaviatiler führte auch dieser Petroleum mit sich, um im Augenblick der Landung auf feindlichem Gebiet seine Maschine verbrennen zu können. Schon war das Petroleum über die wertvolle Beute ausgegossen — da jagte das Auto der Infanteriedivision . . . heran und es liegt der Apparat heute sicher — als wertvolles Studienobjekt — in einem unserer Schuppen.

Es ist merkwürdig, was ein Flugapparat aushalten kann, ehe er niedergeht. Ich sah Maschinen, deren Goleteile vom Propeller bis zum Steuer durchschlagen oder sonst beschädigt waren. Ehe nicht der Motor oder der Benzinbehälter gelitten hat, fliegt die Maschine wie sonst. Mit der artilleristischen Beschreibung von Flugzeugen — haben wie drüben — hat es überhaupt seine eigene Verwandtnis. Nach außen hin imponierend durch das fortwährende Plagen von Schrapnells, durch das Spiel der weißen Wolken, hat sie bis heute nicht allzu viel erreicht. Das liegt vielleicht auch daran, daß die meisten Ballonabwehrartilleristen — unsere sowohl wie die feindlichen — vom Fliegen selber wenig verstehen. Das aber ist eine große Hilfe — man muß sich aus eigener Erfahrung in alle Möglichkeiten des Fliegers hineinversetzen können; wenn man ihm wirklich den Weg verlegen, wenn man dahin schießen will, wo er in der nächsten Sekunde austauschen muß. So wie wir heute schon Batteriechefs haben, die auf eigenem Fluge die Stellung der feindlichen Geschütze erkunden, so werden vielleicht in der Zukunft auch die erfolgreichsten Ballonabwehrartilleristen diejenigen sein, die selber fliegen können. Aber auch dann werden sie noch Stümper bleiben gegenüber dem wirklichen und einzigen Schreden der Flieger, dem Lustpolizisten.

Zwischen Szawle und Rowno.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Düwell.)

Ostfront, 11. Juni.

Immer wieder forschen die Russen nach einer verwundbaren Stelle in der deutschen Position, durch die sie nach Ostpreußen vorstoßen könnten. Glück es ihnen, irgend einen vorher von ihnen geräumten Ort wieder zu besetzen, dann bringen sie ungeheure Opfer, um den Platz zu behaupten oder von da aus weiter vorzugehen, in der Hoffnung, eine gute Durchbruchsstelle gefunden zu haben. So setzt sich der Kampf an der Front zwischen Szawle und Rowno aus einer Kette von Gefechten zusammen, die seit einigen Wochen fast tagtäglich stattfinden und außerordentlich viele Opfer kosten. Ein Gesamtbild dieser

Kämpfe würde als ein blutiges Ringen von gewaltigem, erschütterndem Umfang erscheinen. Gestern war ich auf dem Kampffeld vor Szawle an einer Stelle, wo am Tage vorher ein Zusammenstoß stattgefunden hatte. Obwohl man mit allen verfügbaren Kräften Gräber aufwarf, um die Toten zu bestatten, lagen noch viele umher. Und wie viele Erschossene mögen noch in den Wäldern und Gebüsch versteckt liegen! In ein Weidengebüsch schau ich hinein. Da lagen noch Tote. Etwas weiter vorn liegt ein fast ausgetrockneter kleiner Wasserlauf, dessen wunderbar verstecktes Bett den Russen als Schützengraben gedient hatte, von ihnen aber doch geräumt werden mußte. Die meisten von denen, die ihn besetzt hatten, waren anscheinend entkommen. Ungefähr zwanzig Gewehre lagen im Graben, aber nur zwei tote Russen. Abends stehe ich vor dem Quartier des Stabes der . . . Division. Ein Feldgendarm reitet heran und meldet einem Offizier: „Heute nachmittag an dem Wege nach X auf einer Strecke von drei Kilometer vierundsiebzig Russen beerdigt . . .“ Das etwas geklüftete, von der Dubissa durchschnitene, mit Hügelketten durchsetzte, sehr waldbreiche Gebiet wird zu einem großen Friedhof. Allem Anschein nach tut es den Russen noch nicht leid, aus ihrem großen Menschenreservoir immer noch mehr Blut nutzlos über die Felder zu vergießen. Von Soldaten hörte ich auch, daß russische Infanteristen unablässig vorwärtsgegangen wären, trotzdem in ihre Reihen vernichtendes Feuer hineinprasselte. Daß der russische Soldat im allgemeinen wohl tapfer ist, bestätigen mir auch deutsche Offiziere; aber mit diesem Vorgehen habe es doch eine eigene Verwandtnis. Es sei zweifellos richtig nachgewiesen, daß die jetzt ins Feld kommenden, nur mangelhaft ausgebildeten Soldaten von den hinter der Front liegenden Offizieren ins Feuer getrieben, nicht etwa hineingeführt würden. Diese durch zahlreiche Beobachtungen und Aussagen von Gefangenen erhärtete Tatsache finde ihre weitere Bestätigung in der verhältnismäßig geringen Zahl gefangener oder verwundet und tot aufgefundenen russischer Offiziere. So befanden sich unter den fünftausend Gefangenen, die in den letzten drei Tagen allein in dem Szawler Frontabschnitt gemacht wurden, nur vier Offiziere; ein toter Russenoffizier gehöre schon zu den Seltenheiten. Wohl befanden sich unter den aus Rowno herangebrachten Truppen einige Scharfschützen, aber im allgemeinen verfüge der Gegner hier nur noch über Soldaten, die eine Ausbildung von wenigen Tagen bis zu einigen Wochen erhalten hätten. Mit solchem Material sei selbst bei bedeutender numerischer Uebermacht ein irgendwie entscheidender Erfolg gegen die gut disziplinierten, im Feuer erprobten, taktisch geschulten, an selbständiges überlegtes Handeln gewöhnten

deutschen Truppen nicht möglich. Die übergroße Zahl der in der letzten Zeit gefangengenommenen Russen sei zum erstenmal im Feuer gewesen. Von irgend welcher Erfahrung könne bei solchen Leuten doch keine Rede sein.

Lange Züge von Gefangenen kamen an mir vorbei, ich bemerkte kaum eine abstrapazierte Gestalt unter ihnen. Die verschiedensten Typen marschieren dahin; hoch aufgeschlossene Leute, kurze gedrungene Gestalten, auch kleine schwächliche, trotzdem aber sehnige Körper, ganz junge Gesichter und bartumrahmte, deren Züge die letzte Grenze des Landwehralters verraten. Aber obwohl aus manchem Auge Trauer und Wehmut, Sehnsucht nach der Heimat, nach Weib und Kind deutlich spricht und viele der Gefangenen sich zunächst danach erkundigen, ob sie wohl ihre Lieben wiedersehen werden — rüstig und gesund schauen sie durchwegs aus. Die Gefangenen bekunden alle einen sehr gefegneten Appetit, aber es sind keine Halbverhungerten unter ihnen. Wer zwei Tage oder noch länger bei schlechter Verpflegung in der vorderen Kampffront lag, kann wohl tüchtig hungrig sein, auch wenn er vorher ordentlich ernährt worden ist. Das haben alle Menschen gemein. Die Annahme, daß der russische Soldat sozusagen halbverhungert ins Feld geschickt würde, ist durchaus irrig. Soweit die Verbindungen es erlauben, sorgt die russische Heeresleitung zweifellos für ausreichende Ernährung. Rein körperlich betrachtet, ist der russische Soldat jedenfalls ebenso leistungsfähig wie der deutsche; was ihm als Krieger dem deutschen gegenüber abgeht, ist die militärische Erziehung, teilweise die technische Ausrüstung, die Führung und vielleicht auch ein nicht genügend starker Drang, sich kriegerisch auszuzeichnen. Das liegt in seiner Psyche begründet. Der russische Soldat ist nicht soldatisch ehrfurchtig; man kann seine Begierden wecken, ihn religiös fanatisieren, aber seiner ganzen Natur nach ist er im allgemeinen passiv veranlagt. Von manchem höheren deutschen Offizier hörte ich das Urteil: Der Russe ist eigentlich ein gutnütziger Mensch, schlecht macht ihn nur die falsche, auf Unterdrückung und Irreleitung eingestellte Erziehung. Das Volk ist gut, es müßte nur eine andere Regierung und Führung haben . . . Gestern fragte ich eine Frau: „Hatten die Deutschen und Juden auch hier viel unter russischen Ausschreitungen zu leiden?“ — „Wo wird das nicht sein?“ antwortet die Frau und erzählt weiter: „Der arme Russe ist aber doch nicht böse; er ist nur dumm und aufgehekt. Wenn Russen hier durchzogen, fragten sie: Ist das hier Deutschland? So weit noch von der Grenze, hier, wo alles Rußland kennzeichnet, glauben viele Russen in Deutschland zu sein. So dumm sind sie . . .“

In einer Beziehung scheint man in Rußland nun sparsam geworden zu sein. Artilleristisches Material soll nicht mehr geopfert werden. Aber diese Sparsamkeit bedeutet eine gesteigerte Verschwendung von Menschen. Die russische Artillerie liegt meistens so weit hinter der Front, daß sie beim Zurückgehen fast immer in Sicherheit gebracht werden kann. So ist es unvermeidlich, daß die Offensivener russischen Infanterie ungeheure Opfer an Menschen kostet — dafür rettet man Kanonen. Die russische Heeresleitung hat alle Ursache, diese Art „Erfolge“ im Volke nicht bekannt werden zu lassen.

Der Krieg der Flieger.

Der Angriff auf das königliche Schloß in Karlsruhe.

K. B. Berlin, 17. Juni. Das Wolff-Bureau meldet: In dem amtlichen Berichte vom 15. Juni abends brüstet sich die französische Heeresleitung wegen des Fliegerangriffes auf Karlsruhe, den sie als Vergeltungsmaßregel für die Beschädigung offener französischer und englischer Städte hinstellt. Dieser Begründung der französischen Angriffe ist die Tatsache entgegenzuhalten, daß von deutscher Seite nur befestigte Punkte und solche im Operationsgebiete liegende Orte beschossen wurden, die mit dem Kriege unmittelbar im Zusammenhang standen. Überall, wo es sich dabei um offene Städte handelte, waren unsere Angriffe nur die Vergeltung für gleichartige Maßnahmen unserer Gegner. Wir haben darauf in unseren Berichten auch in jedem Falle ausdrücklich hingewiesen.

Daß die Begründung des französischen Vorgehens somit der Wahrheit widerspricht, wird niemand in Erstaunen setzen, der die Berichte unserer Gegner kritisch zu lesen pflegt. Neu ist dagegen die brutale Offenheit, womit die feindliche Heeresleitung eingesteht, daß sie ihren Fliegern als Angriffsziel eine fern vom Kriegsschauplatz gelegene friedliche Stadt bezeichnete, in der gerade den Franzosen vor dem Kriege ein so vielfach gastfreundliches Entgegenkommen erwiesen wurde. Militärische Gründe können dieses Verhalten nicht rechtfertigen, denn der einzige Verlust, den der Angriff unserer Kriegsgegner zufügte, besteht in der Verwundung dreier in Lazarettspflege befindlicher Soldaten. Die abseits von der Stadt gelegene Munitionsfabrik, deren militärische Bedeutung nicht allzu groß ist, litt bis auf die Beschädigung eines Baugerüstes nicht. Obwohl sie als Angriffsziel sehr leicht erkennbar war, wurde sie mit nur wenigen Bomben belegt. Schon daraus geht hervor, daß es den Franzosen gar nicht auf die Gewinnung eines militärischen Vorteiles ankam.

Mit noch weit größerer Deutlichkeit ergibt sich diese Tatsache aber aus dem Umstande, daß den feindlichen Fliegern nach dem amtlichen Eingeständnisse der Franzosen besonders das Residenzschloß als Ziel bezeichnet worden ist. Man wußte im Lager unserer durch Spionage so gut unterrichteter Gegner genau, daß das Schloß außer der ehrwürdigen Großherzogin Louise seit mehreren Wochen die Königin von Schweden beherbergte. Die Anwesenheit dieses einem neutralen Herrschers angehörenden hohen Gastes hielt die französischen Flieger jedoch nicht davon zurück, gerade das Schloß besonders heftig anzugreifen und in der Tat erheblich zu beschädigen. Wie groß die Gefahr

für die Königin war, zeigt unter anderem die Tatsache, daß mehrere Sprengstücke in das Zimmer der schwedischen Baronin Hochschild flogen. Auch die Kinder des Prinzen Max von Baden, über deren Schlagemach eine Bombe das Dach zertrümmerte und die Decke einschlug, entgingen nur mit knapper Not dem Tode. Unter der Bürgererschaft forderte der Überfall, wie bekannt, an Toten und Verwundeten insgesamt 84 Opfer. Wir können den Angriff nach diesem Ergebnisse und nach der den feindlichen Fliegern erteilten dienstlichen Anweisung über die Angriffsziele nicht als militärische Unternehmung, sondern nur als Verbrechen bezeichnen, dessen Roheit von der wirklichen Höhe der vielbewunderten französischen Kultur bereitetes Zeugnis ablegt.

BRANDT, Rolf

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 169.

TAG: 19. 6. 1915 (1. Bogen)

Russische Dum-Dum-Geschosse.

Von unserem zum Otheer entsandten Kriegsberichterstatler.

Armee-Oberkommando ..., 16. Juni.

Schon unter den Munitionsvorräten, die in Libau erbeutet wurden, sah ich Patronen, deren Bleispitze breit abgefeilt war. Es handelt sich um Geschosse des alten russischen 8-Millimeter-Gewehrs, das die Reichswehr benutzt. In einem der letzten Gefechte an der Niemen-Dubissa-Front sind nun zahlreiche Taschen mit der regelrechten russischen Infanteriemunition erbeutet worden, die in großer Masse zu Dum-Dum-Geschossen umgearbeitet waren. Es handelt sich nicht mehr um einen vereinzelten Fall, sondern um regelrechte maschinelle Umänderung, die

keineswegs ohne Wissen und Unterstützung höherer Offiziere vor sich gegangen sein kann. In einer Stelle allein sind 20 Taschen aufgefunden worden. An den Patronen, die ich sah, waren scheinbar durch besondere Instrumente die Spitzen abgebrochen, so daß der weiche Bleikern zusammen mit der härteren Umhüllung ein breites zackiges Geschosprofil ergab. Die Verwundungen mit diesem niederträchtigen Geschos müssen grauenhaft sein. Ich glaube nicht, daß solche Feststellungen, die unantastbar sind, irgendwie russische Kriegsmethoden ändern werden, aber da sich ja die Regierung eines großen neutralen Staates „um nichts weniger Erhabenes und Heiliges als die Rechte der Menschheit und deren Achtung“ bekümmert, sei diese unerhörte und unmenschliche Kriegsführung unserer Feinde doch einmal wieder in diesen Tagen vor aller Welt festgestellt.

Rudolf Brandt, Kriegsberichterstatler.

Der Luftkrieg.

Verrohung.

Paris, 18. Juni. (R.-B.) Der Fliegerangriff auf Karlsruhe wird von der französischen Presse als glanzvolle Tat betrachtet. Der Angriff sei die längst erwartete wohlberechtigte Vergeltungsmaßregel für die barbarische deutsche Kriegsführung. Die Presse erklärt, Karlsruhe sei keine offene Stadt, da sich dort Waffenfabriken und chemische Fabriken befänden und Karlsruhe außerdem ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt sei. Der „Temps“ erklärt sogar wörtlich: Karlsruhe ist keine offene Stadt, denn es besitzt eine Garnison von viertausend Mann.

Am schärfsten von allen Zeitungen, die sämtlich einen sehr scharfen Ton anschlagen, äußert sich die „Libre Parole“, die schreibt: Wenn wir einige Zivilpersonen in Karlsruhe umgebracht haben, so befreien wir uns dadurch von Leuten, die auf wirtschaftlichen Gebieten einen unehrlichen Krieg gegen uns führten. Die „Libre Parole“ fordert sodann auf, Pforzheim, das industrielle Zentrum Badens, zu bombardieren, um den französischen Handel zu rächen. Jeder Pforzheimer, der in die andere Welt befördert werde, bedeute einen gehässigen Feind Frankreichs weniger.

„U 31“
Berlin, 20. Juni. Die „B. Z. am Mittag“ gibt eine Unterredung des Konstantinopeler Korrespondenten der Associated Press mit dem Kommandanten des „U 31“, Kapitänleutnant Gersing, wieder, welcher am 15. September 1914 den britischen Kreuzer „Pathfinder“ und sodann fünf englische Frachtdampfer versenkte und im Mai die britischen Linienfahrer „Triumph“ und „Majestic“ in der Nähe der Dardanellen torpedierte. Gersing erzählte:

Wir verließen den Heimatshafen am 25. April und kamen vor den Dardanellen am 25. Mai an. Als wir Gibraltar erreichten, sind wir keinem britischen Schlachtschiff begegnet, trotzdem wir den größten Teil der Fahrt an der Oberfläche zurücklegten. Nahe von Gibraltar bemerkten wir einen großen englischen Zerstörer, sind aber während der Nacht und der ersten Morgenstunden über Wasser, sozusagen mitten hindurch gefahren. Die Engländer entdeckten uns, als wir außerhalb Gibraltar waren, doch wir tauchten unter und entkamen unversehrt. Ein ähnliches Erlebnis hatten wir in der Nähe des französischen Kriegshafens Biserta. Als wir das Ägäische Meer erreichten, machten wir uns sofort an die Arbeit, indem wir am frühen Morgen des 25. Mai den „Triumph“ zerstörten. Ein britischer Zerstörer ging gerade über uns hinweg. Wir konnten deutlich den Propeller des Zerstörers hören. Am 27. Mai entdeckten wir die „Majestic“ dicht an der Küste. Ich sah mittelst des Periskops, daß die Mannschaft des „Majestic“ gerade ihr Mittagbrot einnahm. Ich überlegte, ob ich der Mannschaft nicht Zeit lassen sollte, ihre Mahlzeit zu beenden, sagte mir aber, es sei meine Pflicht, unverzüglich zu feuern. Der „Majestic“ war von zehn Transportschiffen umgeben. Ich mußte schräg feuern. Als wir an die Oberfläche kamen, sah ich den „Majestic“ keilförmig liegen.

In beiden Fällen hatten die britischen Schiffe Torpedonege herabgelassen, aber unsere Torpedos durchschneiden auch die stärksten Stahldrahtnege.

Was von der Basis der deutschen U-Boote im Frischen und im Mittelmeer gesagt wird, ist Unsinn. Der Radius unserer U-Boote ist groß genug für die Aktionen, welche sie vollbracht haben. Eine Basis brauchen sie nicht dazu.

Der Untergang von „U 29“.

London, 19. Juni. Die Admiralität teilt mit, daß das deutsche Unterseeboot, dessen Versenkung am 25. März d. J. mitgeteilt wurde, von einem britischen Kriegsschiff versenkt worden ist.

WOESTER, ROL.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 171.

TAG: 22. 6. 1915 / 5

Deutsch-französische Ritterlichkeit.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Dr. Adolf Roeder.)

Sedan, 12. Juni.

Mit dem Nationalhaß ist es eine merkwürdige Sache. Am üppigsten gebeißt er auf den Redaktionen. Aber je näher man an die Front kommt, desto mehr nimmt er ab. Er wird abgeschwächt durch Erfahrung — liebenswürdiger und tragischer Art. Der Soldat, der seinem französischen Gegner jetzt monatelang gegenüber liegt, der ihn bei Arras und in der Champagne todesmutig kämpfen sah, der hat sich ein Nationalbewußtsein errungen, das ihn die Achtung vor dem Gegner nicht nur erlaubt, sondern geradezu vorschreibt. Es ist eine wahre Freude, zu hören, mit welcher Ritterlichkeit heute jeder Frontsoldat von der Tapferkeit seines französischen Gegners spricht. Und wie in der Front, so in der Etappe. Der tägliche Umgang seit Monaten mit dem französischen Volke hat ein gewisses Verstehen auf beiden Seiten gefördert. Man bleibt zwar Deutscher und man bleibt Franzose — mit all dem Wollen und Hoffen, mit all der Liebe und Sehnsucht, die heute in diesen beiden Worten liegt. Aber wenn man sich wirklich noch haßt, so ist dieser Haß abgellärt — gereinigt zu einem politischen Selbstbewußtsein ohne persönliche Schläden. Vor ein paar Monaten wurde ein deutscher Lieutenant zwischen den feindlichen Gräben niedergeschossen. Ein Soldat sprang hervor, den Schwerverwundeten zu uns zurückzuholen. Auch er wurde beschossen; da schwang sich ein französischer Offizier aus seinem Graben, alle Gewehre ruhten, und mit seiner Hilfe ward der Lieutenant zu uns herübergeschleppt. Das ist eine Episode. Sie ist gewiß nicht wichtig — und ist nur ein Säufeln inmitten dieses Orleans, der jetzt über Europa geht. Aber sie zeigt wie manche andere, daß die Gesetze der Ritterlichkeit auch im Höllekrieg der Neuzeit nicht ganz ausgelöscht sind — beim einfachen Musketier wie beim kommandierenden General.

Ich habe schon oft den echt kameradschaftlichen Geist erwähnt, aus dem heraus unsere Soldaten die Gräber von Freund und Feind mit gleicher Liebe und Achtung pflegen. Auch auf der letzten Frontreise zur Borettschlacht habe ich im Soldatenfriedhof in Vens rührende Beispiele dieses Geistes gesehen. Aber nirgends war seine Manifestation so groß, so schön, so siegreich wie bei der Einweihung des deutsch-französischen Grabdenksteines, der ich gestern auf einem Hügel südlich Sedan bewohnte.

Die Kämpfe um den Maasübergang bei Sedan Ende August hatten sich am 27. jenes Monats auf die Höhen von Royers konzentriert. Rheinische Truppen des achten Armeekorps und Reservekorps waren es, die hier in siegreichem, aber verlustreichem Sturm vorbrangen. Rings um den Hügel lag ein Grab — Deutsche und Franzosen bunt durcheinander. Die wunderbare Lage dieser Höhe mit ihrem weiten Ausblick in das Tal der Maas auf Bazeille und Sedan hin legte den Gedanken eines Denksteins, das vorzügliche Verhältnis zwischen den französischen und deutschen Behörden die Form eines gemeinsamen Denksteins nahe. Gestern, am 12. Juni, ist dieses gemeinsame Grab und Denkmal im Beisein der deutschen Heeresleitung und unter offizieller Teilnahme der französischen Behörden eingeweiht worden.

Das Denkmal zu Ehren der 3000 Toten (1700 Franzosen und 1300 Deutschen) besteht aus einem gedrungeneren Obelisken. Die eine Seite ziert das kurze Wort: „Für uns!“ — die andere: „Pour la patrie!“ Im Norden liegt, von Rasen umgeben, ein Steinmedaillon: „Hier ruhen dreißig tapfere deutsche Soldaten“ — im Süden desgleichen ein anderes: „Ici reposent 30 braves soldats français.“ Das Ganze entflammt den

dreißigen Händen deutscher Landwehrlente. Das Denkmal ist eingerahmt von wogenden Kornfeldern, von Wiesen, auf denen jetzt roter Mohn brennt. Und auf der ganze Höhe zwischen Gras, Korn, Blumen und Bäumen: verstreute Gräber, Kreuze, Kränze.

Mit Musik begann es. An der einen Seite standen die Franzosen — eine Abordnung der umliegenden Dörfer in eierlichem Frack und Zylinder, Frauen in Sonntagskleidern, Greise, wenig Männer, aber viele Kinder. An der anderen Seite die deutschen Militärs: der Führer der dritten Armee, mehrere Generale, Stabsoffiziere, Abordnungen aller beteiligten Regimenter, die Erbauer des Denkmals, die Handwerker, eine Ehrenwache. Fünf Berichterstatter und der Schriftsteller Rudolf Herzog waren die einzigen deutschen Zivilisten. Nachdem die Musik geendigt, trat der Etappenkommandant vor und hielt in französischer Rede folgende Ansprache an den Bürgermeister von Royers und seine Kollegen:

Meine Herren Bürgermeister!

Wir haben Sie zur Teilnahme an dieser Feier eingeladen, mit welcher die deutsche Militärbehörde ein Denkmal zu Ehren der deutschen und der französischen Helden einweihet, die auf dem Felde der Ehre für ihr Vaterland gefallen sind.

Wir erwarten und hoffen von der Ritterlichkeit der Franzosen und der Einwohner aller Städte und Dörfer dieses Landes, daß sie dieses Mal und die Gräber der Kämpfer, die ruhmvoll und ohne Unterschied der Nation gefallen sind, auch in Zukunft achten und ehren werden.

Wir haben es für unsere Pflicht gehalten, auf diese Weise auch die Soldaten des Feindes zu ehren, die ihre Pflicht getan haben wie die unseren die ihre.

Aus diesen Gefühlen heraus, hochgeehrter Herr Dr. Verusier, Bürgermeister von Raucourt und Vertreter der Einwohnerschaft der Etappe Raucourt, und besonders Sie, Herr Beguinot, Bürgermeister der Gemeinde Royers-Pont, Maugis-Chaumont, übergebe ich diesen Denkstein Ihrem Schutze, in vollem Vertrauen in Ihre Ritterlichkeit und darauf, daß er in alle Zukunft wohl gehegt und geehrt wird.

Nach dieser Rede trat der Bürgermeister von Raucourt vor, um seine Antwort abzulesen. Es war ein seltsam feierliches Gefühl, das einen jeden von uns durchschauerte, als so sich nicht nur Herz und Herz, sondern auch Staatsgewalt und Staatsgewalt (gegenüber und doch gemeinsam) beugten vor dem großen Schicksal, das jetzt durch ihre Länder rauscht. Und als ob diese gemeinsame hohe Menschlichkeit sich in besonderer Schönheit symbolisieren wollte, traten in diesem Moment zwei französische Kinder vor, einfach gekleidete Mädchen aus dem Volke, und legten an dem Obelisken gerade unter der deutschen Inschrift zwei Feldblumensträuße nieder. Dann begann der Dr. Verusier, ein Mann von sechzig Jahren, kurz, vollbärtig, vom Typ unseres Jean Jaurès. Er hatte kein schönes Organ, aber die innere Erregung und der sachliche Schwung seiner Worte rissen ihn und uns mit:

Meine Herren Generale, Herr Kommandant, meine Herren!

Im Namen der französischen Bevölkerung dieser Gebiete danke ich den hohen Militärbehörden, daß sie in gemeinsamer Ehrung die deutschen und französischen Soldaten, die hier gefallen sind, vereinigt haben und daß sie zu ihren Ehren dieses Denkmal errichtet haben, das ihr Andenken zu verewigen bestimmt ist.

Sie alle, Freund und Feind, haben in der Tat, wie jener alte Vers sagt, „ihre sterblichen Tage ihrer Pflicht geopfert und der Treue gegen ihren Eid“, sie alle haben jenes „heilige Ziel“ erreicht, das die Nachwelt zu ehrfurchtiger Achtung vor ihnen und ihrem Gedächtnis verpflichtet.

Meine Herren, Sie haben durch diesen Denkstein zeigen wollen, daß die Tapferkeit nicht nur eine Eigenschaft derjenigen Bataillone ist, die siegen, sondern daß die Ehre gleich ist, selbst für die, die unterliegen; denn diese haben ihrem Vaterland in gleicher Fülle ihr Blut geopfert.

Dieser Obelisk von Stein, der bestimmt ist, den Stürmen der Zeit zu trotzen, diese schlichten Holzkreuze, die den Kämpfern zum letztenmal gestatten, im Schatten der Farben zu ruhen, für die sie gekämpft haben, sie alle sollen geachtet bleiben.

Wir werden unseren Kindern die tragische Geschichte dieses gigantischen Krieges erzählen und bei unseren Erzählungen wird sich ihre Seele füllen mit Tapferkeit, mit Selbstlosigkeit, mit all den männlichen Tugenden, von denen diese Felder hier soviel heroische Beispiele gesehen haben.

In der Erwartung jenes gesegneten Tages der halbigen Versöhnung der Nationen grüße ich all die Tapferen, die hier mit ihrem Leben den Gehorsam gegen ihre Pflicht bezahlt haben und die hier nun zu ewigem Schlafe liegen, gleichsam eingehüllt — Seite an Seite in das gemeinsame Leichentuch der unsterblichen Hoffnung auf Ruhm und Ehre.

Die Lerchen trillerten, einige Frauen weinten, der Wind strich durch das Korn, das grün und gelb und silbergrau in dicken Lehren stand. Soldaten traten mit Kränzen herzu und legten sie nieder. General v. Einem drückte dem Bürgermeister die Hand. Die Musik spielte. Die fremden Gemeindevorsteher gingen zu unseren Soldaten heran und suchten ihnen etwas Freundliches zu sagen: aller Herzen wurden weit. Und für einen Augenblick entfaltete sich auf diesem Hügel ein Bild wie vor dem Kriege — ein Bild der Vergangenheit, ein Bild der Zukunft. Jener Zukunft, von der der Militärpfarrer in seinen Eingangsworten sprach — in der „aus dem Golgatha der Nationen ein Ostern aller Völker wird“.

Zemberg wieder gewonnen

Wien, 22. Juni. Amtlich wird
verlautbart: 22. Juni nachmittag.

Unsere zweite Armee hat nach hartem
Kampfe Zemberg erobert.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
v. Höfer, Feldmarschallleutnant.

Lemberg unser.

Glückliche Ungeduld, die es kaum erwarten konnte, die der Glücksnachricht schon Tage voraus-eilte und die nun ihre Befriedigung findet: Lemberg wieder unser. Neun schwere Monate sind über die Landeshauptstadt dahingegangen, da sie im russischen Besitze stand. Das gehört nun der Vergangenheit an. Einundzwanzig dröhnende Kanonenschüsse und das Räten der altherwürdigen Diesel, eine ganze Salve von Pöllerschüssen in der Umgebung von Graz verkündeten die Siegesbotschaft: Lemberg wieder unser, der Feind über die Grenze gewiesen. Bis auf ganz geringfügige Gebietsteile liegt nun überall der Krieg im Feindesland, jetzt nach zehn Monaten eines Ringens, wie es die Welt noch nicht erlebt, jetzt, wo wir nach der Absicht unserer Feinde längst zermalmt sein sollten.

Ein Siegesfrühling wie nie einer zuvor ist uns aufgegangen. Nach dem Wettertschlage von Gorlice am 2. Mai haben die verbündeten Heere den Feind ununterbrochen vor sich hergetrieben, seit der Wiedereroberung von Przemyśl war die freudige Hoffnung auf den Sieg zur Gewissheit geworden. Die früheren Schwarzseher schämen sich ihres Kleinmutes und beginnen bereits in Abrede zu stellen, sie hätten jemals an dem glücklichen Ausgange des Krieges gezweifelt. Dieser Rückzug der vordem Schwachgläubigen ist eine heitere Begleiterscheinung der Niederlage der russischen Heere. Hätte der Feind unseren rastlos vorstürmenden Heeren nicht den unbezahlbaren Dienst geleistet, sich immer aufs neue zur Schlacht zu stellen, so hätten es die Unsrigen nicht zur köstlichen Gewohnheit des Sieges gebracht. Die Mai- und Junischlachten haben das Gemeinsame, daß die Russen sich mit unglaublicher Hartnäckigkeit dem nach dem Urteil aller Sachkundigen unabwendbaren Schicksal entgegenstemmen

wollten. Statt dem einherbrausenden Sturme glücklich auszuweichen und Galizien zu räumen, haben sie vermeint, ihn durch unzählige, dem Tode geweihte Menschenleiber aufzuhalten. Das Unmögliche läßt sich jedoch nicht ertroyen.

Das Verfahren der Russen wird in seinem Widersinn dadurch klar, daß man es mit der in gleichartigen Fällen von Conrad und von Hindenburg angewendeten Strategie vergleicht. Auch diese Feldherren sind während des an wunderbarem Glückswechsel reichen Krieges in die Lage gekommen, einem mit Übermacht unternommenen Vorstoße des Feindes weichen zu müssen. Conrad erkannte nach den zwei ersten Lemberger Schlachten am 12. September 1914 und Hindenburg nach seinem Ende Oktober gegen Warschau vergeblich geführten Angriffe, daß sie ihren Heeren zunächst größere Anstrengungen nicht zumuten könnten. Conrad zog sich deshalb vorerst hinter den Dunajec zurück, Hindenburg legte ganz Kongreßpolen zwischen sich und den Feind: sie sammelten sich nach einem geschickt durchgeführten Rückzuge zu neuen Angriffskämpfen. Ob der Feind dadurch zunächst 50 oder 100 Kilometer an Raum gewann, war ihnen nicht so wichtig wie die Erhaltung des eigenen Heeres, das Ausruhen ihrer Mannschaften nach schweren Kämpfen, Verpflegung und Nachhub, endlich das Heranziehen von Verstärkungen. War alles glücklich zustande gebracht, dann begann mit frischem Mute der neue Vormarsch.

Anders die russischen Heerführer. Sie ließen sich schlagen, wollten trotzdem wieder standhalten und ließen sich ein zweites, ein drittes Mal schlagen. Um 20 oder 30 Kilometer versuchten sie in früher zur Verteidigung hergerichteten Stellungen oder durch unbarmherzig vorgetriebene Truppen das Schlachtenglied aufs neue. Während der letzten zwei Monate trafen mehrere Hunderttausend russischer junger Mannschaften, vielleicht eine halbe

Nr.: TAG:

Wilton, in Galizien ein und diese wurden sofort dazu verwendet, die gelichteten Regimenter aufzufüllen. Sie wurden jedoch dadurch nur in die Niederlage mitverstrickt. Die „Veteranen des Rückzuges“ haben diese neuen Mannschaften mit ihrer eigenen Niedergeschlagenheit angesteckt; oft zeigten sie den Rekruten den kürzesten Weg zu den Gulaschanonen der sie verfolgenden Truppen. So zermürbte das Heer, zerbröckelten zahlreiche Abteilungen, es schwand die letzte Aussicht auf Erfolg. Das ist der Unterschied zwischen der Strategie der Sieger und der Besiegten.

Es kann mehrere Beweggründe für die den Russen verderbliche Hartnäckigkeit ihrer obersten Leitung geben. Es liegt nahe, sie in der Gemütsart des Generalissimus Nikolaus Nikolajewitsch zu suchen, der darin Feldherrngröße sieht und den Befehl zur Räumung Galiziens nicht über sich brachte. Vielleicht waren aber die strengen Befehle aus Petersburg eingelaufen, sich um jeden Preis immer zu halten,

Das Gespenst des japanischen Krieges trieb den Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch zu anfangs zähem, zuletzt aber sinnlosem Widerstand gegen den Gedanken eines Rückzuges. Er will sich und der Welt beweisen, daß er vom Willen zum Siege besetzt ist. Darüber wird das Gebot des strategischen gesunden Menschenverstandes hintangeseht und besagter gesunder Menschenverstand rächt sich blutig. Der Armeeeoberbefehlshaber, der das Herz nicht hat, eine unhaltbare Stellung rechtzeitig zu verlassen, verliert nicht bloß eine Schlacht nach der andern, sondern zuletzt auch den Feldzug. So ist auch Lemberg verloren gegangen, die letzte Etappe des nun beendeten Einbruches der russischen Dampf-
walze.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 172.

TAG: 23. 6. 1915/4

Arbeiterrecht im Kriege. Vor dem Prager Kriegsgericht hatte sich der 19jährige Mechaniker *Mareček* wegen Vergehens der Verletzung der Arbeitspflicht zu verantworten. Er war seit dem 15. April in der Fabrik der Firma *Underlil* und *Queber* beschäftigt, die unter militärischem Schutze steht. Am 22. April verließ er die Arbeit; am 9. Mai schickte er dem Meister ein Schreiben, daß er krank sei und am Montag wieder in die Arbeit komme. Vor dem Kriegsgericht verantwortete er sich damit, daß er krank gewesen sei. Er gab zu, daß er beim Arbeitsantritt belehrt worden sei, daß er den Militärgerichten unterstehe, behauptete aber, daß er nur an kleineren Reparaturen, also nicht für das Militär gearbeitet habe. Er wurde zu sechs Monaten strengen Arrests verurteilt.

Der russische Zusammenbruch.

Lemberg ist heute erobert worden. Die Berichte des Generalstabes der letzten Wochen und Tage, die das unaufhaltsame Fortschreiten der Offensive der verbündeten Armeen meldeten, ließen die Wiedergewinnung der galizischen Hauptstadt wohl als sicher erkennen; dennoch wirkt die Tatsache mit der vollen Gewalt eines großen Ereignisses. Seit jenem Septembertag, als in dem Bericht die bangen Worte standen „Lemberg noch in unserem Besitz“, und seit dem sechsten September, als die vollzogene Räumung Lembergs gemeldet wurde, war Lemberg die schmerzliche Wunde, die man immer fühlte, wenngleich man von ihr nicht sprach. Lemberg, das bedeutete die russische Invasion; Lemberg, das bedeutete, daß der Feind im Lande ist und seine harte Faust auf Gebiete gelegt hat, in denen kein Mensch lebt, den der Gedanke, unter die Räder der zarischen Herrschaft zu geraten, nicht im Innern erbeben gemacht hätte. Deshalb leuchtet die Befreiung Lembergs in die Herzen und verbreitet Freude ringsum im Lande. Denn sie reicht uns die Gewißheit, daß die russische Gefahr, die über uns ihre schwarzen Schatten warf, gebrochen ist und der frevlerische Gedanke, die

Zarenmacht und den Zarengeist weit nach Europa vorzuschieben, seine Erfüllung niemals finden wird.

Mehr als zehn Monate währt nun das furchtbar-entsetzliche Ringen, und was die galizische Erde in diesem Jahre des Schreckens an Blut getrunken hat, das zu fassen geht über alle menschliche Vorstellung hinaus. Blut unserer Brüder und Söhne, Blut in Strömen des Gegners: nie, seit die Menschheit ihre Geschichte verzeichnet, ist auf einem begrenzten Raume derart geopfert worden, wie es in Galizien fast Tag um Tag seit dem Tage geschah, da die Heere dort im Kriegsbeginn zusammenstießen. Und die stolze Genugtuung, daß es unseren Helden im Felde gelungen ist, über die ungeheuren Scharen, die aus dem russischen Riesenreich zusammengezogen wurden, um sich auf das galizische Land zu stürzen, den Sieg zu erringen, die ist unschätzbare, von der nie zu bannenden Wehmut um die unermesslichen Opfer, die dafür nötig geworden sind, von dem Schmerze um all das kostbare Blut, das dort in Strömen geflossen ist. Deshalb drängt sich aus jedem fühlenden Herzen der heiße Wunsch hervor, die Niederlage der eingedrungenen russischen Heere möge eine so vollständige, eine so durchgreifende werden, daß dem russischen Despoten nicht nur die Lust, sondern auch die Möglichkeit der Fortführung des Krieges gänzlich entswinde. Denn was könnten wir den Tapferen, die diese zehn Kriegsmomente in einem kraftvollen Heldentum durchgehalten haben, Schöneres bieten als den Frieden; was könnte herrlicherer Lohn ihrer Leistung sein, als wenn wir sie, bekränzt mit dem Lorbeer des Sieges, grüßen könnten in unserer Mitte? Vielleicht dämmert an dem blutigen Horizont der Strahl, der mit dem Siege über Rußland den Frieden kündigt; vielleicht ist die Eroberung der Stadt, deren Verlust für uns den härtesten Augenblick des Krieges

bedeutete, die Tat schon, die die Befreiung auch von der Notwendigkeit des Krieges verkündet. Dann wollen wir die Zimbeln schlagen und in tiefem Atemzug die Freude genießen, die die Loslösung von dem Druke des Krieges in alle Herzen träufeln wird.

Die Kriegsgeschichte wird nichts kennen, was sich der russischen Niederlage, die an dem ersten Mai begonnen und sich gleichsam naturnotwendig bis zu der Räumung Lembergs fortgesetzt hat, an die Seite stellen ließe. Wir können diese beispiellose Niederlage nur begreifen, wenn wir uns in die seelische Verfassung des russischen Soldaten hineinversetzen, dieses Soldaten, der diesen verbrecherisch-zwecklosen Krieg nicht begreift und des Opfern für die sinnlosen Eroberungsgelüste der Herrschenden, der Macht- und Prestigebedürfnisse einer Politik, die kein Maß und Ziel kennt, längst überdrüssig und darum als Werkzeug ihrer unfähig geworden ist. Eine geraume Zeit mag die geistige Unterordnung der Namenlosen vorhalten; aber nun richtet sich der einzelne Soldat gleichsam innerlich auf, häumt sich auf gegen das ewige Morden und die Schranke bricht zusammen, die ihn an die Idee der Armee fesselt: darum wird dann der Widerstand schwächer, bis er gleichsam ganz zusammenbricht. So ist die russische Niederlage nicht bloß eine militärische Tatsache, sie ist auch der Zusammenbruch des zarischen Despotismus, der die geistige und seelische Knechtung der Millionen und Millionen von „Untertanen“ bedingt und auf ihr das Gebäude seiner grenzenlosen Herrschaft aufbauen will. Darum ist die militärische Niederlage Rußlands eine Hoffnung auch der Völker in Rußland, und der Tag, der jenes gewissenlose Herrschaftssystem, das die Menschheit als den Zarismus kennt, zu Boden stürzt, ist ein Tag, den die ringende Menschheit allimmer zu den gewonnenen zählen wird.

Lemberg wieder unser.

Lemberg wieder erobert! Der Auf der Freude, des Jubels, des Sieges trägt diese Nachricht nach allen Gauen des Reiches. Was mit der Schlacht bei Gorlice-Tarnow, jenem unvergleichlichen, die Schicksale im Osten wendenden Siege begonnen worden, hat nun nach einer ununterbrochenen Reihe von Erfolgen mit der Einnahme von Lemberg seine Krönung gefunden: die Hauptstadt Galiziens ist wieder unser,

die letzten Teile Ostgaliziens stehen vor der Befreiung, in nichts sinkt zusammen der Erfolg der Millionenopfer der russischen Offensive. Doch die Wiedereroberung Lembergs ist kein galizisches Ereignis, auch kein Ereignis, das allein in dem Kampfe auf dem östlichen Kriegsschauplatz entscheidet: über alle Kampfplätze des weltumspannenden Krieges erhebt sich lodernnd dieses Feuerzeichen des Sieges. Auf die russische Kraft, auf die russische Zahl, auf die unerschöpflichen Massen der Völker und Krieger des Zaren war dieses Weltkrieges Rechnung gestellt und Rußland auch der einzige unter den Staaten des Biververbandes, der auf ernsthafteste militärische Erfolge hinweisen konnte. Als nach der Lemberger Schlacht, im September des vergangenen Jahres, die galizische Landeshauptstadt geräumt werden mußte, da nahmen England und Frankreich dies als Bestätigung der langgehegten Hoffnungen, in kurzer Frist die Centralmächte niederzuwerfen zu können. Die Russen in Lemberg, das schien die sichere Anweisung zu sein auf den unabweislichen Einmarsch der Kriegshorden des Zaren in Wien und

Berlin, die unwiderstehliche Dampfwalze des Zarenheeres sollte die beiden Centralmächte glatt zu Boden drücken, zu den Füßen des Länderverteilungssyndikats.

Es kam anders. Zwischen jenem 3. September, da Lemberg in die Hände der Russen fiel, und dem 22. Juni, da sich siegreich wieder unsere Fahne über der Stadt erhebt, rollt sich ab die gewaltige Epopöe der furchtbarsten Kämpfe, von denen die Geschichte zu erzählen weiß. Aus einem Meer von Blut hat sich der Sieg erhoben, aber nun ist es wirklich und wahrhaftig der Sieg. Die Staaten des Biververbandes können seinen helltönenden Ruf nicht überhören. Auf die Gemüter der Menschen wirkt, was sich verständlich ihrer Phantasie, anschaulich ihrem inneren Gesicht nähert: die Kühnheit, in einer Kette beispielloser Siege verlaufende Offensive in Galizien mit ihrer genialen operativen Anlage und ihrer musterhaft genauen und rücksichtslos tapferen Durchführung war ein Geschlecht von Taten, das sich dem prüfenden Blick nur entwirrte und über das Lüge und Beschönigung ihre Nebel breiten konnten. An bestimmte Namen, an Raumgewinn hält sich das Denken der Allgemeinheit, und wie die Wiedereroberung Przemyssls in Frankreich und England eine Ahnung des Geschehens in Galizien aufschimmern ließ, so zieht jetzt der Fall von Lemberg den Vorhang hinweg und zeigt die Größe und die zermalnende Wucht der russischen Niederlage in voller Wahrheit. Alle Vertuschungskünste müssen schweigen, der Name Lemberg verschleucht das Gaukelspiel wohlfristeter Kriegsberichte und trostreich beschönigender Darstellungen der Presse.

Uns aber, die wir mit vollem Bewußtsein, Schritt für Schritt folgend, die Ereignisse dieser letzten sieben großen Wochen in Staunen und Bewunderung haben sich gestalten sehen, ruft die Kunde von Lembergs Wiedereroberung mit den Gefühlen heller Freude und stolzen Triumphs zugleich Erinnerungen voll Ernst und Schwere heraus. Es war am 2. September des vorigen Jahres, da erschien jener Tagesbericht, dessen Schlusssätze sich tief in die Seele senkten und in ihr nachhallten monatelang. „In Ostgalizien“ so hieß es im deutungsvollen Ernste, „ist Lemberg noch in unserem Besitz. Gleichwohl ist dort die Lage gegenüber stark überlegenem russischen Vorstoß sehr schwierig.“ Diese Worte kündeten ein Schicksal an, das sich am nächsten Tage vollzog. Unser Heer räumte die Stadt, entsprechend dem in der Nacht zwischen dem zweiten und dritten gegebenen Befehl. Es hätte nach dem Ausgang der Kämpfe

östlich von Lemberg keinen Zweck gehabt, die schöne, vollreiche, nur durch schwache Feldbefestigungen auf den beherrschenden Höhen geschützte Stadt den Greueln einer Beschießung und Erstürmung preiszugeben. Aber der Verlust Lembergs bedeutete zugleich den Verlust Ostgaliziens, der Druck der russischen Uebermacht, zur vollen Wucht gesammelt, fand in dieser Eroberung seinen Ausdruck. Doch war es nicht der Vorteil der Zahl allein. Die russische Armee, deren gegen Lemberg gerichteten Teil Zwanow trefflich führte, verfügte über eine gewaltige Ueberzahl an artilleristischen Mitteln und die artilleristische Ueberlegenheit der Russen im ersten Abschnitt des Krieges hat wesentlich zu dem Erfolg beigetragen — nicht minder auch die im Japanischen Kriege erworbene Fertigkeit, das Gelände auszunützen, durch rasch ausgeführte Schanzarbeit zu verstärken. Niemand konnte leugnen: ein nicht nur der Zahl, sondern auch der Beschaffenheit seiner Truppen nach furchtbarer Gegner drängte da im Osten gegen die Karpathentore Ungarns. An heldenmütigem Angriffsgeist übertrifft nichts die Kämpfe, in denen sich die österreichisch-ungarischen Truppen in der Schlacht östlich von Lemberg gegen den russischen Ansturm gewehrt. Sie wichen erst, als sie unter dem russischen Artillerie- und Infanteriefener zu Schlacken ausgebrannt waren. Und doch verstand es die russische Führung durch Verschiebung der Kräfte die österreichischen Siege bei Komarow und Krasnit nach dem Vorstoß gegen Lemberg unwirksam zu machen. Damit begann der große Kampf im Osten.

So düster und ernst er begann, so heiß und mühsam und schwer setzte er sich monatelang fort. Wie oft haben — nie dürfen wir es aus dem Gedächtnis verlieren — nur höchste Kühnheit der Truppen, äußerste Aufopferung und hohes Genie der operativen Leistung, wenn es wieder zu unseren Ungunsten sich neigen wollte, das

Schicksal dennoch gewendet. Die Schlacht von Lemberg und die Winterschlacht in den Masuren, der meisterhaft durchgeführte Rückzug Hindenburgs und Danzls von Warschau und Zwangorod, der kühne Entschluß unserer Heeresleitung, nach diesem Rückzug die Kräfte nach Westen zu verschieben und im Bunde mit Hindenburg, sei es auch um den Preis von halb Westgalizien, den in Kongresspolen sich vordringenden ungeheuren russischen Massen eine Kette vorzulegen, die Siege von Lodz und Limanowa, Siege, errungen in Augenblicken höchster Gefahr und Bedrängnis, endlich der beispiellos zähe, blutige, monatelange Widerstand der österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen in den Karpathen, diese höchste Leistung menschlicher Ausdauer im Ringen mit den schrecklichsten Unbilden der Witterung und mit dem furchtbarsten Drängen der Uebermacht: das war die lange Kette der Taten, die hinüberführte bis zu dem glückbringenden Tage, da Mackensen bei Gorlice, die erzherzogliche Armee bei Tarnow die russische Front zerschlugen. Von jenem Tage an steigt unser Schicksal im Osten leuchtend auf. Aber es ist emporgestiegen aus einem Ringen, in dem nur höchste Kraft des Geistes und des Mutes die wieder und wieder drohende Gefahr des Unterganges beschwören konnte.

Das ist dieses Tages Feier und Größe, das ist des Lemberger Sieges hellstes Licht, daß wir heute zurückblicken dürfen auf die dunklen Abgründe, an denen wir vorbeigewandelt, ohne vom Grauen ergriffen zu werden; denn wir haben übermunden und der Schrecken der russischen Uebermacht hat sich in Rückzug

Nr.:

TAG:

verwandelt. Es ist in diesem Augenblick, wo die eine große Tatsache völlig unser Denken und Empfinden ausfüllt, unmöglich, sei es die politische, sei es die strategische Tragweite der Wiedereroberung Lembergs abzumessen. Das aber ist gewiß, daß sich das ganze Denken und Planen der Russen, ihr Träumen und Hoffen, auf Ostgalizien eingestellt hat. Es waren nicht nur militärische Gründe, die schwere Verteidigbarkeit der galizischen Ostgrenze und die Möglichkeit, rasch aus dem Süden und Innern Rußlands gewaltige Heeresmassen gerade hierher zu werfen, was Galizien zum Ziel des Hauptstoßes machte. Es war vor allem der politische Zweck, den von Ukrainern bemohnten Teil Galiziens zu erobern und damit den Bestrebungen der Russifizierungspolitik zu unterwerfen, und fernerhin der Zweck, von hier aus den Einfluß ausstrahlen zu lassen über den Balkan. In der ukrainischen und in der Balkanfrage hatte Rußland seine Kriegsziele. Und danach ermessen man die Bedeutung eines Erfolges, der beide Ziele zugleich den Russen aus der Sicht entrückt und sie nach dem Verlust von mehr als drei Millionen Menschen dorthin zurückschleudert, wo sie am Anfang standen! Wir wissen wenig oder fast gar nichts, was verbürgt wäre, über die inneren Vorgänge in Rußland, aber ahnen läßt sich wohl, welche erschütternde Wirkung die Botschaft von dem Falle Lembergs allüberall in der russischen Volksseele hervorrufen muß.

Nicht kampfslos geräumt wurde Lemberg. Zum Widerstand war es ja von den Russen durch gewaltige Feldbefestigungen eingerichtet, und die Truppen unserer zweiten Armee mußten erst einen Teil dieser Befestigungen bewältigen, bevor die Russen die Stadt aufgaben. Zugleich hat im Norden der Stadt die Armee Mackensen durch die Eroberung der Höhen westlich von Kulikow weiter vorgegriffen und so geht stürmend in fast atemlosem Tempo diese Offensive im Norden Galiziens weiter. Noch halten sich die Russen am Dnestr. Allein, je weiter im Norden die Armeen Mackensens und Böhm-Ermollis vordringen, um so gefährdeter wird die Dnestrstellung; und das zähe Sichfestklammern in der Verteidigung und nicht anders solche Verteidigungsversuche, wie sie in Lemberg angestellt wurden, haben zum Teil nur Zweck und Art von Nachhutkämpfen, die bestimmt sind, der Hauptmacht der Armee mit ihrem Train den Rückzug zu ermöglichen.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 172.

TAG: 23. 6. 1915/14

Die Siegesfreude in Wien. Als gestern abend in der Bevölkerung die Zurlideroßerung Lembergs bekannt wurde, strömten viele Hunderte von Menschen in die Stadt, vornehmlich zum Kriegsministerium. Je mehr der Abend fortschritt, um so dichter wurde die Menge, die sich vor dem Kriegsministerium angesammelt hatte, und um so lauter wurden die Freudentöne. Wiederholt bildeten sich dickezüge, denen Fahnen vorangetragen wurden und die vom Kriegsministerium weg über den Ring marschierten, um dann wieder, bedeutend größer geworden, zum Kriegsministerium zurückzukehren. Fortwährend waren begeisterte Hochrufe auf die verbündeten Armeen und Gesänge zu hören. In der Menge, die schließlich auf Tausende angewachsen war, sah man eine große Zahl von galizischen Flüchtlingen, die immer wieder ihrer Freude über die Wiederoberung Lembergs und ihrer Hoffnung, vielleicht bald wieder in die Heimat zurückkehren zu können, Ausdruck gaben. Die begeisterten Kundgebungen dauerten bis in die Nacht. — Der Bürgermeister hat verfügt, daß am Donnerstag in allen Volks- und Bürgerschulen Wiens die Kinder versammelt und ihnen die herrliche Waffentat unserer verbündeten Armeen sowie ihre bedeutungsvollen Wirkungen von den Lehrern dargestellt werden. Der Tag ist sodann schulfrei.

Fürwell, Muth.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 172.

TAG: 23. 6. 1915/5

Lager im Walde.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Fürwell.)

Staudwile, Mitte Juni.

Aus dem Waldgebiet südlich von Szawle steigen langsam mächtige Rauchwolken empor, dicht und schwer. Wie eine gewaltige Decke liegen sie auf dem dunklen Nadelbett. Wie man uns erklärt, haben die Russen den Waldbrand angelegt, um ein Durchstoßen der deutschen Truppen zu verhindern, aber der Erfolg lohnte nicht die Mühe. Obwohl das Feuer an verschiedenen Stellen gierige Flammen emporzungen ließ, errichtete es doch nicht eine die Operationen der Deutschen erheblich hindernde Brandmauer. Die saftigen Kiefern setzten den Angriffen der aus dem trockenen Laub und Gras herauflebenden Flammen zu starkem Widerstand entgegen. Nur verdorrtes Unterholz und abgestorbene Bäume gaben dem Feuer Nahrung. Deslich von Staudwile schlugen aus einem größeren Bestand von halbvertrockneten Bäumen mächtige Flammen durch die Rauchwolken hinaus. In der Nähe dieses Waldteiles trafen wir den Kommandeur der ... in Begleitung eines Offiziers, der aus seinen praktischen Kenntnissen als Forstmann Ratsschläge zur Eingrenzung des Waldbrandes gab.

Nichts ist so schlimm, daß es nicht auch seine guten Seiten hätte. So auch in diesem Falle. Die Holzhütten in dieser Gegend reizen nicht als Quartiere. Besonders jetzt im Sommer nicht. Der Wald bietet ein viel besseres Nachtlager. Nur die Mücken machen sich unangenehm bemerkbar. Gegen diese Plage versprach der das Gehölz durchziehende Rauch guten Schutz. Also hinein in den Wald. Da auf einmal geht ein Getöse los, geradeso, als hätte ein Regiment Infanterie ein wütendes, unregelmäßiges Feuer eröffnet. Aber kein Ruffe war in der Nähe. Es hatte bloß das Feuer im Walde zurückgelassene Patronen zur Entzündung gebracht. Ungefähr eine halbe Stunde lang dauert die Knallerei, dann wird es still und ruhig. Wir suchen ein geeignetes Plätzchen, machen das Nachtlager zurecht. Aber bald läßt uns Kanonendonner wieder aufspringen. Hauptmann B. zeigt in die Höhe, ganz hoch oben sehen wir die bekannten charakteristischen Schrapnellwölkchen — eins, zwei, drei, immer noch mehr tauchen auf, und die Kanonen donnern weiter. Nun bemerken wir auch das Schußziel — ein Flieger ist's. Zwar erreichen ihn die Geschosse nicht, aber er hält es doch für geraten, sich schleunigst zu entfernen. Bereits ist er unseren Augen entschwunden, hoch droben stehen noch immer die ganz langsam zerfließenden Schrapnellwölkchen. Unser Führer begibt sich zum Stabsquartier, um Erkundigungen einzuholen. Wir anderen besitzen die Zeit, um das Waldlagerleben etwas anzuschauen. Sie und da brennen noch kleine Feuerchen, an welchen die Soldaten noch etwas Abendbrot zubereiten. Im Waldessaum grasen Pferde, in das Gehölz hineingeschoben sieht man allerlei Nachtlager; improvisierte Holzhütchen, Zeltbauten und Lager ohne Bedachung. Nur wenige Soldaten hatten sich bereits zur Ruhe hingestreckt, einige lustwandeln oder nahmen ein Bad in dem Bach, der sich durch das vorgelagerte Wiesengelände schlängelte, andere lagen plaudernd in kleinen Gruppen zusammen oder ergötzen sich beim Kartenspiel. An mehreren Stellen drangen aus dem Walde Harmonikatöne und die Melodien von Soldatenliedern zu uns herüber. Ein alter Landwehrmann baskelt an seinem Wagen herum, ein ganz junger Infanterist versucht noch im Dämmerlicht einen Brief zu

schreiben, er sitzt auf dem Boden, eine Kiste dient als Schreibtisch. Zwei härtige Männer betrachten sinnend eine Gräberreihe und stoßen aus ihren kurzen Pfeifen kräftige Tabakwolken in die Luft. Ihre besondere Aufmerksamkeit nehmen zwei augenscheinlich mit großer Liebe geschmückte Gräber in Anspruch. Zwei Russen liegen hier begraben. Der eine Hügel ist sauber und glatt abgestrichen mit weißem Sand, von dem sich ein aus schwarzen Steinchen geschnittenes russisches Kreuz scharf abhebt; auf dem Holzkreuz hängt eine russische Soldatenmütze, auf dem Querholz steht ein schreiend buntes Heiligenbild. Das zweite Grab ist rundum durch in den Boden gesteckte Fichtenzapfen abgegrenzt, neben dem sauber geglätteten Holzkreuz steht ein aus vergoldetem Metall gepreßtes und auf eine Holztafel aufgezogenes Heiligenbild. Die Mitte des Hügel's schmückt noch ein aus Fichtenzapfen gebildetes Kreuz. Die mit Bleistift auf die

Holzkreuze getrigelten russischen Buchstaben kann niemand entziffern.

Hauptmann B. kommt mit der Nachricht zurück, daß wir auf das Waldnachtlager verzichten müssen, wir sollen alarmbereit bleiben und unser Nachtquartier im Walde an der Straße nach Szawle aufschlagen. Zurück geht's über einen furchtbar staubigen Waldsandweg. Nach einer Viertelstunde ist der uns angewiesene Platz erreicht. Am Waldrand auf der anderen Seite des Weges hat ein soeben angekommener Nachschub von Infanterie Quartier bezogen. Es sind mehrere Kompagnien, viele von der Mannschaft, die in drei Tagen mehr als hundert Kilometer zurücklegte, kommen zum erstenmal ins Feuer — vielleicht schon morgen. Gegen 10 Uhr verlöschen überall die Lagerfeuer; die Soldaten hüllen sich in ihre Decken, der Tornister dient als Kopfpolster. Noch eine halbe Stunde lang hört man im Vorbeiwandern an einigen Stellen noch flüsternde Unterhaltung, dann wird es ganz still. Stumm schreiten die Wachtposten auf und ab. Nun suchen auch wir das Lager auf; einige legen sich im Walde nieder, andere machen es sich nach Möglichkeit im Wagen bequem. Aber an Schlaf war kaum zu denken; auch an das Quartier im Freien muß man sich erst gewöhnen. Obwohl uns die Hitze am Tage fast unerträglich dünkte, abends gegen 11 Uhr wurde es merklich kühl; wer nicht mit einer Decke ausgerüstet war, froh sehr. Um 1/3 Uhr morgens schlief im Waldpressequartier nur noch ein verbündeter Ausländer; ein ganz fleißiger Tabakvernichter suchte schon nach seiner Zigarettkiste, andere machten im Dauerlauf die etwas steif gewordenen Glieder wieder geschmeidig. Plötzlich rief jemand: „Man kann schon photographieren!“ Um 5 Uhr stand vor unserem Wagen auf einem richtigen Tische dampfender Thee und Kaffee. Nach dem Frühstück, das sich ziemlich lange hinzog, wurde Kriegsrat gehalten und beschlossen, vorläufig abzuwarten, Nachrichten aus dem Stabsquartier einzuholen. Um 7 Uhr mußten unsere Nachbarn von der anderen Seite des Weges zu einem Appell antreten; es gab einige Instruktionen, dann konnten die Leute wieder abtreten und die Zeit nach Gutdünken totschlagen. Eine große Anzahl von ihnen begab sich ins Freibad auf einer angrenzenden Wiese, durch die sich ein kleines Flüsschen hinschlängelte. Hier konnte man ungeniert Licht-, Luft-, Sonnen- und Wasserbäder genießen. Einige Soldaten nahmen die unterbrochene Beschäftigung des Frühstückens wieder auf, andere kramten in ihren Tornistern herum, einige schwelgten in der Lektüre der letzten Zeitungen aus dem vorigen Monat, manche schrieben Grüße an ihre Anahdriaen, die man

zu schnellerer Beförderung, als sie der normale Feldpostweg versprach, vertrauensvoll einem unserer Wagenführer übergab. Auf dem Stamme einer gefällten Birke fixen zwei Soldaten, emsig die Rinde abschälend. Sie schneiden daraus rechteckige Blätter in der Größe von ungefähr 10 zu 15 Zentimeter, dann verdünnen sie die Blätter durch Abschälen so lange, bis sie geschmeidig und süßsam genug erscheinen. Ich frage nach dem Zweck der Arbeit. „Wir machen Feldpostkarten!“ lautet die Antwort. Einer der Fleißigen hat bereits ein ganzes Päckchen davon in seinem Notizbuch liegen. Schon hole ich mein Messer heraus, um mir ebenfalls einige der originellen Postkarten anzufertigen, da ruft mich der Beginn einer heftigen Kanonade aus der in unserer Nähe aufgestellten Batterie schwerer Geschütze zu unserem Standort zurück. Hier hörte ich allerdings, daß der vorbereitete Sturm auf S. noch nicht beginne, er heute überhaupt wohl kaum zu erwarten sei.

Bei der Rückfahrt zum Pressequartier bekam ich ein Bild von den Schwierigkeiten, die um fünfzig bis hundert Kilometer vor unsere Eisenbahnlinien hinausgeschobene Front mit all ihrem Bedarf zu versorgen. Jeder Schuß aus einem der schweren Geschütze erfordert unter Umständen einige Pferdearbeitstage. Es soll aber nicht nur Munition herangeschaft werden, den größten Teil der Lebensmittel für die Truppen sowie des Futters für die Pferde müssen die Gespanne ebenfalls zur Front bringen. Auf die Gespanne entfällt die Hauptarbeitsleistung trotz der Heranziehung einer großen Zahl von Lastautomobilen. Für den Verwundetentransport werden die Pferdegespanne ebenfalls stark in Anspruch genommen. Kein Wunder daher, daß die Wege von der deutschen Grenze bis zu den verschiedenen Punkten der Front von Kolonnen nicht leer werden. Oft bilden die hintereinander herziehenden Wagen mehrere Kilometer lange Ketten. Und diese Riesenschlangen winden sich hin und her, zur Front und wieder zurück, immerzu, Tag und Nacht, bei jeder Witterung. Auch hier wird — daheim wenig beachtet und gewürdigt — ein Stück organisierter Arbeit geleistet, die von größter Bedeutung für die Entscheidungen auf den Kampffeldern ist. Würde der Train mit all seinem Drum und Dran versagen so, könnte die tüchtigste Infanterie, die allerbeste Artillerie wenig leisten, sie wäre dem Feinde gegenüber wehr- und machtlos. Ueberhaupt kann aus dem vielgestaltigen Kriegsgorganismus kein Teilchen herausgenommen, keines außer Betrieb gesetzt werden, ohne die ganze Maschinerie empfindlich zu stören. Ein Teil ist immer nur wertvoll und unentbehrlich, wenn alle anderen Teile ihm dienstbar sind. An jedem Erfolg hat jeder Mitwirkende im Gesamtrahmen seinen Anteil.

Der Lemberger Sieg.

Die Wiedereroberung von Lemberg, diese krönende Waffentat der galizischen Offensive, ist vor allem ein politisches Ereignis höchsten Ranges. Denn allen sichtbar und verständlich widerlegt sie die Beweggründe, aus denen dieser Krieg entsprungen und der Bierverband, die Geschäftsvereinigung des Weltkrieges, entstanden ist. Zugrunde lagen dem Verband und seinem Kriege die Hoffnungen auf den Zerfall Oesterreich-Ungarns, auf die Zerreibbarkeit Deutschlands, und wie unfreiwilliger Humor klingen in diese Tage des Sieges die Aufteilungspläne und Zerstücklungsphantasien hinein, an denen sich zu erlaben namentlich die französischen Politiker bis zum heutigen Tage noch nicht müde geworden sind. Aber der Lemberger Erfolg drückt es nur am deutlichsten aus, was das Bezeichnende und, wenn man genauer zusieht, kaum Begreifliche im Verlauf dieses Krieges ist. Gegen die beiden Zentralmächte stehen die vier übrigen Großmächte Europas, steht eine asiatische Großmacht, stehen die gewaltigen Kolonialreiche, die den Bierverbandsstaaten zugehören. Es ist, die Einwohnerzahlen erwogen und die beherrschten Flächenräume verglichen, eine Uebermacht, die ans Komische grenzt. Wer auf der Weltkarte die beiden kleinen Fleckchen, in denen sich die zwei mitteleuropäischen Staaten darstellen, entgegenhält gegen das englische, russische und französische Gebiet, dem wird so recht aus der rein geographischen Wahrnehmung anschaulich, daß hier ein Krieg ohnegleichen geführt wird. Und es handelt sich keineswegs auf der Seite der Bierverbandsmächte um bloße Zahlen und leere Räume. In Europa allein stehen die Bierverbandsstaaten mit 250 Millionen Einwohnern gegen die 120 Millionen der Zentralstaaten, und in den Bierverband ist eingeschlossen Rußland, das vor dem Kriege als das Land des zahlreichsten, Frankreich, das als das Land des zweizahlreichsten Heeres galt, ist eingeschlossen England, dessen Flotte an Zahl und Kampfstärke der Einheiten Deutschland und Oesterreich zusammen um das Doppelte übertrifft. Ward jemals unter solcher Gunst der Bedingungen ein Krieg geführt?

Und doch bisher, wenn man von einzelnen Erfolgen der russischen Waffen absieht, ein völliges Versagen des Bierverbandes an allen Fronten, auf allen Kampfplätzen, in allen drei Reichen, in denen der moderne Krieg geführt wird, zu Wasser, zu Lande und in der Luft. England beherrscht die Meere, hat dem deutschen und auch dem österreichischen Seehandel vom ersten Kriegstage an alle Wege gesperret. Aber die deutschen Unterseeboote behaupten die Uebergewalt in der Nordsee und in den englischen Gewässern, die österreichisch-ungarischen in der Adria, und deutsche Tauchboote fahren lustig um Frankreich und Spanien herum durchs Mittelmeer nach dem Hellespont und senden dort ein englisches Panzer-

schiff nach dem anderen zum Grunde des Meeres hinab. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, nächst England und Rußland der gewaltigste Staat der Erde, haben sich dem Bierverband so gut wie angeschlossen, nehmen an dem Geschäft als Lieferanten fleißig und gewinnbringend teil. Doch wiewohl das Land der entwickeltesten Stahlindustrie die Munitionslieferung für England und Frankreich übernommen hat, um die Lücken in der Leistung seiner Halbverbündeten zu füllen, jammert England nach wie vor über Munitionsmangel und schreibt diesem die Erfolglosigkeit der blutigen Kämpfe in Flandern zu. Italien hat das volle Gewicht seines Millionenheeres in die Waagschale der Bierverbandsmächte geworfen und mit schamlosem Verrat die Verbündeten im Rücken überfallen. Es hat Oesterreich-Ungarn an seiner Südgrenze angepakt im zehnten Monat des Krieges, als das Kraftaufgebot und der Kräfteverbrauch in dem weltgeschichtlichen Ringen in Galizien am höchsten waren, und einen dritten

Kriegschauplatz zu den zweien gefügt, auf denen fast ein Jahr nun schon das Blut unserer Truppen fließt. Doch wiewohl zwischen dem Tage des offen angesagten Treubruches und heute genau ein Monat vergangen ist, weiß der italienische Kriegsbericht auch nicht das winzigste erfolgreiche Scharmüchel zu melden und steht unbeweglich an der Grenze festgebammt. Dennoch, wie viel Kräfte bindet auch er und wie würde ohne diesen Treubruch erst der Siegeslauf in Galizien rasch und schwingvoll dahingegangen sein!

Auf den inneren Verfall der Zentralmächte war die Rechnung des Bierverbandes gestellt und auf die Hoffnung, sie auszuhungern. Allein heute stehen wir knapp vor der neuen Ernte und England, dem Argentinien, Indien, Ägypten, Kanada, die Vereinigten Staaten ihre Bodenschätze zusenden, hat dank den deutschen Unterseebooten größere Marktverlegenheiten als die Zentralmächte, deren wirtschaftliche Rüstung die Probe des Krieges ebenso bestanden hat wie ihre militärische. Hervé aber jammert aus der Seele des um seine Revanchehoffnungen hangenden Frankreich: von all den Enttäuschungen der letzten Wochen, wie sie die Niederlage der Russen in Galizien, das Mißlingen der Offensive bei Arras darstellten, sei die herbste und ernüchterndste, daß Deutschland jetzt zum Genuß des Weißbrottes übergehe. Es gibt Dinge, die man erlebt haben muß, um sie zu begreifen, so sehr widersprechen sie dem, was von Ueberlieferungen der Vergangenheit her als Vorurteile in uns allen gelebt hat. Wer hätte es jemals für denkbar gehalten, daß sich in diesem Kriege auf nahezu allen Gebieten die industrielle Ueberlegenheit der Zentralmächte kundgeben werde? Noch vor vierzig Jahren mußte man, um am Rhein ein Puddelwerk einzurichten, die Vormeister aus England holen; noch vor zwanzig Jahren wurden die meisten deutschen Schiffe in

England gebaut; in dem letzten Jahrzehnt erfüllte die französische Industrie mit dem Lärm der Erfolge ihrer Automobilisten und Flieger die Welt und galt bis zum Kriegsausbruch auch im Bau der Unterseeboote als führend. Heute bekennen England und Frankreich, daß sie den Leistungen der deutschen Waffenindustrie und der deutschen chemischen Industrie sogar mit amerikanischer Hilfe nichts Ebenbürtiges entgegenzustellen haben, während die österreichischen Werke, mit Krupp wetteifernd, den Deutschen in Belgien die furchtbaren Motorbatterien zu Hilfe senden konnten und neben die deutschen 42 Zentimeter-Mörser zuletzt auch noch österreichische 42 Zentimeter-Haubitzen gesetzt haben. Die Taten der deutschen Unterseeboote bilden das Heldenepos dieses Krieges, kühn und rühmlich stellen sich ihnen unsere Tauchboote in der Adria zur Seite. Aber was hat man bisher Erhebliches von französischen oder englischen Unterseebooten vernommen oder von italienischen, die doch alle reichlich ebensoviel Gelegenheit hatten, ihren Mut und ihre Geschicklichkeit zu betätigen? Wie lange haben die deutschen „Tauben“ allein die Luft beherrscht, bis endlich nach Monaten die französischen Flieger es ihnen nachzumachen begannen; und noch immer faulen die Propeller der deutschen Zeppeline durch die Lüfte ohne Wettbewerber.

Das Größte und das Staunlichste in diesem Kriege ist und bleibt jedoch das Ringen auf dem östlichen Kriegsschauplatz. Rußland allein verfügt über eine Volkszahl, die um dreißig Millionen die der zwei mitteleuropäischen Mächte übertrifft. Es hat in den letzten Jahren Tausende von Millionen ausgegeben, um ein Millionenheer zu schaffen, es hat dieses Millionenheer überraschend schnell an unsere Grenzen gebracht, trefflich bewaffnet und so gut geschult, wie noch nie ein russisches Heer geschult gewesen. Diesem unerwartet schnellen Auftreten seiner Macht in den Wochen des Kriegsbeginns verdankt es auch seine ersten Erfolge, die bisher die einzigen Erfolge des Vierverbandes geblieben sind. Nie war militärisch die Lage eines Staates günstiger, als sie sich Rußland in den ersten Monaten des Krieges darbot. Deutschland, mit seiner Hauptmacht im Westen gefesselt, Österreich-Ungarn auf einem zweiten Kriegsschauplatz beschäftigt und durch die zweifelhafte Haltung Italiens zum Wackhalten an einer dritten Grenze genötigt; ihnen gegenüber konnte das russische Heer seine volle und ungeteilte Kraft entfalten. Dabei

sind die deutschen und die österreichischen Ostgrenzen weit ausgedehnt und zum Teile äußerst ungünstig gestaltet. Was hat den Stoß ins Herz der beiden Zentralstaaten aufgehalten und die Gefahr, die drohend und drängend sich wiederholt näherte, immer wieder beschworen? Es war eine Reihe von Glücksfällen, wie sie das Talent überlegener Führung schafft, von glänzenden Schlachten und Siegen, von meisterhaften Vorstößen und Rückzügen, die das Unmögliche möglich machten; es war endlich eine zähe, durch keine Verluste, durch keine grausen Schrecken der Witterung zu erschütternde Defensive in den Karpathen, die den Gegner und seine Millionenheere zermürbte und so physisch und moralisch die Voraussetzung für die galizischen Siege schuf. Der Krieg im Osten spottet der engherzigen Lehren von den angeblich starren Formen moderner Strategie und Taktik; dieser Lehren, die aus dem Krieg ein bloßes Zahlenverhältnis der Menschen- und Munitionsmassen machen möchten. Er war alles und ist noch immer alles in einem: aus-

gräben in Kongreßpolen, geniale Umgehungsstrategie in Ostpreußen, wirftames und verwegenes Demonstrieren in Romno und Kurland, beispiellos großartiger, täglich in neuen Hilfsmitteln sich belebender und Neues in die Kriegsgeschichte hineinstellender Gebirgskrieg in den Karpathen und endlich in Galizien der Umsturz aller Lehren: Sieg auf Sieg in Frontalschlachten, Durchbruch nach Durchbrüchen. Im Osten hat man Rückzüge erlebt, die den Ruhm Xenophons und seiner Zehntausend in den Schatten stellen, und Raids, die an den amerikanischen Sezessionskrieg erinnern; Suworows und Kühns Taten sind in den Karpathen überboten worden und zum erstenmal haben die Eisenbahnen gezeigt, was sie nicht bloß als Zubringer des Krieges, sondern als sein taktisch-strategisches Bewegungsmittel zu leisten vermögen.

Die Wiedereroberung Lembergs faßt alles dies wie in einem Sinnbild zusammen. Daß der Erfolg errungen werden konnte in dem Augenblick, wo an der Süd- und Westgrenze drei Großstaaten in Defensive ferngehalten werden mußten und, alles in allem gerechnet, den Hauptteil der Streitkräfte der Zentralmächte fesseln, das ist an sich etwas so Außerordentliches, daß es der Unterstreichung und Betonung nicht bedarf. Darin spricht sich sieghaft und laut die ungebrochene Widerstandskraft des von einer Ueberzahl bedrängten und überfallenen Mitteleuropa aus. Wir haben gestegt. Nicht als ob uns dies übermütig oder leichtfertig machen sollte. Der nächste Tag wird genau so mühevoll und blutig wie der vorangehende sein, und die Gefahren zu bannen, die uns umdrohen, wird im militärischen wie im wirtschaftlichen Kampfe zu Lande und zu Wasser keinen Augenblick die Spannkraft nachlassen können. Dennoch durfte man am Tage dieses Sieges und seiner Feier einen Rückblick werfen auf das Geleistete. Geht doch aus diesem Rückblick zugleich als offenkundige Wahrheit hervor, daß die Absicht, die diesen Krieg geschaffen hat, der Plan, der dem Dreiverband die Entstehung gab, gescheitert ist. Gescheitert, was immer auch noch geschehe. Denn niederzwingen werden sie uns nicht; so überwältigen, wie sie es hofften, das wird ihnen nicht gelingen. Und darum ist dieser Krieg gerade im Sinne unserer Feinde seines Zweckes entblößt und aus dem Erfolg in Galizien erhebt sich laut die Mahnung des Friedens.

Tagesneuigkeiten.

* Die Freudentundgebungen in Wien. Die freudige Stimmung über die Eroberung von Lemberg war gestern auf allen Straßen wahrzunehmen. Die Stadt ist reich beslaggt. Vormittags gab es Umzüge der Schuljugend und abends war die Ringstraße, besonders der Stubenting, der Schauplatz der Kundgebungen. Zuerst kam vor das Kriegsministerium ein starker Zug jüdischer Flüchtlinge, der von den Zionisten veranstaltet war, später ein Zug der ruthenischen Flüchtlinge, an der Spitze marschierte Abgeordneter Dr. Trylowskyj, der auch vom Rabekty-Denkmal herab eine Rede hielt. Dann zogen wieder Schulkinder vorbei, die Tafeln mit Karikaturen trugen und Lieder sangen. Um 9 Uhr begann vor dem Kriegsministerium ein militärischer Zapfenstreich. Starke Abteilungen von acht Regimentern fanden sich mit ihren Musikkapellen und Fahnen ein. Als das Militär Aufstellung genommen hatte, hielt Bürgermeister Dr. Weiskirchner auf einem Balkon des festlich beleuchteten Palastes eine Ansprache an den Kriegsminister v. Krobattin. Dann wurden von den Militärcapellen verschiedene Hymnen und Lieder gespielt. Ununterbrochen hörte man Freuden- und Hochrufe. Vom Rabekty-Denkmal herab wurden Ansprachen gehalten, auch von Soldaten. Jede Form der Kundgebung weckte Begeisterung. Das Gebränge vor dem Kriegsministerium war so stark, daß minutenlang Hilferufe von Männern und Frauen zu hören waren; denn trotz starken Aufgebots von Wache zu Fuß und zu Pferd drängte die Menge stets nach vorn. Auch vor dem Albrechts-Denkmal kam es zu lauten Freudentundgebungen. Heute früh ist in der Stephanskirche ein Dankgottesdienst und an ihm schließt sich ein Guldbigungszug nach Schönbrunn.

Die Verlegenheiten der „Reichspost“.

Die Haltung Roms zu dem italienischen Kriege macht der „Reichspost“ schreckliche Verlegenheiten und es ist wirklich ergötzlich, sie bei ihren Vorkäufungs Bemühungen zu beobachten. So erzählt sie Dienstag ganz plötzlich, wer alles von den Verwandten des Papstes an dem Kriege gegen Oesterreich beteiligt ist. Dabei erfahren wir, daß ein Neffe des Papstes, der Sohn seines Bruders, „der junge Marchese della Chiesa, ein Jurist, als er eingezogen wurde, rasch noch in den Offizierskurs in Turin eintreten mußte, um nicht als einfacher Soldat dienen zu müssen“. Dies sei „bei allen Söhnen besserer Familien in Italien Sitte geworden“. Das Verständnis der „Reichspost“ für die Sitten „besserer Familien“ ist recht artig; vielleicht ist es aber doch

eine Sitte, von der der Bruch mehr ehrt als die Befolgung. Doch das interessiert uns weniger; die „Reichspost“ fügt aber hinzu: „Die Erzählung des „Corriere della Sera“, daß der Papst seine Schwester davon abbrachte, ihren Sohn zur Sanität zu schicken und ihm den Herzenswunsch zu gewähren, an die Front zu kommen, ist unmöglich, freie Erfindung.“ Wieso weiß das die „Reichspost“? Gegenüber anderen Meldungen aus Italien erklärt sie mit der ihr eigenen Sicherheit, man wisse in Lugano „von solchen Dingen genau so viel wie wir hier in Wien“, nämlich nichts. Woher weiß sie also, was zwischen dem Papst und seiner Schwester vorgegangen ist?

Dann rät sie uns, wir möchten, wenn wir eine Erklärung des Papstes über den Krieg zwischen Oesterreich und Italien verlangen, einfach den „Osservatore Romano“ vom Tage der italienischen Kriegserklärung in die Hand nehmen. Das möchten wir recht gern, denn wir sind überzeugt, darin über die Haltung des Papstes mancherlei zu vernehmen, was uns sehr interessieren würde. Leider geht das nicht, weil die italienischen Blätter seither in Oesterreich verboten sind; wir versprechen aber der „Reichspost“, darüber, wenn es geht, eine genaue Nachlese zu halten. Indessen wollen wir uns daran halten, was die „Reichspost“ in dem Papstblatt gelesen haben will. Dieses:

Noch am Pfingsttag, dem Tage der Kriegserklärung, während die Demonstranten ganz Rom terrorisierten, erklärte der Papst im Leitartikel des „Osservatore Romano“, daß der Krieg Italiens nur dann berechtigt wäre, wenn er ein Defensivkrieg wäre. Auch ein Offensivkrieg sei nur dann erlaubt, wenn er zur Verteidigung von nationalen Interessen unternommen werde, also auch eine eigentliche Verteidigung darstelle. Wenn beides für Italien nicht zutreffe, so werde auch dem Lande nicht die nötige moralische Einheit im Kampfe beschieden sein.

Was die „Reichspost“ so auslegt, als sei „also vom Papste in der klarsten Weise gegen das Unrecht protestiert worden“. In der klarsten Weise: alle Achtung vor der Dreistigkeit der „Reichspost“! Was sagt der Papst? Vor allem erkennt er auch einen Offensivkrieg an: was jedenfalls eine erstarrte Erweiterung der christlichen Berechtigungen des Krieges darstellt. Dann erkennt er die Berechtigung jener „nationalen Interessen“ an, die die „Reichspost“ sonst als „italienische Aspirationen“ ganz anders zu beurteilen pflegt. Sagt er aber, daß „beides“ für Italien nicht zutrifft? Mit keinem Worte; er sagt nur, wenn es nicht zutrifft, so wird dem Lande die „nötige

moralische Einheit“ fehlen. Er läßt also die Frage (bestenfalls!) unbeantwortet: und das will die „Reichspost“ dem frommen Wien als „klarsten Protest“ gegen den italienischen Krieg einreden. Aber das wird ihr in Wien niemand glauben!

Aus der trostlosen Verlegenheit, die ihr Rom bereitet, möchte sich die „Reichspost“ damit helfen, daß sie die — Freimaurer vorschreibt und die größte Aufregung darüber heuchelt, daß die Freimaurer in Oesterreich den italienischen keine Absage geschickt haben. Die Aufregung ist natürlich geheuchelt: weil nämlich die „Reichspost“ sehr gut weiß, daß die Freimaurerei in Oesterreich verboten ist und es schließlich zu viel verlangt wäre, daß die angeblichen Freimaurer mit ihrer Erklärung ihren ungeheuerlichen Bestand selbst deklarieren sollten. Und so nebenbei: Wo bleibt der Protest der österreichischen Bischöfe gegen das französische Schmähbuch? Doch auch das geht uns wenig an; nur haben wir herzlich gelächelt, als wir die Versicherung lasen, daß wir erstens der „allergetreueste Knecht Fridolin“ der „R. Fr. Pr.“ seien, und zweitens, daß wir uns einer Stimmungsmache für die Freimaurer bestreihen. Welche Stimmungsmache bekanntlich in der berühmten Eineinfälschung des Wortes „nur“ durch die „Reichspost“ besteht. Die unangenehmen Merikalen von Italien, Frankreich und Belgien werden jetzt von der „Reichspost“ schmählich verleugnet; sie habe außerhalb Deutschösterreich keine „Parteigenossen“! Nächstens wird sie auch das Zentrum verleugnen! Wir werden uns also doch entschließen müssen, die Berichte über den Eucharistischen Kongreß nachzulesen und der Welt zu erzählen, was die „Reichspost“ da an Weihrauch für die Herren Amette und Genossen verbrannt hat.

Der echte und der falsche Schützengraben.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Dr. Adolf Koester.)
Großes Hauptquartier, 16. Juni.

Nachdem in einigen deutschen Großstädten nunmehr leibhaftige Schützengräben gegen Eintrittsgeld gezeigt werden, können sich unsere Leute hier draußen, die liebevollen Schilderungen ihrer Gräben sparen. Es ist aber zu befürchten, daß jene schönen Modelle ebensowenig wirkliche Anschauung von dem furchtbaren Grabenkrieg des Westens verbreiten werden, als manche allzu humorvolle Feldpostschilderung es bis heute schon getan hat. Es entsprang sicher der unverwundlichen guten Laune und einer anerkanntenswerten schönen Absicht, wenn unsere Schützengräbler zur Beruhigung der Ihrigen die Gräben und das Leben in ihnen so humorvoll und friedlich als möglich darstellten. Aber durch diese Schilderungen hat sich allmählich eine Schützengrabenlegende herausgebildet, als ob der Dienst eine Art Spiel, zum mindesten eine fast harmlose Sache sei. Ich habe in letzter Zeit an der Front eine ganze Reihe von Stimmen gehört, die über diese Auffassung mit Recht entrüstet waren. Den Leuten hier draußen, die jeden Tag dem Tode ins Angesicht sehen, liegt jedes Geizen nach äußerem Lob und jede Art von Eifersucht fern. Aber schon im Hinblick auf die Tausende von toten Kameraden empört es sie, wenn in Couplets und Liedern, wenn sogar in Briefen an die Front vom Schützengrabenkrieg in diesem manchmal spielerischen, manchmal überhebenden Tone die Rede ist.

Als vor ein paar Wochen unsere Truppen vor Ypern zu einem neuen Sturmangriff ansetzten, da trafen sie — nach dreistündigem vorbereitenden Artilleriefeuer — auf einen vollbesetzten feindlichen Graben, in dem kein einziger lebender Mensch mehr lag. Einen halben Kilometer breit war der Graben gefüllt mit toten Soldaten, die tapfer ihre Pflicht getan hatten.

Als auf das verabredete Zeichen hin die Artillerie schwieg und unsere Leute mit Hurrageschrei gegen den feindlichen Graben rannten, da antwortete ihnen kein Laut. Totenstille umgab sie. Auch das ist Schützengrabendienst.

Was ist die höchste Pflicht im Schützengraben? Aushalten. Wenn das Trommelfeuer gegen den Graben beginnt, ist jedermann hier wehrlos und abgeschnitten. Er kann mit seiner Flinte nicht gegen 28 Zentimeter-Kanonen schießen, die zehn Kilometer von ihm entfernt stehen. Aber er kann auch nicht zurück. Er kann auch keine Hilfe von hinten bekommen. Durch einen unaussprechlichen Granatenregen gegen seine Zugangswege hat der Gegner ihn völlig isoliert. Seine einzige Pflicht ist: still zu sitzen und auszuhalten — eine Stunde, zwei Stunden, drei Stunden. Er weiß genau, daß der Feind auf jeden Meter seines Grabens hundert Granaten berechnet. Er sieht eine Wand, eine Brustwehr nach der anderen einstürzen. Dann fallen die ersten Kameraden. Die Verwundeten stöhnen. Hierhin kommt keine Hilfe. Der Mann preßt sich an die Grabenwand — als wollte er an der Erde zu Erde verschwinden — hilflos, tatenlos. Einer stürzt nach dem anderen — über den anderen. Maschinengewehre stehen verlassen. Unaufhörlich kracht es, heult es — Sand und Säcke, Holz und Menschen wirbeln in der Luft. Auch das ist Schützengrabendienst.

An dieser langen Front von Basel bis Zeebrügge tobt jeden Tag nicht überall ein solcher Kampf — gewiß. Aber wer will sagen, wo er morgen beginnt und übermorgen? Und *Moulin-sous-Louvent*? Monatlang schien der Krieg hier zu schlafen. Und plötzlich eines Tages ging die Hölle los. Heute hier, morgen dort. Alle Stille hier ist Stille vor dem Sturme.

Dieser Krieg wächst nach innen. Er wird immer schauerlicher — gerade, wo er scheinbar ruht, wie hier im Westen. Was für ein Kinderspiel waren die Artillerieduelle vom Dezember und November gegen das hundertfache Mörsergebrüll von heute! Auch der Grabenkrieg wächst. Vor einem halben Jahre staunte man, daß sich die Gegner auf 30 Meter gegenüber liegen. Heute sind Stellen nicht selten, wo zehn und fünf Meter Erde die Fronten trennen. Die Leute geben keine Ruhe — hüben und drüben. Immer tollkühner treiben sie Gräben und Quergräben vor — bis sie jenes schauerliche Mindestmaß erreicht haben. Schauerlich — denn das Leben in einem solchen Grabenstück ist auch bei tiefster Ruhe eine Hölle. Hier herrscht die gegenseitige Verdammnis zur Totenstille. Kein Laut darf ertönen. Jedes kleinste Geräusch wird mit einer Handgranate beantwortet. Warum? Es ist wie eine geheime Verabredung: Niemand will wissen, will merken, daß der andere da ist. Du lachst — du hämmerst — du singst ein Lied — der andere drüben ärgert sich und wirft dir vier Pfund Sprengstoff in deine Hütte. Du mußt still sein wie bei einer Kirchenfeier, du mußt flüstern und schleichen, du mußt jeden Augenblick denken, daß du jeden Augenblick zerrissen wirst. Auch das ist Dienst im Schützengraben.

Neulich hatte ich Gelegenheit, einen *Mine- und Handgranatenpark* zu besichtigen und einigen Versuchen mit neuen Handgranaten beizuwohnen. Auch da — was für ein Weg von unseren ersten schüchternen Herbstversuchen bis zu diesem „Museum des Todes“, wie es ein Wiener Kollege taufte. Aus den einfachsten Stoffen und Behältern werden die raffiniertesten Vernichtungsmittel. Und jeden Tag neue Entdeckungen und neue Experimente. Gerade waren ein paar englische „Neuigkeiten“ eingeliefert worden: harmlose diavandige Sodawasserflaschen, die, mit Pulver und Sprengstücken gefüllt, zu Handgranaten umgewandelt waren. Diese Handgranaten haben im Schützengrabenkampf allmählich eine ausschlaggebende Bedeutung gewonnen. Besonders da, wo die Gräben so nahe liegen, daß eine artilleristische Beschießung die eigenen Linien gefährden würde, treten sie in Aktion. Es gibt in jedem Abschnitt berühmte Werfer — denn auch das Granatenwerfen ist eine Kunst. Wo die Gräben im Zickzack und verschlungen laufen, wo man mit dem Gewehr nichts erreicht und mit dem Bajonett im Nachteil ist, da ist die geworfene Handgranate die einzige Waffe. Fast immer, wenn Franzosen, die sich in unserer ersten Grabenreihe festgesetzt haben, wieder vertrieben werden, geschieht das mit Hilfe der Handgranaten.

In jenem Schützengraben der Legende herrscht nachts eitel Ruhe und Frieden; nachdem die Handharmonika verklungen ist, begibt sich jeder auf sein weiches Lager — nur der Posten steht träumerisch am Ausgang des Grabens und hält treue Wacht. Im wirklichen Schützengraben ist gerade die Nacht erfüllt von harter Arbeit. Alles Graben und Schanzen, Ansteifen und Hämmern kann nur im Dunkel der Nacht geschehen. Da werden zunächst alle Stämme und Balken auf den tagsüber eingesehenen und beschossenen Zufahrtswegen herangeschafft. Dann beginnt die eigentliche Bauarbeit. Hier ist ein Grabenteil durch Regen eingestürzt, dort eine Deckung

durch einen Volltreffer zusammengeschoßen. Nach vorn soll eine Sappe getrieben, die Drahthindernisse sollen durch eine neue Reihe verstärkt werden. Das Unkraut zwischen den Gräben ist so hoch, daß zwei Mann nach draußen kommandiert werden, es abzuschneiden. All dies und hundert andere Arbeiten füllen die Nacht. Am Tage liegen die Strafen hinter der Front meist ruhig da. Erst des Nachts werden sie lebendig und die Nacht ist nicht friedlich. Eine schwer bespannte Kolonne zieht heran. Plötzlich schlägt eine feindliche Granate mitten zwischen den Reitpferden in den Boden und zerreißt Hof und Reiter. Eine Abteilung von vier Mann ist aus dem Graben geschickt, die Leiche eines Kameraden zu bergen, die seit drei Tagen drüben im gelben Rübenfeld liegt. Schon sind sie halb zurück, da flammt aus dem feindlichen Graben eine Leuchtugel auf. Der ganze Graben, jeder Mann, die ganze Patrouille — alles steht plötzlich wie ertappt in diesem grellen Lichte da. Und gleichzeitig geht ein Geknatter los von drüben — gegen die Patrouille, gegen alles, was sich blicken läßt. So sind die Nächte im vordersten Graben — es sind dunkle schwere Arbeitstage, und ohne daß eine regelrechte Schlacht wütete, sah mancher die Sonne untergehen, und als der Tag über den Gräben graute, war er kalt und tot.

Füller, Adolf.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 175.

TAG: 26. 6. 1915/59

An der Dubissa.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Düwel.)

Rossienie, 20. Juni.

Rossienie gehört als einer der wichtigsten Knotenpunkte westlich der Dubissa zu einem der heiß umstrittenen Plätze vor der vielbesprochenen Front, an der in den letzten Wochen sehr zahlreiche, verhältnismäßig zwar kleine, aber ungewöhnlich blutige Gefechte stattfanden. Soldaten, die vordem auf anderen Kriegsschauplätzen gekämpft haben, versichern, daß sie hier an der Dubissa das furchterlichste Hinmähren gegnerischer Kräfte, das entsetzlichste Gesehen haben. Die Leichen liegen wie ein Haufen auf dem Schlachtfeld; gerabes, als wären sie zu einer Barade dort hingelegt worden. Aber es sind die Körper der plötzlich im Feuer der Deutschen zusammengebrochenen, auf die gegnerischen Stellungen anstürmenden Russen. Und dieses Hinschlachten dauerte nicht einige Tage; seit Wochen kommt es fast täglich zu blutigen, opferreichen Gefechten. Selbstverständlich erheischen sie auch von uns Opfer; auch deutsches Blut fließt an der Dubissa. Aber ungleich größer ist der Einsatz der Russen. Und obwohl die russischen Heerführer längst erkannt haben müßten, daß die deutschen Hauptstellungen selbst bei einer vielfachen Ueberlegenheit an Kräften fast uneinnehmbar sind, schicken sie immer wieder Kolonnen in das vernichtende Feuer unserer Artillerie hinein. Man darf nicht übersehen, daß unsere eigentlichen Verteidigungsstellen oft ziemlich weit hinter der Kampffront zurückliegen. Die Hauptbefestigungen werden in dem für eine Verteidigung günstigsten Gelände angelegt. Wenn die Kampffront über diese Linie hinausgetragen wird, dann nicht zu dem Zweck eines weiteren Geländegewinnes, sondern in der Absicht, die gegnerischen Kräfte zu schwächen. Wie erfolgreich man dabei ist, beweisen die schrecklich große Zahl der auf den Schlachtfeldern zurückgelassenen Toten sowie die langen Bände der abtransportierten Verwundeten und Gefangenen. Ob die Grenze des besetzten Gebietes einige Kilometer weiter nach dem Osten vorgeückt wird oder nicht, das ist für Deutschland militärisch und politisch ziemlich gleichgültig; bei allen weiteren Aktionen kommt es, wie bemerkt, nur noch darauf an, den Gegner zu schlagen und ihn dadurch zu zwingen, wichtige Positionen zu räumen. Bei dem Stande der Dinge an der Dubissa könnten die Russen aller Voraussicht nach die Deutschen höchstens vorübergehend auf ihre meistens nur wenige Kilometer weiter westlich liegende Hauptverteidigungsstellung zurückdrängen; das aber nur unter schwersten Verlusten für sie selbst und nur an einzelnen Punkten. Ich habe in den letzten Wochen das Gebiet hinter der Kampflinie wiederholt befahren, beobachtet, wie die Verteidigungsstellungen immer stärker ausgebaut wurden, sah, daß die Vernichtungstechnik im Kriege selbst gewaltige Fortschritte gemacht hat, und halte ein Durchbrechen der Russen, ein nochmaliges Fußfassen russischer Truppen in Ostpreußen auch dann für ausgeschlossen, wenn sie eine den Deutschen drei- bis vierfach überlegene Macht ansetzen können und wenn sie über gut ausgebildete Soldaten verfügen, wovon aber wenigstens jetzt im allgemeinen keine Rede mehr sein kann. An nachhaltige militärische Erfolge glauben die Russen auch kaum selbst noch; gefangene russische Offiziere und einfache Soldaten erklären nun gewöhnlich, daß sie von einer gründlichen Niederlage Rußlands überzeugt seien. Nur selten noch hört man eine gegenteilige Meinung.

Wenn trotzdem an der Dubissa wie überhaupt an der Ostfront Stunde um Stunde russische Soldaten vorwärts getrieben werden, wenn sie in schauerlich großer Zahl zu Tode getroffen oder verwundet niedersinken, dann hat die russische Heeresleitung dabei wohl nur noch das Ziel im Auge, das eigene Volk in dem Glauben an russische Siegesmöglichkeiten zu erhalten.

Nachdem der Vorstoß der Russen aus Kowno über Szaki zusammengebrochen war, entwickelten sie eine verschärfte Offensive an der Dubissa. Die letzten Tage haben besonders blutige Zusammenstöße gebracht. Auf der Fahrt von Lilsit nach Rossienie begegnet uns auf der großen Stappenstraße über Staudwile und Kielm lange Bände

von Verwundeten und gefangenen Russen. Von deutschen Verwundeten erfahre ich, daß die letzten Kämpfe ungewöhnlich viel Opfer gefordert haben: „Die Russen fielen wie die Fliegen; aber auch wir mußten Blut lassen.“ — Die Straße hat sich in den zehn Tagen, seit ich sie zum letztenmal besuch, sehr zu ihrem Vorteil verändert. Damals mußten die Wagen noch an vielen Stellen im Zickzack fahren, um nicht in gefährliche Löcher hineinzufahren. Nun gleicht die Straße bis Kielm schon annähernd einem guten Landweg in Ostpreußen. Das will viel heißen. Die russische Chaussee, das heißt eine durch Straßen grundlosen Sandes unterbrochene Kette aneinandergereihter Löcher, die zudem durch Höhen und Schluchten führt, in eine ohne Gefahr zu benützende Straße zu verwandeln, das erfordert Unsummen von Arbeit. Die Straßenverbesserung erleichtert nicht nur den Verkehr der Kolonnen, die Munition, Lebensmittel, Proviant u. s. w. an die Front bringen, sie ist auch eine Wohltat für die Verwundeten, die nun nicht mehr auf entsetzlich holperigen Wegen durcheinandergerrüttelt werden. Selbstverständlich können auch die marschierenden Truppen auf guten Wegen besser vorwärtstommen als auf schlechten. Immer noch wird an der Verkehrsverbesserung gearbeitet. Die Militärverwaltung zieht dazu auch weibliche Arbeitskräfte heran und entlohnt sie mit 1 Mark 50 Pfennig für eine Arbeitsstunde. Vor Staudwile sah ich eine größere Zahl von vorwiegend jüngeren Litauerinnen mit der Schaufel hantieren. Sie lachten uns lustig an und als sich der Kriegsphotograph mit seinem Apparat aufpflanzte, machten sie übertrieben freundliche Gesichter, um schön auf das Bild zu kommen. Auch die Läden in Litauen haben ein anderes Aussehen bekommen. Von ihrer Uebereinfachheit und Unsauberkeit büßten sie allerdings nur wenig oder gar nichts ein; aber man sieht jetzt vorwiegend nur noch deutsche Waren, der Nachschub aus Rußland ist naturgemäß ausgeblieben. Leider sind die aus Deutschland herangebrachten Waren, wie Schokolade, Zigaretten und Zigarren, Zucker, Kaffee, Seife, Bonbons u. s. w., erheblich teurer als jenseits der Grenze; auch will mir scheinen, als ob man gerade keinen Stolz darin suche, Qualitätsware in das besetzte Gebiet zu bringen. Sehr erbaut sind die deutschen Soldaten von dergleichen Wahrnehmungen gerade nicht. In Rossienie ist jetzt ein guter Markt für Lebensmittel. Dieses in der Entwicklung sehr zurückgebliebene Städtchen mit engen, winkligen und schmutzigen Straßen und vorwiegend elenden Holzhöfen verbindet mehrere Wege mit der Front an der Dubissa. Es ist daher der Berührungspunkt zahlreicher Kolonnen und Truppen. Vor dem Kriege zählte Rossienie etwa 8000 Einwohner, vorwiegend Juden sowie Polen und Litauer mit einem verhältnismäßig geringen Einschlag an anderen Elementen. Die in einem Taleinschnitt ein-

gebettete Stadt, landschaftlich reizend gelegen, bietet kein freundliches Bild. Die Straßen, die Häuser von innen und außen, die hölzernen Bürgersteige, die Verkaufsläden, alles macht den Eindruck des langsamen, aber unaufhaltbaren Verfalls. An einzelnen Stellen sind verfaulte Bretter im Bürgersteig ausgewechselt worden. Das ist bisher die einzige sichtbare Wirkung der folgenden am 9. Juni 1915 erlassenen Bekanntmachung: 1. Die Straßen werden jeden Montag, Mittwoch und Freitag, und zwar nur nach vorheriger Wasserbesprengung, gefegt. 2. Die Aborte werden für Soldaten und Einwohner getrennt gehalten. Sie sind allwöchentlich zu entleeren, sauber zu halten und innen und außen verschließbar einzurichten. Der Inhalt darf in den Gärten in einen Meter tiefe Gruben, die jedesmal wieder zuzuwerfen sind, beseitigt werden. 3. Die durch die Stadt ziehenden Wasserläufe werden von den Anliegern gereinigt. Zuleitung von Abortinhalt oder Jauche ist verboten. Das Wasser darf nicht benützt werden. 4. Das Brunnenwasser ist nur nach Abkochung als Trinkwasser zu benützen. — Ich will hiezu nur bemerken, daß die Anordnung eine vollständige Umwälzung bisheriger Gepflogenheiten bedeutet. Die Gewohnheit ist eine so starke Macht und die gesamten Zustände zwingen den einzelnen so unweigerlich in das übliche Milieu hinein, daß sich der herrschenden Primitivität und Unsauberkeit selbst bemittelte Leute kaum entziehen können. Ich sah hier Kaufleute, Händler, Angehörige sogenannter freier Berufe in Wohnungen hausen, in die eine an Sauberkeit und etwas Wohlbehagen gewöhnte deutsche Arbeiterfamilie nicht hineinzubringen wäre — und wenn sie ihr Geschenk würde. Alljährlich besuchen jene Leute einen Badeort, sie kennen einige deutsche Städte, wurden mit modernem Komfort vertraut, genießen ihn für einige Wochen und kehren dann in die heimliche Bescheidenheit und den heimatischen Schmutz zurück. In häßliche, zerrissene und ichmüßige Kleider gehüllte Menschen schlendern umher, hocken auf den Truppenstufen, stehen in den krummen, übel duftenden Gassen und in den Haustoren, hinter den Verkaufstischen in den Läden und auf offener Straße. Auf umgestülpten Kisten haben Duzende von Händlern allerhand Waren ausgebreitet: Honigbrot, sehr viele Zigarren und Zigaretten, Zündhölzer ebenfalls. Überall sieht man das Bildnis Hindenburgs als Reklame auf Zigarettenpackungen. Das Bild ist wahrhaft kein Kunstwerk, aber ein schmauchender Landwehrmann erklärt mir mit aller Bestimmtheit: „Es ist das Beste an der ganzen Geschichte...“ Sowie ich zu den Verkaufständen hinüberschaue, drängt sich sofort eine Schar von jungen und alten Verkäufern und Verkäuferinnen heran: „Was wollen Sie kaufen?“ — „Brauchen der Herr was?“ — „Zigarren?“ — „Zigaretten?“ — „Streichhölzer?“ — So tönt es mir in geschäftigem Durcheinander entgegen, und eine Stimme sucht die andere zu überbieten. Handeln, Geschäfte machen, das ist der einzige Gedanke, der diese Menschen beseelt. Ihn hat auch schon das kleine Mädchen gepackt, das, neben ihren Waren hockend, aus freier, ungewaschener Hand einen Salzhering verspeißt und zwischendurch Zigaretten und Schokolade verkauft, ohne vorher Handtuch und Seife zu benützen. Daß sie kaum zehn Kilometer hinter der Kampffront sich befinden, stört die Menschen hier anscheinend nicht im geringsten; sie sind wohl auch fest überzeugt, daß der Deutsche den Platz nicht mehr räumen werde, sonst betrieben sicher nicht so viele von ihnen ungeniert den Handel mit deutschen Waren — noch dazu, ohne an Rußland die übliche Steuer, wie zum Beispiel für Zigaretten und Zigarren, zu entrichten. Wie

überall, so versuchten auch hier einige Wucherer, die gute Konjunktur durch unverschämte hohe Preise auszunützen. Obwohl Eier hier sehr billig sind und auch noch zu 5 Pfennig das Stück angeboten wurden, forderten einzelne Händler sogar bis zu 20 Pfennig. Solchem Treiben hat die Festsetzung von Höchstpreisen eine Grenze gesetzt. Es darf verlangt werden für je ein Pfund: Zucker 50 bis 60 Pfennig, Schwarzbrot 10 Pfennig, Weißbrot 20 Pfennig, Rindfleisch 50 Pfennig, Butter 1 Mark 60 Pfennig, Schweineschmalz 1 Mark 10 Pfennig, Schweinespeck 1 Mark 40 Pfennig, Kartoffeln 3 Pfennig, ferner für ein Ei 6 Pfennig, für eine Schachtel Zündhölzer 7 Pfennig und für ein Glas Thee 10 Pfennig. Um die arme Bevölkerung mit Brot versorgen zu können, überweist die Militärbehörde der Stadtverwaltung entsprechende Mengen Mehl und viele Bedürftige empfangen warmes Essen an den Feldküchen.

Das sauberste Gebäude von innen und außen in R. ist jetzt sicherlich eine ehemalige Molkerei, die Oberstabsarzt Dr. Lauenstein zu einer Entlausungsanstalt eingerichtet hat, der man in den weitesten Kreisen ihrer Benutzer uneingeschränktes Lob spendet. Nicht weit von dieser Anstalt steht auf einer Anhöhe ein altes Dominikanerkloster. Es ist ein Wahrzeichen russischer Zustände. Anscheinend hat sich seit Jahrzehnten, seitdem Rußland die Mönche aus ihrem prächtigen Kloster vertrieb, keine pflegendende Hand um das Bauwerk bemüht. Es verfault und zerfällt. Einzelne Räume sind ganz ohne Fenster und Türen; dort hängt noch ein halb zerbrochener und verfaulter Rahmen, hier der Rest einer Tür. Im Innern bröckelt das Mauerwerk ab. Teilweise ist es bereits eingestürzt; zwischen dem Schutt liegen die aus Holz geschnittenen Bildnisse des an das Kreuz geschlagenen Jesus, ferner Leuchter, Bänke, Gebetpulte u. s. w. In der ehemaligen Klosterbibliothek modern und verstauben Hunderte von alten Büchern und Handschriften. Ein Teil des noch nicht verschütteten Klosterkellers dient als Viehstall. Aus ihm schallt wehmütig klagend das Muehen der Kühe durch das Kloster.

An der Isonzofront.

Die Kämpfe um Görz.

Berlin, 29. Juni.

Leonhard Adelt berichtet dem Tageblatt aus dem Kriegspressequartier: Die Isonzofront setzt am Golf von Triest ein, das flach und ungeschützt auf einer Landzunge liegt, die ins Meer vorspringt. Die Häuser der Triester Vorstadt klettern bereits die Berge hinauf. Die einzige Landungsmöglichkeit bildet weiterhin die kleine Bucht von Sistiana. Dahinter steigt die Felswand wieder schroff an. Bei San Giovanni steigt die flache, durch Flüsse, Kanäle und Brackteiche durchzogene Ebene von Monfalcone ein, die westwärts in das Lagunengebiet von Grado verläuft. Die freiwillige Räumung dieser Ebene, die durch die Landesgrenze durchschnitten wird, war vom militärischen Standpunkt aus eine Selbstverständlichkeit.

Die Stadt Görz ist im Westen nur durch den Isonzo geschützt, flankierend dagegen von Süden durch den Monte Michele und von Norden durch die Podgorahöhe und den Monte Sabotin. Die beiden letztgenannten Berge liegen indes schon auf dem rechten, westlichen Isonzoufer. Die österreichisch-ungarische Front dringt deshalb hier über den Isonzo vor. Der nach der Kriegserklärung erwartete Vorstoß der Italiener, der uns infolge noch mangelnder Vorbereitungen und Kräfte hätte gefährlich werden können, erfolgte nicht. Damit hatte der Feind wie früher in politischer Beziehung so auch jetzt in strategischer Beziehung den günstigen Zeitpunkt verpaßt.

Als dann der Angriff erfolgte, sah sich der Feind statt Landstürmern bereits herbeigeleiteten kampferprobten Truppen gegenüber. Geschichtsdispositionen, die man bei einem gefangenen Adjutanten fand, hatten vorteilhaft verkündet: Am 4. Juni wird das Plateau von Doberdo erobert werden. Die Geschichte wird diesen Tag den der „Schlacht am Isonzo“ nennen. Das wird sie, aber von der Eroberung des Plateaus weiß sie nichts zu melden. Der nächste Angriff erfolgte auf die Abschnitte Sabotin, Sagrado, Monfalcone, Ilmein und Plava. Wie schon gesagt, wurde die Isonzomündung und die

Stadt Monfalcone nicht in den Bereich der Verteidigungslinie einbezogen, die durch das Plateau von Doberdo gegeben erschien. Die Italiener machten auch daraus einen billigen Sieg, und in einer Nummer des „Matin“ wird erzählt, daß die Italiener in Monfalcone eine Gasfabrik erobert hätten, in der giftige Kriegsbomben hergestellt würden. Das ist natürlich Unsinn.

Der Feind war inzwischen vergeblich gegen Podgora und Sabotin vorgegangen und versuchte sein Glück bei Sagrado, wo das Plateau von Doberdo den Isonzo erreicht. Dieses Plateau ist ebenso wie in Galizien die Grobeler Linie den österreichisch-ungarischen Offizieren aus den Wandern vertraut. In der Nacht zum 7. Juni begann der Feind eine Brücke zu schlagen und setzte auf Pontons in Gruppen von 20 bis 30 Mann Alpini und mittelitalienische Truppen über. Die mit der Verteidigung betrauten Artilleristen ließen lastblütig den Feind sich auf der Sandinsel zum Angriff sammeln. Um 5 Uhr früh eröffneten sie das Feuer. Die Brücke erhielt drei Treffer und brach schon nach dem zweiten Schuß zusammen. Dann wurde das Feuer auf die Sandinsel gerichtet. Die dort versammelten italienischen Gruppen gingen in Schwarmlinien auseinander und suchten hinter dem mageren Gestrüpp und Steinen Deckung. Die 7. u. 8. Artillerie bestrich die Insel nach der Länge und der Breite. Ich selbst sah noch zwei Reihen schwarz gedungener Toter auf dem weißen Sand des Ufers. Die Mannschaft taufte das Eiland die Toteninsel. Der Rest der Italiener suchte sich watend und schwimmend zu retten. Das Streufeuer der Österreicher überschüttete die Pontons mit Kugeln. Eins kenterte. Den Isonzo hinab trieben zahlreiche Leichen. Auch die Italiener, die sich auf dem linken Flußufer in den Wald geflüchtet hatten, wurden zusammengeschossen. 197 Mann und zwei Offiziere, barsüßig und durchnäßt, wurden gefangen genommen.

Das Plateau von Doberdo bildet, vom Meer und zwei Flüssen umspült, eine Art natürliche Festung. Auf dem Abschnitt von Görz ist die Situation schwieriger, da das Görzer Tal sich nach Westen öffnet, und die österreichisch-ungarische Front zum Schutz der Stadt auf die Höhe rechts des Isonzo übergreifen muß. Der Artilleriekommandant Oberstleutnant Körner schob unter Deckung durch die Infanterie einen schweren Mörser nach Lucinico und beschoß den Bahnhof Corrons, wo die Italiener ihre Truppen auswaggonierten. 35 Offiziere und zahlreiche Mannschaften wurden durch die riesigen Stobagranaten zermalmt. Am 27. Mai griffen die Italiener den 609 Meter hohen Monte Sabotin, der die Stadt Görz beherrscht, an. Der Angriff wurde abgewiesen. Ebenso mißlang ein zweiter Sturmversuch in der Nacht zum 7. Juni.

Der Gegner versuchte nunmehr Rauchmasken vor sich zu legen, indem er Lucinico von drei Seiten anzündete. Aber der Abendwind, der sonst von Süden her nach Görz bläst, drehte sich und qualmte die Brandstifter an. Nun richteten gegen 300 Geschütze ihre Schlände nach den Höhen vor Görz. Aber trotzdem waren die Verluste nicht bedeutend. Fachleute rechneten mit vor, daß jede Verwundung unserer Mannschaften den Italienern 6000 Lire koste, die meisten Verletzungen entstanden durch Steinschlag. Als der Feind unsere Stellungen sturmreif wählte, ging eine Brigade zum Sturm über und holte sich blutige Köpfe. An den folgenden Tagen bot sich dasselbe Bild dar. Die italienische Artillerie warf 1500 bis 2000 Granaten auf jeden Berg, worauf die italienische Infanterie sich überzeugte, wie wenig dieses Bombardement die braven Dalmatiner erschütterte hatte. Ein gefangener italienischer Leutnant erzählte: „Es war furchtbar. Wir hatten durch unsere eigene Artillerie mehr Verluste als durch eure!“

In den nächsten Tagen beschloß der Feind die Höhe 240 bei Podgora mit 300 Geschützen. 1017 Granaten wurden an einer einzigen Stelle gezählt. Sie verwundeten zwei Mann schwer, drei leicht. Getötet wurde ein Mann. In der Nacht zum 9. Juni griff eine Brigade an. Wie überall an dieser Bergfront gelangte sie jedoch in dem engen Raum nicht zur Entfaltung. Eine Kompanie unter Führung des Oberleutnants Dönb mehrte den Angriff ab. Sie ließ den Feind bis an die Stacheldrahtverhaue herankommen und eröffnete dann ein mörderisches Schnellfeuer, während zugleich Oberstleutnant Körners Artillerie ihren Flügel beschloß. Von drei Schwarmlinien gehetzt, sprangen die überlebenden Italiener den Abhang herab, gerieten dabei aber in das Feuer ihrer eigenen Maschinengewehre, die den Rest dezimierten. Panikartig ging die ganze Brigade zurück.

Das blutige Ringen um Plava.

Am Abschnitt Plava wurde die schwerste und blutigste Arbeit getan. Dort hatten die Italiener außer den anderwärts schon genannten Brigaden Ravenna und Forli die 32. mobile Milizbrigade Spezia mit den Regimentern 125 und 126, ferner in Reserve eine Brigade, bestehend aus den Regimentern 127 und 128, aufgestellt. Lauter Piemontesen der Jahrgänge 1885 bis 1895, denen der König als ihr engerer Landsmann während der schweren Kämpfe einen Besuch abstattete. An Geschützen hat der Feind bei Plava rund 250 zusammengezogen, darunter viele Haubitzenbatterien der Kaliber 21 und 14. Die k. u. k. Truppen setzen sich dort aus Dalmatinern, Böhmen, Rumänen, Polen, Ungarn und einem Bataillon Deutschmeister zusammen. Hier fiel der Hauptmann Dürr, der tags vorher als Beobachter am Scherenfernrohr viertausend Schüssen standgehalten hatte und telegraphisch den hohen Orden der Eisernen Krone verliehen erhielt. Die Italiener verloren mehr als zehntausend Mann, davon dreitausend Tote. Das Regiment Nr. 38 schmolz von dreitausend auf achthundert Mann zusammen. Vom Regiment Nr. 125 fielen der Oberst und alle Majore, so daß jetzt ein Hauptmann das Kommando über das Regiment führt. Unter den Gefallenen befindet sich auch Brigadier Generalmajor Nirenti. Gefangene wurden wenig gemacht, bloß zwei Offiziere und achtzig Mann. Außerdem wurden vier Maschinengewehre erbeutet. Das erste vom Bataillon des Majors Turudija. Das ganze Kampfgebiet am Fuße des Plavarückens hat kaum einen Quadratkilometer Umfang.

Der nächste Tag galt in stillschweigender Übereinkunft als Ruhetag. Am 7. Juni verstärkten sich die am Ostufer des Isonzo eingekesselten gegnerischen Abteilungen auf drei volle Brigaden. Es waren dies die Brigade Ravenna mit den Regimentern 43, 44, und die 32. mobile Milizbrigade Spezia mit den Regimentern 125 und 126. Eine vierte Brigade mit den Regimentern 128 und 129 blieb in der Reserve. Unmittelbar vorher hatte der König bei seinen Piemonteser Landsleuten geweilt und sie in einer Ansprache aufgefordert, dem alten Soldatenruhm ihrer gemeinsamen engeren Heimat Ehre zu machen und die Höhe zu nehmen. Sie über-rumpelten eine aus einem Fähnrich und zehn Mann bestehende Feldwache, überrannten eine vorgeschobene Kompanie und gingen die steile Höhe so tapfer an, daß ihr tapferster Gegner, Major Turudija, später eingestand: „Allen Respekt, die Italiener haben sich gut gehalten.“ Allerdings hatte dieser Mut zunächst nicht viel zu besagen, da Major Turudija die heraufkletternden Schwarmlinien kaltblütig bis auf sechs Schritt an die Steinbedeckungen herankommen ließ. Dann erst befahl er Feuer, und unter dem Knallen der Gewehre und dem Hämmern der Maschinengewehre, unter dem Krachen der Handgranaten und der kleintatdrigen Kanonen ging das unter lärmendem Trommelwirbel schon heiser gewordene „Covida“ und „Coraggio“-Geschrei der Italiener in Stöhnen und klägliches Hilferufen über. Aber als Linie auf Linie nachrückte, und die Lücken sich immer wieder schlossen, wurden die glühend heißen Läufe der Flinten und die Röhre der Maschinengewehre des feindlichen Andranges nicht mehr Herr. Das Bataillon wurde von der Höhe 383 auf die niedrigere Kuppe von Paljevo zurückgedrängt und dort von den rückwärtigen Reserven aufgenommen. Gemeinsam mit ihnen wieder vorgehend, stürmten sie gegen die verlorene Höhe an. Mit der großen Übermacht der Italiener raupen sie sich auf dem engen Raum herum, Flinten und Kanonen schwiegen, nur die Revolver der Offiziere knallten in das homerische Schreien und Schimpfen der Soldaten, die einander mit Kolben und Bajonett bearbeiteten. Viele warfen überhaupt die Gewehre weg und packten sich Mann gegen Mann mit Fäusten und Zähnen. Schädel wurden eingeschlagen, Ohren ausgerissen, am Boden Liegende in dem Gewühl totgetreten. Die höheren Offiziere eiferten die Kämpfenden mitten in der Schwarmlinie an. Einem österreichischen Generalmajor wurde die Kuppe durchschossen. Der italienische Brigadier, Generalmajor Nirenti, brach schwerverwundet zusammen. Er wurde auf der Tragbahre aus der Feuerlinie geschafft und soll inzwischen nach der Aussage von Gefangenen gestorben sein. Aller lang aufgespeicherter Haß von Volk gegen Volk, alle in elf Kriegsmonaten zurückgehaltene Wut gegen die Treubruchigen entlud sich in dieser Archivarsten und blutigsten aller Stunden der Isonzochlacht, die dreitausend Italienern das Leben kostete und siebentausend Italienern Wunden eintrug. Die österreichisch-ungarischen Soldaten warfen die Gegner vom Berg und wurden nur durch ihre eigenen Drahtverhaue behindert, sie zum Isonzo zu verfolgen. Die italienische Artillerie, die zu der Unterstützung der ihren teilweise aus den Deckungen vorgefahren war, verkroch sich wieder in ihre Felslöcher.

Nachdem die Italiener sich in der Nacht zum 7. am Monte Sabotin nördlich von Görz den Schädel eingerannt hatten, begann am 8. die dritte Division den Abstieg von dem Kolowratrücken und nach über-

Nr.:

TAG:

180

30. 6. 1915, 1f.

schreitung der Flussbrücke den Anstieg gegen Slavonien, Rumänien und Böhmen, Polen und Ungarn, Dalmatiner und Wiener, wetteiferten, sie den Abhang hinunterzuwerfen und sprangen ihnen nach, um die Brücke zu erreichen. Das gelang allerdings nicht, da der Gegner sich unten wieder sammeln konnte. In der Morgenfrühe des 11. erneuerte die Brigade Ravenna mit den Regimentern 37 und 38 den Versuch, die Blavahöhe zu gewinnen. Oben erwartete sie ein k. u. k. Bataillon und zeigte ihnen den Rückweg über den Isonzo. In der Nacht zum 13. kletterten gar zwei Brigaden herauf. Diesmal hatten die österreichisch-ungarischen Truppen bis in den hellen Tag zu tun, ehe der zum Isonzo abfallende Wald von dem Feind gesäubert war. Tausend tote Italiener blieben zurück. Als die Italiener sahen, daß sie so nicht weiter kämen, veranstalteten sie nochmals ein Bombardement auf die Höhe, das an Furchtbarkeit dem des Gorlitzer Durchbruchs gleichkam. Das Bombardement dauerte am 15. Juni von morgens 4 Uhr bis abends 9 Uhr an. Mit Einbruch der Dunkelheit wurde die Infanterie zum Angriff angeordnet. Die von dem Feinde zerschmettert gewählten Dalmatiner erwarteten die feindlichen Schwarmlinien hinter Felsblöcken liegend und schossen sie ab. Dreimal stürmten die Piemontesen, dreimal fielen sie wie von einer unsichtbaren Sense gemäht.

Der letzte ernsthafte Sturmversuch fand in der Nacht zum 20. Juni statt. Diesmal war es ein mährisch-schlesisches Bataillon, das den Feind abwehrte. Die Hauptmacht der Italiener steht nun auf den uneinnehmbaren Stellungen des Kolowratrückens. Bei Selo überschreitet die österreichisch-ungarische Front den Isonzo, um dessen Bug zu korrigieren und verläuft zur nördlichen Fortsetzung des Kolowratrückens. Die Ortschaften Tolmein und Woltschach liegen zwischen beiden Fronten und werden sowohl von den österreichisch-ungarischen, als auch von den italienischen Patrouillen besucht.

Bei Dolje geht die österreichisch-ungarische Front über den Isonzo und verläuft in wechselndem Hin und Her längs der steilen Felsgrate der 1300 Meter hohen Berge Mrzlivrh und Arn. Karfreit und Flitsch sind in italienischen Händen, liegen aber im Feuerbereich der k. u. k. Artillerie, wie denn überhaupt alle Dörfer und die durch Zweigwerk maskierten Straßen des engen Isonzotales von Freund und Feind aus Höhenstellungen eingesehen werden können. Beide Teile schonen indes nach Möglichkeit die Dörfer, deren Bewohner in zahlreichen Karsthöhlen nächtigen, tagsüber aber der Arbeit nachgehen. Die erbittertsten Kämpfe spielen sich auf den Felszacken des Arn ab, dessen Besitz immer noch umstritten ist. Schwere Artillerie kann auf diese nur geübten Bergsteigern zugänglichen Höhen natürlich nicht heraufgeschafft werden. Dagegen leisten die kleinen leichten Kanonen gute Dienste.

Krieg in Felsen.

Von unserem nach Tirol entsandten Sonder-
Berichterstatter.

Orient, 24. Juni.

Der Krieg ist ins Hochgebirge hinaufgestiegen. Und wiederum hat er eine ganz neue Gestalt angenommen. Im Felsengebiet an der Tiroler Grenze zeitigt er Formen, die im ganzen bisherigen Kriegsverlauf nicht ihresgleichen haben. Die Kämpfe in den Karpathen waren ein Ringen um Klippen, der Krieg in Westtirol geht um himmelwärts ragende Steinriesen.

Senkrechten Mauern gleich stehen die Felsmassive zur Höhe. Wie schmale Rinnen sind die Täler eingekerbt. Und in schwindelnd engen Serpentinstraßen die Armierungsstraßen auf die schmalen Köpfe hinauf, die jetzt zur Verteidigung eingerichtet sind. Eng an die überhängenden Wände klammern sich diese Wege, jääh stürzen von ihnen die fahlen Hänge in schauerliche Tiefen. Niedergelegt sind die Einfassungsmauern, die das auf den Abgrund schauende Straßenbord säumten — wer um eine der scharfen Ecken biegt, sieht sich unvermittelt über gähnendem Rachen...

Das sind die Straßen, die Truppen und Nachschub dienen, auf denen Artillerie, Kriegsmaterial, Munition, Verpflegstrain zur Front gelangen. Wie unendlich lange, vielfach gewundene Schlangen klettern die Kolonnen am Fels. Groß ist die Verantwortung der Staffelführer, deren unaufhörliche Sorge es sein muß, daß an den Biegungen nicht Wagen und Tier in die Tiefe stürzen. Aber mit fabelhafter Sicherheit ziehen sie zu den Höhen. Trainführer, die noch vor kurzem auf der galizischen Heerstraße einherpendelten, leiten ihre Ochsenspannen so ruhig haarscharf am Abgrund vorüber, als seien sie stets in den Bergen zuhause gewesen.

Nicht enden will der Strom, der zu den Felsenforts flutet. Ein lebendig gewordenes Paternosterwerk sind die Felsensteige. Eine Kette ohne Ende die Sammlerkolonnen. Die Ruhe des Gebirges ist dahin, — das bröhnt und stampft und schreit. In rasendem Tempo stürmen große schwere Lastautomobile ins Tal, ängstlich drückt man sich an die Bergwand und glaubt, jeden Augenblick müsse solch ein Hundertpfertiger in der Tiefe zerschellen, aber fest hat der Lenker sein Steuerrad in der Hand und lachend rast er um die gefährlichsten Kurven.

Wenn man aus der Tiefe hinauffährt auf einen der Berge, die jetzt granitene Niegel vor den italienischen Anmarsch schieben, ist man gleich mitten im Krieg. Sperren, aus denen blanke Geschützrohre äugen, schließen die Straße. Mit den Felsen vermählen sich Stachel- drahthecken. Drahtverhaue in den Weingärten, Drahtverhaue zwischen den Alpenrosenbüschen, Drahtverhaue in den Enziantepfichen. Einen schimmernden Glanz weben sie um die Klippen, silbern leuchten sie zwischen den Bergblumen, aber wehe dem, der, von unten heraufklimmend, glaubt, sie durchdringen zu können...

Oben, wo die Winde um ein schmales, nach allen Seiten hin offenes Plateau pfeifen, verläuft die Front. Jeder Fels ein Stützpunkt, der Schluchten und Täler, durch die der Feind sich vorwärtszuziehen könnte, beherrscht. Eine in sich abgeschlossene Festung, wie kein

Krieg sie bisher sah. Wunderwerke der Sprengtechnik wurden hier geschaffen, Cavernen wurden gebrochen, Stollen und Schächte getrieben. Bisweilen steigt man hundertundfünfzig Meter weit in elektrisch beleuchteter Poterne in den Berg hinein, um zu Geschützstellungen zu gelangen. Aus dem Dunkel heben sich die Umrisse klappiger Maschinen, deren Wesen man sich schwer zu erklären weiß. Schaut man dann näher hin, so entdeckt man, daß es Elektromotoren sind, die Scheinwerfer in Betrieb setzen. Irgendwo an einer Ritze des Felslohrinths sind diese aufgestellt. Mitten an der senkrechten Wand geistert nachts plötzlich der weiße gespenstische Strahl auf, der die feindlichen Stellungen taghell überflutet. Und mitten aus dem Berg heraus spreit schwere Artillerie Geschöß um Geschöß über die Hänge weg zum Gegner hinüber. Lange tappt man in dem Tunnel, auf dessen unregelmäßige Wände die kleinen elektrischen Birnen rötlichen Schimmer werfen, nach unten. Dann bricht plötzlich Tageslicht in die Poterne, und in breiter Kammer sieht man ein Geschütz, dessen lange Nase drohend durch eine Scharte wittert. Der Gang gabelt sich, weitere Kammern tun sich auf, — ganze Batterien bergen sich hinter der glatten Felswand. Ganz anders ist das als in den Karpathen. Dort mußte man jede Haubitze, jede Kanone an der Berglehne zu decken suchen, hier läßt man sie an Seilen einfach in den in anstrengender Arbeit ausgehöhlten Berg hinunter.

Und im Felsen horstet auch die Infanterie. Neben den breiten Kellern, die der Artillerie dienen, ziehen sich die Schützengräben hin. Blickt man von unten mit unbewaffnetem Auge an einem solchen Felsen empor, erkennt man meist rein gar nichts, das darauf schließen läßt, daß da oben Soldaten auf den Feind warten. Erst wenn man die Felswand aufmerksam mit dem Glas mustert, kann man die von innen heraus entstandenen Lücken entdecken, die sich als schmale, unauffällige Streifen auf dem hellen Gestein abzeichnen. Prachtvoll sind diese Befestigungsanlagen, raffiniert erdacht und bewunderungswürdig in kürzester Zeit konstruiert. Keine Spalte, die nicht geschickt ausgenutzt worden wäre. Eine dieser Anlagen habe ich gesehen, an fast neunhundert Meter hohem Fels.

Natürlich gibt es auch Stellungen, die unter Anpassung an die Falten und Ritzen frei an den Klippen verlaufen. Namentlich auf den vorgeschobenen, auf der Grenze liegenden Gipfeln ist das der Fall. Hier haben die technischen Truppen, soweit das unter den Augen des Feindes möglich ist, ein ganz besonders sorgfältiges Werk zu tun. Denn arg gefährdet durch feindliche Geschosse sind die Leute, die solche Deckungen halten. Sind die Positionen nicht tadellos durch Sprengungen hergerichtet, dann erzeugt jede einschlagende Granate einen Regen von Steinplittern, der natürlich die Wirkung des Geschosses bedeutend verstärkt. Höllisch unangenehm ist es, solch einen noch nicht eingerichteten Verteidigungspunkt halten zu müssen, in einem tollen Wirbel von Eisen- und Steinblöcken zu kämpfen. Aber die Truppen haben sich bereits an den oft stundenlang andauernden furchtbaren Hagel gewöhnt, und seelenruhig lassen sie auf ihren Felsnadeln das feindliche Feuer über sich ergehen.

Eugen Lennhoff.

Krieg- und Friedensstimmung in Amerika.

Berichte unseres Berichterstatters.

Bryans Demission.

Kn. New-York, 9. Juni.

Seit vielen Jahren hat kein Ereignis in Amerika eine solche Ueberraschung hervorgerufen, wie es die Demission des Staatssekretärs Bryan getan hat. Man munkelte wohl schon im Anschluß an die Verzögerung der Antwort auf die letzte deutsche Note von Uneinigkeiten im Kabinett, aber auf eine solch dramatische Lösung waren wenige gefaßt. Der Rücktritt Bryans auf Grund seiner pazifistischen Ueberzeugungen, die er mit der neuen, von Wilson entworfenen Antwortnote nicht in Uebereinstimmung bringen konnte, ist mit der ähnlichen Handlung der englischen Minister Morley, Burns und Trevelyan verglichen worden. Aber in Wirklichkeit hat die Handlung dieses tapferen Mannes eine viel größere Bedeutung. Wiegen doch die politische Bedeutung Bryans und sein Einfluß im Volke bei weitem mehr als alle drei englischen Minister, deren Verdienste dadurch nicht geschmälert werden sollen, und zeigt hier doch ein Staatsmann von anerkanntem Mut und bewiesener Kraft, daß ihm die Sache der Menschheit und des Friedens nicht hohle Phrasen sind, die man außerhalb des Amtes zur Verzierung der Reden anwendet, sondern ernste und feierliche Dinge, für die man jederzeit einzutreten bereit sein muß. Die englischen Minister legten ohne viele Worte ihr Amt nieder und verschwanden im Privatleben; Bryan aber zieht sich mit fliegenden Fahnen aus der unhaltbar gewordenen Stellung zurück und verspricht, den Kampf draußen weiterzuführen. „Ihre Aufgabe ist es,“ so schreibt er an den Präsidenten, „amtlich für die Nation zu sprechen. Ich erachte es nichtsdestoweniger als meine Pflicht, mich als privater Bürger zu bemühen, die Sache, die Sie im Auge haben, durch Mittel zu fördern, die anzuwenden Sie sich nicht entschließen können.“

Freilich seine Feinde — und deren gibt es nicht wenige — sind mit einer anderen Erklärung gleich bereit. Bryan, so heißt es, bezweckt mit seinem Rücktritt nur, seine Kandidatur bei den nächsten Präsidentschaftswahlen vorzubereiten. Bei den letzten Wahlen war er es, der, als er einsah, daß er selbst nicht Präsident werden konnte, die Wahl Wilsons durchsetzte, dann den Posten des Staatssekretärs annahm, um den günstigen

Augenblick abzuwarten, an dem er mit Wilson brechen konnte. Derartige Auslegungen kommen jedoch von einer Seite, wo man den zurücktretenden Staatssekretär vom Tage seines Amtsantritts an aufs bitterste verfolgt und verspottet hat. Die Kapitalisten der Vereinigten Staaten sind ihm nicht hold; seine Kleinbürgerlichen und häuerlichen Anschauungen über das Währungswesen sind ihnen verhaßt, und durch seinen Vorschlag, die Eisenbahnen zu verstaatlichen, hat er sich bei ihnen geradezu verpönt gemacht. Die Rüstungsfabrikanten und Finanzpolitiker fanden bei ihm schwer Gehör, weshalb in diesen Kreisen auch beständig über die ganz abscheuliche Befehung des Staatssekretärspostens geklagt wurde. Und das Schlimmste an der Sache war, daß der kampflustige Bryan aus seiner Abneigung gegen diese Elemente, die nach seiner Ansicht die auswärtige Politik des Landes zu sehr beeinflussten, kein Gehl machte. Als er zwei Monate im Amte war, erklärte er: „Ich würde nicht Staatssekretär geworden sein, wenn ich glaubte, daß während meiner Amtsperiode ein Krieg ausbrechen würde. Ich glaube, es wird keinen Krieg geben, während ich Staatssekretär bin, und ich glaube, es wird keinen Krieg geben, solange ich lebe.“ Seine Kritiker wollen aus diesen Worten beweisen, wie töricht der Mann ist und wie leicht er sich selbst täuscht. Aber die Worte tragen auch eine andere und wahrscheinlichere Auslegung. Bryans politische Laufbahn stellt ein Leben voll Kampf dar. Mehr als einmal trotzte er innerhalb und außerhalb seiner Partei großen Mehrheiten und durch seine Beredsamkeit und seinen Mut und auf Grund seiner von allen anerkannten Ehrlichkeit riß er Millionen seiner Mitbürger mit sich fort. Das wird in ihm die Ueberzeugung gefestigt haben, daß auch im Falle eines drohenden Krieges seine Worte und Rathschläge nicht ungehört verhallen würden. Namentlich in den Süd- und Weststaaten hat er einen gewaltigen Einfluß. Die nächsten Wochen werden zeigen, ob er ihn jetzt ausüben kann.

Der Rücktritt Bryans hat die Oeffentlichkeit nicht nur aufs höchste überrascht, er hat dem amerikanischen Volke auch mit großer Schärfe kundgetan, wie nahe es an dem Abgrund eines Krieges mit Deutschland steht. Die Friedensliebe des Präsidenten Wilson mag sehr aufrichtig sein; aber kann er auf dem eingeschlagenen Wege haltmachen, auf den er gedrängt worden ist? Man wird sich erinnern, wie auch in England im vorigen Jahre eine Partei, in der die Pazifisten sehr stark vertreten waren, von Elementen, deren sozialer und publizistischer Einfluß größer war, in den Krieg getrieben wurde. Es ist ganz unverkennbar, daß es die großkapitalistische Presse auf einen Krieg mit Deutschland ankommen lassen will und zu diesem Zwecke alle jene Pressions- und Einschüchterungsmittel gebraucht, deren sich die Herrschenden überall zu bedienen wissen.

Bryan und die deutsch-amerikanische Krise.

— 11. Juni.

Man hat die Pazifisten oft verlacht und ihnen vorgeworfen, daß sie mit ihren pathetischen Worten den Gang der Geschichte nicht um einen Zoll verändern könnten. Dieses Urtheil mag den Leuten gegenüber gerecht sein, die stets nur von dem Frieden reden, aber nichts für den Frieden wagen. Wo aber der Pazifismus einen Mann wie Bryan hat, der Millionen seiner Mitbürger aus dem Herzen sprechen kann, da ist er ein gar mächtiger Einfluß, den kein Spott und keine Theorie aus der Welt leugnen kann. Mit Mut und Entschlossenheit hat Bryan das Staatsschiff aus dem Sturz gebracht, der es sicherlich an den Abgrund des Krieges

geführt hätte. Noch ist es zu früh, um feststellen zu können, ob seine Tat mit Erfolg gekrönt sein wird; aber daß er die Kriegsfreunde in eine furchtbare Verwirrung gebracht hat, darüber läßt sich nicht mehr streiten; das bezeugen vor allen Dingen die grenzenlosen Wutausbrüche der kapitalistischen Presse, die sich gegen den früheren Staatssekretär richten. Am liebsten wollte man ihn hängen, wenn man es könnte.

Aber Bryan braucht die Schmähungen und Drohungen seiner Feinde nicht zu fürchten. Im Gegenteil müssen die Leute, die heute so fleißig für den Krieg und Aufrüstungspläne arbeiten, den früheren Staatssekretär fürchten, wenn er, wie angegeben wird, bei den nächsten Präsidentschaftswahlen die Parole: Für den Frieden! ausgeben wird. Man wirft ihm niedrigen Opportunismus vor; aber dieser Vorwurf muß kraftlos an dem Charakter des Mannes zurückprallen, der seit mehr als zehn Jahren der entschiedenste Vorkämpfer des Schiedsgerichtsgedankens in Amerika ist, der, sobald er ans Ruder kam, seine Gedanken auch in die Wirklichkeit umsetzte und in den letzten zwei Jahren mit nicht weniger als dreißig Staaten Schiedsgerichtsverträge abschloß, der entschlossen zur Tat schritt, als er den Frieden des Landes gefährdet sah.

Real-, Welt- und Kraftpolitiker werden über den amerikanischen Staatsmann den Kopf schütteln, der in seinem Appell an das amerikanische Volk schreibt, daß er ein demütiger Nachfolger des Friedensfürsten sei und innig an die Prophezeiung glaube, daß die, die das Schwert ergreifen, auch durch das Schwert umkommen werden. Das klingt sehr unmodern selbst in den Ohren der europäischen Christen. Aber in den einsamen Bauernhöfen und entlegenen Dörfern und Städten im Süden und Westen der Union, wo man die Schlagwörter der Weltpolitik nicht kennt, wo die Bibel in der Politik noch eine große Rolle spielt, da müssen diese Worte zünden wie eine neue Offenbarung. Bryan ist der Redner des einfachen Mannes. Seine Gewohnheiten sind die seiner Landsmänner im Westen, seine Sprache ist ihre Sprache und die Bilder, mit denen er seine Reden würzt, sind dem Leben des einfachen Mannes entnommen und zeigen zum Verständnis keine gelehrte Bildung voraus. „Sie müssen mich entschuldigen,“ sagte er zum Beispiel ungefähr bei seinem Abschied zu den Journalisten in Washington, „wenn ich manchmal etwas abweisend gewesen bin. Aber als Staatssekretär hatte ich viele Sorgen und da war ich manchmal wie eine glucksende Henne, die ihre Küchlein ruft und für nichts anderes Interesse hat.“ Wo gäbe es anderswo in der Welt einen mächtigen Staatssekretär, der sich öffentlich mit einer glucksenden Henne vergleichen würde?

Aber alles das ist ja nichts als Verstellung! rufen seine Feinde aus; in Wirklichkeit ist der Mann einer der geriebensten Politiker in den Vereinigten Staaten. Darüber ließe sich streiten; doch sollte Bryan dieser geriebene Politiker sein, so bewiese dies nur, wie stark die Volksschicht sein muß, an die er sich wendet. Daß er einen gewaltigen Anhang hat, kann niemand leugnen, und wenn er jetzt auf die Agitationsreise geht, so werden die Massen meilenweit herbeilaufen, um seinen Reden zu lauschen. Was er ihnen sagen wird, ist nicht schwer zu erraten. Es ist im Kerne schon in seinem „Appell an das amerikanische Volk“ enthalten, in dem es heißt: „Indem sie (die kriegführenden Staaten) der Flamme des Hasses neuen Brennstoff zugeführt haben, haben sie täglich neue Schreden erfunden, bis sich eine Seite bemüht, nichtkämpfende Männer, Frauen und Kinder im Meere zu ertränken, während die andere Seite versucht, nichtkämpfende Männer, Frauen und Kinder auf dem Lande auszuhungern. Und sie sind so sehr von der wechselseitigen Wieder Vergeltung und den miteinander konkurrierenden Grausamkeiten in Anspruch genommen, daß sie für den Augenblick für die Rechte der Neutralen blind und für die Appelle der Menschlichkeit taub zu sein scheinen. Ein Baum wird an seiner Frucht erkannt. Der Krieg in Europa ist die reife Frucht des alten Systems. Das ist es nun, was die Festigkeit, von der Gewalt gestützt, in der Alten Welt getan hat; sollen wir

sie einladen, über den Atlantischen Ozean zu kommen? Schon sind die Chauvinisten unseres Landes von der Tollwut der organisierten Schlächtereier ruhig verhalten, während die Krankheit um sich greift? Als demütiger Nachfolger des Friedensfürsten, als einer, der innig an die Prophezeiung glaubt, daß „die, so das Schwert ergreifen, durch das Schwert umkommen werden“, möchte ich zu denen zählen, die ernsthaft in dieser Angelegenheit einen Kurs befürworten, der darüber keinen Zweifel aufkommen läßt, daß unsere Regierung willens ist, mit Deutschland weiter zu verhandeln, bis ein freundschaftliches Einverständnis erreicht ist oder wenigstens bis wir, wenn der Kriegsdrang vorüber ist, von dem von dem Bluthad trunkenen Philipp an den Philipp appellieren können, der ernüchert ist durch die Erinnerungen an eine historische Freundschaft und an die zahllosen Bande der Verwandtschaft, die das Vaterland an die Vereinigten Staaten knüpft.“

Einen Lichtpunkt innerhalb der Unklarheit, die die Sozialisten englischer Zunge offenbaren, bildet die Haltung der Sozialisten deutscher Sprache, für die die „New-Yorker Volkszeitung“ spricht. Diese hat die große Bedeutung der Handlung Bryans von Anfang an gleich erkannt und gewürdigt und schreibt: „Der Rücktritt Bryans hat sich sonach jetzt als eine ungeheuerere Stärkung des Friedenselements — oder richtiger als eine sehr bedeutende Schwächung des Kriegselements — erwiesen. Mit einer gegen sich geteilten Nation geht man nicht in den Krieg, das verstehen die Herren in Washington sehr genau, und sie werden daher jetzt weit mehr zum Nachgeben bereit sein als vordem. Das befreit aber natürlich die Arbeiterklasse noch lange nicht von der Verpflichtung, mit dem größten Nachdruck ihre eigene Antikriegspropaganda fortzusetzen. Im Gegenteil: sie wird sie jetzt nur noch intensiver entfalten, nachdem sie weiß, daß sie nicht mehr allein steht, sondern ganz unerwartet von außen her Unterstützung erhielt.“

Friedensfaktoren in den Vereinigten Staaten.

— 14. Mai.

Die Art, wie die führenden Blätter New-Yorks Kriegsstimmung zu machen versuchen, läßt an Gewissenlosigkeit nichts vermissen. Einige Blätter versuchen sogar, die öffentliche Meinung zu terrorisieren. So drohen sie den englischen Zeitungen, die in den meist von Deutschen bewohnten Städten erscheinen und die die „Dusitania“-Affaire begreiflicherweise anders beurteilen als die Mehrheit, damit, daß man gegen sie einen obstruktionistischen Gesetzesparagrafen, der von der Verbreitung obszöner Literatur handelt, in Anwendung bringen wird. Aber die Wildheit selbst, mit der die Blätter um sich hauen, beweist, daß man sich seiner Sache nicht sicher ist. Bei allen Drohungen kann man doch nicht die Tatsache aus dem Bewußtsein verbannen, daß man eine millionenköpfige Bevölkerung deutscher Abstammung im Lande hat, die bisher für Deutschland hitzig Partei ergriffen und deren Enthusiasmus nicht plötzlich in das Gegenteil umschlagen wird, sollte es zu einem Kriege mit Deutschland kommen. Nützen Beobachtern muß es klar sein, daß daran auch die Beteuerungen der deutschen Presse Amerikas, daß die Deutschamerikaner in jedem Falle zu dem Sternbanner halten werden, nichts ändern können. Weit berebter als diese zur Unterstützung der Regierung erlassenen Erklärungen sind die Plakate, die man in den Wirtschaften findet und die lauten: „Nix on the war talk.“ (Hier wird nicht über den Krieg gesprochen.) Die Bevölkerung anderer Abstammung ist mit den Bewohnern deutscher Herkunft so verschwägert und verschwägert, daß ein Bruch mit Deutschland eine Art Kriegszustand in fast jeder zweiten Familie erzeugen würde. Die Probleme, die im Kriegsfall aus der herrschenden Rassenmischung entstehen könnten, sind in ihrer Tragweite ganz unübersehbar.

Die Sozialistische Partei Amerikas hat zu der Kriegsfrage sofort Stellung genommen. Zurzeit tagt in Chicago das Nationalkomitee der Partei, dessen Sitzungen etwa einem engeren Parteitag gleichkommen. Das Komitee hat ein Friedensprogramm entworfen, in dem es heißt: „Die erste Pflicht dieser Stunde ist für uns, die Sozialisten

der ganzen Welt, alle Gruppen der Arbeiterbewegung der Welt zu sammeln in aggressiver und unverföhnlicher Opposition gegen das ganze kapitalistische System und gegen jede Form seiner tödlichsten Früchte, Militarismus und Krieg; zur Stärkung der Bande der Solidarität der Arbeiterklasse, zur Vertiefung des Strebens nach bewußtem Internationalismus und um vor der Welt ein konstruktives Programm zu proklamieren, das zum dauernden Frieden führt." Weiter heißt es: "Vor uns liegt eine neue Seite der menschlichen Geschichte aufgeschlagen. Auf ihr muß die ganze Botschaft des Sozialismus und der Demokratie"

des Internationalismus und des Friedens in voller Bedeutung niedergeschrieben werden. Nie ist eine größere, eine edlere Aufgabe an die Menschheit gestellt worden." Dann appellieren die amerikanischen Sozialisten an das amerikanische Volk und an die amerikanische Arbeiterschaft insbesondere, "dem Kriege und jeder Agitation für den Krieg zu opponieren durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel; denn es ist ihre Klasse, die die schrecklichen Kosten des Krieges zu tragen hat, ohne irgend welchen Nutzen daraus zu ziehen. Es sind in erster Linie und hauptsächlich die Arbeiter, die die Soldaten auf dem Schlachtfeld stellen und ihr Leben und ihre Gesundheit opfern in dem sinnlosen Streite ihrer Beherrscher."

Unter den Widerständen, die sich der militaristischen und kriegerischen Tendenz entgegenstemmen, darf auch die eifrige Propaganda der Universitätsstudenten nicht vergessen werden. Durch die geräuschvolle Arbeit der Rüstungsfreunde und Säbeltrahler auf den Plan gerufen, schlossen sich die Studenten der Universität Kolumbia vor einigen Monaten zu einer antimilitaristischen Liga zusammen. Den unmittelbaren Anlaß dazu gab die öffentlich erhobene Forderung, daß die Studenten der Universitäten militärische Übungen machen sollten, wie dies schon an einigen Hochschulen üblich ist. Ein junger Student namens John S. Cover von der New-Yorker Universität Kolumbia leitete die Protestbewegung ein. Ihm und seinen Gesinnungsgenossen gelang es, zu Anfang Dezember des letzten Jahres eine Massenversammlung der Studenten einzuberufen, die einstimmig folgende Resolution faßte: "Wir, die Studenten der Universität Kolumbia, erklären hiemit in dieser Massenversammlung vor dem Kongreß und dem Volke der Vereinigten Staaten, daß wir gegen den Militarismus im allgemeinen und gegen eine Vergrößerung unseres Heeres und unserer Flotte im besonderen sind." Die Bewegung sprang bald auf andere Universitäten über. Die letzte Tätigkeit der Antimilitaristischen Studentenliga (Collegiate Anti-Militarism League) war die, eine Umfrage in allen Universitäten zu veranstalten über die Frage der militärischen Übungen. Die Umfrage hat ergeben, daß 63.000 Studenten in 37 Kollegien gegen den militärischen Drill in den Sommerkolonien der Studenten sind, während sich 17.000 dafür ausgesprochen haben. Das beweist zur Genüge, daß die große Mehrheit der amerikanischen Universitätsstudenten Herz und Kopf auf dem rechten Fleck haben.

Allerdings stehen diesen und ähnlichen Friedensfaktoren mächtige Kriegsfaktoren gegenüber. Man wird sich nicht täuschen, wenn man annimmt, daß vielen Farmerhöfen ein Krieg gar nicht unangenehm sein wird. Sie werden allerdings mehr von einem Spaziergang nach Kuba träumen als von einem mörderischen Ringen mit einer großen Militärmacht. Sie werden aber auch an die fetten Pensionen denken, die die Vereinigten Staaten ihren Kriegsteilnehmern zahlen, und an die öffentlichen Ämter, die der Sitte gemäß diesen Personen in den Schoß fallen. Ferner darf man nach den Ereignissen, die sich im letzten Jahre in Europa abspielten, die Macht der Kriegspresse nicht unterschätzen. Aber es ist doch angebracht, bei der Abschätzung der einander gegenüberstehenden Kräfte das Bramarbasieren dieser Presse nicht zu überschätzen. Bei einer einigermaßen vernünftigen und friedfertigen Politik wird der Präsident Wilson sich immerhin auf starke Volksschichten stützen können.

Die erstickenden Gase.

Berlin, 30. Juni. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: Die Firma G. Street & Co. Ltd. in London, die sich als amtliche Agentin des englischen Handelsministeriums bezeichnet, versendet seit vorigem Monat ein gedrucktes französisches Rundschreiben an die Zeitungen der neutralen Länder, worin sie ihnen einen kleinen Artikel über die Rede anbietet, die Lord Ritchener im Oberhause über die Anwendung erstickender Gase auf deutscher Seite gehalten hat, und sich bereit erklärt, die Auslagen, die den Zeitungen erwachsen könnten, sogleich nach Eingang der Rechnung — also in jeder geforderten Höhe zu erstatten. In dem Artikel (von dem die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ eine photographische Nachbildung bringt) wird die Rede Ritcheners im Oberhause vom 22. April angeführt, worin den Deutschen vorgeworfen wird, daß sie giftige Gase benützten, obwohl Deutschland eine der Mächte sei, welche die Haager Konvention unterzeichnet haben, deren einschlägigen Artikel die Zuschrift folgendermaßen wiedergibt:

Die vertragschließenden Mächte kommen überein, sich des Gebrauches von Geschossen zu enthalten, die die Verbreitung erstickender oder giftiger Gase zum Gegenstand haben.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ bemerkt hiezu: Der vorstehende Artikel enthält mehrere wesentliche Unrichtigkeiten, die schwerlich auf bloßes Versehen zurückgeführt werden können. Zunächst ist in den Ausführungen Ritcheners der Inhalt des sogenannten „Artikels der Haager Konvention“, das heißt der zweiten Erklärung der Haager Konferenz vom 29. Juli 1899, unrichtig wiedergegeben. Die Erklärung lautet in der amtlichen deutschen Uebersetzung: Die vertragschließenden Mächte unterwerfen sich gegenseitig dem Verbot, solche Geschosse zu verwenden, deren einziger Zweck ist, erstickende Gase zu verbreiten. Die Worte „deren Zweck ist“ waren auf der Haager Konferenz Gegenstand lebhafter Erörterungen und bildeten für mehrere beteiligte Staaten die Voraussetzung für die Unterzeichnung der Erklärung. Zu den Unterzeichnern der Erklärung gehört indes Großbritannien nicht. Die von der englischen Regierung versendete Liste der Zeichner ist gefälscht. Sie wirkt zunächst Zeichnung und Ratifikation durcheinander, so daß es den Anschein erweckt, als habe Deutschland erst nur widerstrebend gezeichnet. In der Tat zeichnete aber Deutschland die Erklärung mit dreißig andern Staaten am 29. Juli 1899 und ratifizierte die Erklärung am 4. September 1900. Es war einer der ersten Staaten, die die Ratifikationsurkunde hinterlegten. Unter den Staaten, welche die Erklärung bekämpften und nicht unterzeichneten, befanden sich England und die Vereinigten Staaten. England hat sich, nachdem es im Burenkrieg von den berüchtigten, giftigen Gase verbreitenden Zydyttgranaten reichlichen Gebrauch gemacht hatte, erst bei der zweiten Haager Friedenskonferenz am 30. Jänner 1907 veranlaßt gesehen, die Erklärung nachträglich zu zeichnen und zu ratifizieren; die Vereinigten Staaten traten ihr bis auf den heutigen Tag nicht bei.

Wie heuchlerisch übrigens der mit solchen Mitteln durchgeführte Feldzug unserer Gegner gegen die Anwendung der Gasgeschosse durch Deutschland ist, womit uns unsere Feinde vorangegangen sind, ergibt sich aus den Verhandlungen des englischen Unterhauses. Dort richtete Sir W. B. Byles an die Regierung die Anfrage, ob auch die englische Regierung Gase anwenden werde, die nicht „grausam oder unmenschlich in ihrer Wirkung seien“. Der Vertreter der Regierung Tennant antwortete, er hoffe, daß die beabsichtigten Mittel „wirksam seien“. Ob sie grausam seien oder nicht, könne er nicht sagen. Ueber die in Rede befindlichen französischen Gasgeschosse berichtet die

„Gazette de Lausanne“: Die Arbeiten der französischen Chemiker verzeichnen entsetzliche Ergebnisse. Wir glauben nicht fehlzugehen, wenn wir sagen, daß die deutschen Heerführer, welche die Anwendung erstickender Gase gepredigt haben, ihren Truppen unentbehrbare Schmerzen und Stunden der Angst bereitet haben. (Abgedruckt in der „Humanität“ vom 17. Juni.) Das ist die Moral der Länder, die mit Hilfe von Besetzungsgeldern die fremde Presse erkaufen wollen, um mit gefälschten Vertragstexten Stimmungsmache zu treiben. Aber die Frage ist doch, ob der Gebrauch erstickender Gase verboten ist und ob die Geschosse, die in Flandern gebraucht wurden, unter dieses Verbot fallen. Was im Burenkrieg vorgegangen ist, kann diese eigentliche Frage ebensowenig aus der Welt schaffen, als es das vermöchte, was in England und Frankreich vorbereitet wird. (Die Red.)

Tümel, 11. 11.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 183.

TAG: 4. 7. 1915/8

In den Schützengräben an der Dubissa

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Düwel.)

Jurborg, 27. Juni.

Bevor wir Kossienie verlassen, machte ich noch den in der Synagoge internierten russischen Gefangenen einen Besuch. Die Leute waren fidel und sahen sehr gut aus. Es waren vorwiegend junge Menschen. Ungefähr zwanzig Mann drängen sofort zur Tür hin, wo ich stehen bleibe und in das ziemlich bunte und laute Getriebe hineinschaue. Unter den Leuten, die mich umringen und Neuigkeiten hören wollen, ist auch ein junger Bursche, auf dessen Brust vier Medaillen hängen. „Er will seine Orden zeigen,“ sagt jemand. „Was sind das für Orden?“ frage ich. Ein russischer Pole, der gut Deutsch spricht, bezieht sich die Medaillen, auf die der Besitzer mit einem glücklichen Nächeln herabschaut, das doch ins Verlegene hinüberspielt, als der Pole etwas spöttisch sagt: „Die sind von der Kaiser-Geburtstagsfeier!“ und als die ganze Gesellschaft den Medaillenmann auslacht, der schließlich in die allgemeine Heiterkeit miteinstimmt. Auf weitere Fragen an den Polen höre ich, daß er schon früher vier Jahre lang in Deutschland als Land- und Fabrikarbeiter tätig war. Hätte er den Ausbruch des Krieges geahnt, wäre er sicher vorher wieder nach Deutschland gegangen, um der Dienstpflicht im russischen Heere zu entgehen. „Ich möchte später nicht an Rußland ausgeliefert werden, ich wünsche sehr, in Deutschland bleiben zu können, ich und noch viele meiner Landsleute. Nur nicht nach Rußland zurück, wenn wir erst in Deutschland sind.“ Der gleichen Aeußerungen vernahm ich oft bei Gefangenen. Es sprach daraus aber niemals Haß gegen das russische Volk, sondern nur Furcht vor den Gewalthabern. Von den gleichen Gefühlen sind übrigens auch die von russischer Willkür drangsaliierten Deutschen und Juden befeelt. Ich höre aus ihren Klagen fast immer einen starken Unterton von Liebe zu Rußland und ihrer Heimat.

Nach kurzer Fahrt über schlechte Wege, bei der zwei Postenketten passiert werden müssen, haben wir die deutschen Stellungen bei B. an der Dubissa erreicht. Die Straßen, die zu den Stellungen führen, sind alle scharf bewacht, um Spionage zu verhindern. Aus demselben Grunde sollen nun alle Zivilisten aus den Ortschaften unmittelbar an der Front bis hinter die Gefechtszone zurückgeschoben werden.

Heute ist es merkwürdig ruhig an der Front. Hauptmann v. L., der uns durch die Schützengräben führt, versichert uns, daß er solche Ruhe wie heute noch nicht erlebt habe. Es treffe sich aber gut so, denn gerade heute sei damit begonnen worden, zugsweise den Leuten einen dienstfreien Tag zu gewähren. Wie ich sehe, benötigen die Dienstfreien die Zeit dazu, sich zu säubern, Sonnen-

und Wasserbäder zu genießen, Kleider in Ordnung zu bringen, Briefe zu schreiben u. s. w. Einige von ihnen haben sich auf die Jagd begeben; nicht mit dem Gewehr, sondern mit Wasser, Seife und Feuer. In der Kompagnie entlausungsanstalt frönen sie ihrem Jagdeifer. Die Einrichtung hinter dem Schützengraben ist zwar einfach, aber zweckdienlich genug, um wenigstens die dringendsten Bedürfnisse befriedigen zu können. Ein draußen errichtete niedriger Ziegelsteinofen, von drei Seiten durch Wände aus Lannenzweigen gegen Wind geschützt, das Dach aus demselben Material. Ein großer Waschkessel zum Aufnehmen der „lebendigen“ Kleider. Dann noch eine Tonne ohne Boden und mit abnehmbarem Deckel, der auf der Innenseite mit Haken versehen ist. An diese werden die Hemden, Hosen u. s. w. aufgehängt, dann setzt man die Tonne auf den Kessel. Der aufsteigende Wasserdampf bestreicht die Kleider und ihre Bewohner. So wird mit kleinen Mitteln manchem Geplagten eine große Wohlthat erwiesen. „Für eine Entlausung will ich zwei Tage fasten,“ sagte mir einer von denen, die sich gerade von ihrer „Quartierung“ befreit hatten, und ich verstehe das Motto, das in einer anderen Entlausungsanstalt dem Eintretenden in die Augen fällt: „Hölle, wo die Läuse braten, ist der Himmel für Soldaten.“

Ich bewundere die saubere Arbeit, die bei dem Aufwerfen und Ausbauen der Schützengräben geleistet worden ist, bedauere nur, daß sie nicht schon friedlicher Tätigkeit gewidmet sein konnte. Gestern haben die Russen fast den ganzen Tag wie toll geseuert. An verschiedenen Stellen der Front kam es auch zu blutiger Zusammenstößen. Heute fiel hier noch kein Schuß. Hauptmann v. L. findet keine Erklärung für die auffallende Pause in der Munitionsverschwendung auf Seite der Russen. Ueberall begegnet man dem Spielen mit der Gefahr. Nun auch hier. Einige Leute promenieren ganz ruhig, gerade als gäbe es keinen feindlichen Schützen und keine todbringenden Kugeln, hinter den Schützengräben auf und ab, suchen von höheren Punkten aus zu ergründen, was dort drüben los ist.

Das Dubissatal trennt die gegnerischen Schützengräben auf nur geringe Entfernung. An einer Stelle sind es kaum dreihundert Meter. Die deutsche Stellung ist so angelegt, daß nach meiner Ansicht ein Mann in aller Ruhe mindestens zwanzig ankommende Russen niederschießen könnte, ehe einer von diesen die Hindernisse vor dem Graben überwunden hätte. Es ist daher erklärlich, wenn der Hauptmann versicherte: „Die Stellung ist uneinnehmbar.“ Ich erkundigte mich bei den Mannschaften nach ihren Wünschen. Urlaub möchten sie haben, um schnell ihre Altermwirtschaft etwas in Ordnung bringen zu können. Es bleibt drüben ruhig, keine Spur von Leben ist zu entdecken. Nur aus der Ferne dringt der Schall einiger Schüsse herüber. Hier fällt kein Schuß. Wir verweilen stundenlang bis nachmittags, aber die Russen schicken keinen „Gruß“ herüber. Heute wollen wir noch nach Jurborg. Die siebzig Kilometer bis dorthin müssen meistens auf Sandwegen zurückgelegt werden. Ohne Aufenthalt passieren wir Kossienie. Bei der Durchfahrt bemerkte ich folgenden Vorgang: Ein Soldat hat anscheinend den Auftrag, einige Einwohner zusammenzuholen, die irgend eine Arbeit verrichten sollen. Jedesmal, wenn sich der Soldat umdreht oder fortgeht, um Leute heranzuholen, verschwinden andere mit blitzartiger Geschwindigkeit. Auf einmal steht der Soldat ganz allein da, auf leerer Straße. . . Zweimal bleibt der Wagen im Sande stecken; einmal in einem herrlichen gemäßigten

✓

Walde. Die hohen Nichten wurden noch überragt durch eigenartig schlant aufgeschossene Eichen- und Hornbäume. Ziemlich spät erreichten wir Jurborg und fanden dort Quartier in einem ehemaligen „Hotel“. Unser Zimmer war mit einigen Gasthaustischen und Stühlen, einer Matratze und einer Art Sofa ausgestattet. Ein feines Quartier, nach dem, was man hier gewohnt wird! Uebrigens war es noch sauber — verhältnismäßig natürlich — und außerdem überließ uns die polnische Wirtin, die immer von drei oder vier kleinen Kindern umgeben war, eine mit karem Wasser gefüllte Waschschüssel. Als sie am anderen Morgen auf unsere Bitte auch noch Kaffee, Milch, Brot und Butter vorlegte, fühlten wir uns so wohl wie Prinzen. Jurborg macht mit seinen breiten, geraden ziemlich rein gehaltenen Straßen einen viel freundlicheren Eindruck als Kossienie. Ein besonders reizendes Bild boten heute am Sonntag die vielen zur Kirche wandernden polnischen Frauen und Mädchen in ihren bunten Röcken und hellen Tüchern. Beinahe jede Kirchengängerin hatte einen in leuchtenden Farben prangenden Blumenstrauß in der Hand. Am Kircheneingang staut sich die Menge. Die wenigen Männer, sehr einfach gekleidet, sind sehr höflich gegen die Frauen. Ein Mann von vielleicht vierzig Jahren läßt einer älteren schlichten Frau die Hand, dann läßt er sie voraus in die Kirche gehen.

Wir fahren auf einem Motorboot zum Kriegshafen bei K. Welch ein Leben! Ersatztruppen kommen an, Munition wird an Land geschafft, ferner Lebensmittel, vor allem Mehl für die Feldbäckerei in größerer Menge. Es ist aus Deutschland herangeschafft worden. Aus einem Lastkahn bringen Gefangene ganze Wagenladungen von Brot an Land. Ein anderer Kahn ist mit Konserven beladen; er harret noch der Löschung, um nachher mit Beutestücken beladen zu werden. Verlegte finden Aufnahme in zwei dort liegenden Lazaretttschiffen. Aus den Schiffen dringt lustiger Gesang mit Mandolinbegleitung heraus. „Wenn ich komm, wenn ich komm, wenn ich wiederum komm“ . . . Auf den Rähnen haben es sich einige Verwundete in aufgestellten Stühlen bequem gemacht; sie plaudern und lesen. Jemand sagt zu einer Pflegerin: „Fräulein . . .“ Sie lacht und erwidert: „Fräulein . . . die Anrede habe ich lange nicht gehört.“ Ich frage: „Sind die Verlegten nicht wehmütig gestimmt?“ — „Nein, im Gegenteil, sie sind lustig und aufgeräumt. Nicht wahr?“ fragt die Schwester einen Landwehrmann, der einen Schuß in den Oberschenkel erhalten hat. „Aber gewiß,“ lautet die Antwort, „hier ist's doch zum Aushalten.“

In Jurborg finden wir noch Zeit, das von der polnischen Wirtin bereite Mittageessen, die zweite, etwas verstärkte Auflage des Frühstücks, einzunehmen. Die wohl über Erwarten reichliche Bezahlung macht die Wirtin noch dienstfertiger; sie will packen helfen und holt noch einmal frisches Waschwasser, als wir schon die Handschuhe

angezogen haben. Die Sandwüste bis zur Grenze zwang uns noch einigemal, den Wagen zu schieben. Als wir bei Schmallingen über die Grenze kamen, konnten wir im Auto in dreifach gesteigerter Geschwindigkeit weiterfahren. Drüben bekamen wir manchen ordentlichen Sandspitzer; jetzt flog das Auto ungehindert über die feste Bahn dahin. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied zwischen Rußland und Deutschland!

Die Kämpfe im Ortlergebiet.

Von unserem Sonderberichterstatter auf dem italienischen Kriegsschauplatz.

Trafoi, 3. Juli, ausgegeben um 7 Uhr 30. Min. abends. Von Bozen bin ich heute ins Binschgau gefahren, um zu den Stellungen der österreichisch-ungarischen Truppen an der höchsten Alpenstraße, dem Stillsferjoch, zu gelangen. Nicht zum erstenmal in der Kriegsgeschichte sieht dieses Gebiet Kämpfe. Im März 1799 errang der Unterführer Magentas General Desjollès bei seinem Zug über das Wormserjoch bei Taufers einen Erfolg über zwei Brigaden Laubaus. 1859 kämpfte auf dem Stillsferjoch die österreichische Brigade Huny gegen Garibaldiner unter Oberst Medici, trieb diese in die Enge und hätte sie durch Flankierung in enge Felsgänge geworfen. Sie wären wohl völlig zusammenkartätscht worden, wenn nicht die nachmittags eintreffende Nachricht von der eben abgeschlossenen Konvention von Villafranca dem Gefecht ein Ende bereitet hätte. Auch der Krieg von 1866 sah einen Kampf am Stillsferjoch. Wieder standen einigen tausend Österreichern Garibaldiner gegenüber. Schon der erste Zusammenstoß brachte unter den Italienern große Verwirrung hervor. Erst als Verstärkungen herankamen, gelang es ihnen, sich wieder einigermaßen zu reetablieren.

Jetzt liegen die Truppen in Stellungen, die an einzelnen Stellen bis auf 3000 Meter hinaufklettern, wiederum gegenüber. In Fels und Gletscherstellungen sperren österreichisch-ungarische Abteilungen den Weg

von Sektlin nach Tirol. Allerdings haben die Italiener bis heute wenig Lust gezeigt, einen Versuch zur Erzwingung dieses Weges zu unternehmen. Wie auf der ganzen Tiroler Front führte auch hier das Vorgehen des Feindes durch seine ganz rätselhafte Defensivtaktik zu der Tatsache, daß unsere Hauptstellung auf — italienischem — Boden verläuft.

Die italienische Linie klammert sich an die Straße gegen Bormio und an die Bocca di Forcola. Die italienischen Hotels am Joch sind in unserem Stellungsbereich. Wenn man an die Art und Weise denkt, wie Italien in den Krieg zog, dann kann man auch, wenn man nun schon seit längerer Zeit Zeuge der Befreiung Südtirols ist, nicht umhin, immer aufs neue über den Alpenzug Cadornas den Kopf zu schütteln. Die ganze Tätigkeit des Gegners im Stillsferjochgebiet beschränkt sich bisher auf eine schwächliche Kanonade.

Als der Krieg begann, waren von österreichischer Seite auf dem Joch nur ganz kleine Patrouillen. Sie gingen anfänglich von ihrem Posten zurück, da die Verteidigungslinie etwas hinter dem Grenzstrich lag. Nun harter man des italienischen Vorstoßes. Wirklich griffen sie Ende Mai an, aber schon die ersten Schüsse trieben die vorgehenden Alpini zurück. Aus der Linie Monte Braulio-Bocca di Forcola, wo sie dicht an der schweizerischen Grenze Artillerie eingebaut

hatten, begannen sie nun mit 120 Millimeterkanonen auf die Ferdinandshöhe zu feuern. Vorsichtig waren die Geschütze aber so weit von unseren Deckungen aufgestellt, daß ihr Ertrag noch gerade ausreichte, um Treffer möglich zu machen. Wenig glänzend verlief auch die Episode am Scorsuzzo. Ein Artilleriebeobachter setzte sich auf dessen Kuppe mit einem Zug Infanterie und Maschinengewehren fest. Unsere Truppen erhielten den Befehl, den Gegner von dem wichtigen Gipfel zu vertreiben. Prompt wurde das befohlen; so schnell nahmen die Italiener Reißaus, daß sie sogar ihre Mäntel liegen ließen.

Von da an beschränkten sie sich bis in die ersten Junitage auf artilleristische Tätigkeit. Jeden Tag suchten sie unsere neue Front durch ihre Granaten zu erschüttern. Dann gingen sie neuerdings mit Infanterie an. Eine Kompanie kam gegen die österreichische Linie heran; das Hotel Ferdinandshöhe wurde wieder ausgiebig mit Granaten und Schrapnells belegt; 62 Granaten, die in einer schwachen halben Stunde ankamen. Im übrigen richteten sich die Italiener wie an der Gardaseefront auch hier zur Verteidigung ein. Unterhalb des Vitelsbachs arbeiten sie Tag und Nacht an der Herstellung von Befestigungen.

Wie es mit der Tapferkeit des Gegners bestellt ist, dafür erhielt heute ein Offizier einen schlagenden Beweis, der auf 2500 Meter Distanz probeweise einige Gewehr-schüsse auf schanzende Italiener abgab und dadurch die sofortige Einstellung der Arbeit erzielte. Aber auch ein paar hundert Schritte weiter rückwärts lagernde Reserven schlossen sich der Flucht schleunigt an.

Man darf aber trotzdem nicht glauben, daß der Krieg an der Tiroler Westfront leicht sei, das Gebirge stellt an die Truppen große Anforderungen. Oft geht Neuschnee nieder, auch Lawinen bedrohen manchmal den Umkreis der Stellungen. Die Nächte sind außerordentlich kalt; am Tage sind die häufigen Nebel sehr unangenehm. Dazu gesellen sich die Gefährlichkeiten der Gletscherkämpfe. Am Stillsferjoch sind diese zwischen Patrouillen recht häufig. Italienische Patrouillen pirschen sich gelegentlich gegen die Geister- und Nagler Spitze und den zwischen diesen fließenden Ebenferner heran. Dort kommt es dann bei solchen Gelegenheiten in der Region des ewigen Schnees zu blutigen Scharmüßeln. In dieser Region leisten als Beobachter Skipatrouillen gut: Dienste. In zahlreichen Fällen haben diese in allen Sätteln der Hochalpinistik gerechten kühnen Leute außerordentlich wertvolles Material beigebracht.

(Haldgabel) (Lagerort: 2000)

TAB. 2. F. V. 12. 17

Nr. 182

Sehr schwierig gestalten sich die Transportverhältnisse. Tragtiere, die willig die steilsten Pfade hinaufklimmen, versagen auf bestimmter Höhe, und auf die menschliche Kraft ist dann alles abgestellt. Ununterbrochen sieht man auf schmalen Felsbändern Trägertolonnen, die sichern Schritts alles Notwendige in die exponiertesten Stellungen bringen. Aber auch Geschütze müssen auf solchen Wegen vorwärtskommen und nur durch Zerlegen ist das möglich. Die Rohre werden in Schlitten gelegt; bisweilen auch in eigens konstruierten Karren mit Rollen geschleift, ein Werk tagelanger Mühen. Über die Schnee- und Firnfelder, die oft an jäh abstürzenden Abgründen vorbeiführen, ist ein Transport nur früh morgens und spät abends möglich, denn tagsüber breunt grell die Sonne auf den Schnee und jeder Versuch, ihn mit Artillerie zu passieren, würde in der Tiefe enden.

Cunow, Heinrich.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 185

TAG: 6. 7. 1915
117

Kriegskosten und Kriegsteuern.

Von Heinrich Cunow (Berlin).

Als der jetzige Völkerring begann, wurden in der Presse auf Grund früherer finanzieller Erfahrungen, vornehmlich der Kosten des deutsch-französischen Feldzuges von 1870/71, allerlei Berechnungen über die voraussichtlichen Kriegsausgaben der von dem gewaltigen Ringen beteiligten Staaten angestellt. Wie so manche andere Schätzungen und Voraussetzungen haben sich auch diese im Verlauf des Krieges zumeist als unrichtig herausgestellt. Die heutige Kriegsführung ist weit teurer, als man angenommen hätte. Nach einer von der Schweizerischen Kreditanstalt in ihrem jüngsten Monatsbericht veröffentlichten Zusammenstellung betrug die eigentliche Kriegsanleihschuld Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, Englands, Frankreichs und Russlands bereits Ende Mai dieses Jahres die enorme Summe von ungefähr 62 Milliarden Mark. Nicht mitgerechnet sind hiebei verschiedene Schatzscheine-emissionen, deren Höhe sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt; ferner fehlen die nicht kontrollierbaren Bankvorschüsse, die aus besonderen Kriegs- und Reservefonds herangezogenen Mittel, die durch Kriegskontributionen und Kriegsaufgaben aufgebrachten Summen sowie die schwebenden Schulden für noch nicht bezahlte Kriegslieferungen. Wie hoch sich alle diese Beträge belaufen, läßt sich kaum abschätzen, doch dürfte es nicht zu hoch gerechnet sein, wenn man mit Einschluß der obigen 62 Milliarden die Gesamtsumme der bisherigen Kriegskosten allein für die fünf genannten Großmächte, also ohne die Kriegsausgaben der Türkei, Belgiens, Serbiens, Montenegros und Italiens, auf mindestens 80 Milliarden Mark schätzt. Das sind jedoch nur die eigentlichen Kriegskosten. Nicht miteingerechnet sind die Kriegsverluste, die durch die Zerstörung von Ortschaften, Eisenbahnen, Kanälen, Fabrikanlagen, Gruben, Feldern, Aedern, Vorräten u. s. w. in den Kriegsgegenden entstanden sind. Ebenso sind auch in der obigen Summe nicht die Verluste an Guthaben im Ausland, nicht die Werte der untergegangenen Kriegs- und Handelsschiffe nebst ihren Ladungen, nicht die Abnutzung der Kriegsausrüstung, nicht die Wertverminderung so mancher

Gewerbebetriebe und die Beeinträchtigung des Handelsverkehrs mit dem Ausland enthalten. Und vor allem fehlt noch die Riesensumme, die nach Beendigung des Krieges alljährlich erforderlich sein wird zur Bezahlung der Pensionen und Unterstützungen für die Verwundeten, Invaliden und Hinterbliebenen der Kriegsteilnehmer — eine Summe, die sich heute selbst für Deutschland noch nicht mit einiger Sicherheit abschätzen läßt; doch kann soviel als gewiß gelten, daß der Jahresbetrag von 800 bis 1000 Millionen Mark, der vor kurzem in einigen Blättern genannt wurde, für das Deutsche Reich bei weitem nicht ausreichen wird.

Und während in dieser Weise die Kriegskosten und Kriegsverluste zu Riesensummen anschwellen, schwindet andererseits selbst für die Staaten, die schließlich aus dem blutigen Massenkampf als Sieger hervorgehen werden, immer mehr die Aussicht, die aufgewendeten enormen Mittel nach Friedensschluß vom Gegner ersetzt zu erhalten. In englischen Finanzblättern wurde zwar jüngst verlangt, zur gründlichen Ruinierung des deutschen Wirtschaftslebens müsse dem Deutschen Reich neben anderen „Straflasten“ eine Kriegsschädigung von drei bis fünf Milliarden Pfund, also 60 bis 100 Milliarden Mark, aufgezwungen werden. So charakteristisch solche Forderung für die Denkweise und den Größenwahn der englischen Handelsbourgeoisie ist, so wenig Wert hat sie jedoch in finanzieller Hinsicht, noch weniger als die schönen Träume deutscher kapitalistischer Blätter, die darauf vertrauen, daß nicht nur die ganzen Kriegsausgaben und Verluste des Deutschen Reiches von England und Frankreich zurückerstattet werden müssen, sondern auch noch ein ansehnlicher Milliardenüberschuß verbleibt. Die Einforderung solcher Riesensummen wird sich einfach nach Kriegsende als eine ökonomische Unmöglichkeit herausstellen, denn je länger der Krieg dauert, um so erschöpfter werden sich die kriegführenden Staaten beim Friedensschluß gegenüber stehen. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sich einzelne Länder, wie zum Beispiel Rußland und Italien, vielleicht auch Frankreich, wenn sich der Krieg noch lange hinzieht, schließlich vor dem Staatsbankrott gestellt finden. Ein Teil der Kriegsausgaben mag sich sicherlich durch dem Gegner auferlegte Kriegsschädigungen wieder einbringen lassen, die gesamten aus dem Kriege erwachsenen Lasten in keinem Falle. Immer wird auch dem Sieger eine starke Kriegsschuldenlast verbleiben, die von der eigenen Bevölkerung getragen und gedeckt werden muß. Das aber bedeutet eine weitere Anziehung der Steuer-schraube, Steuererhöhungen und Vermehrungen, wie wir sie noch niemals seit dem Bestand des neuen Deutschen Reiches erlebt haben.

Wie sollen die erforderlichen Summen aufgebracht werden? Für die Sozialdemokratie ergibt sich als erste Forderung die Durchführung einer Kriegsteuer, die

am besten mit einer allgemeinen Reichsvermögenssteuer — nicht der 1917 in Kraft tretenden Vermögenszuwachssteuer — verbunden würde. Bekanntlich hat England bereits zur Deckung eines Teiles der Kriegskosten Zuschläge zu verschiedenen Steuern eingeführt, deren Ertrag für das Etatsjahr 1915/16 auf 1310 Millionen Mark veranschlagt wird, und zwar erhofft man folgende Mehreinnahmen durch die Erhöhung der

Einkommensteuer . . .	775 Millionen Mark		
Zusatzsteuer	120	"	"
Biersteuer	350	"	"
Theesteuer	65	"	"

Vornehmlich treffen diese Kriegsteuerzuschläge die Wohlhabenden. Nur die Erhöhung der Bier- und Theesteuer belastet ebenfalls die ärmeren Volksschichten. Die 895 Millionen Mark betragenden progressiven Zuschläge zur Einkommen- und Zusatzsteuer treffen fast ausschließlich die Gutstuierten, denn es sind daran nur 1.100.000 Zensiten beteiligt, zudem sind für die unteren Einkommensklassen die Erhöhungen verhältnismäßig niedrig. Die Hauptlast haben die großen Einkommen zu tragen. Ein Mann mit 40.000 Mark Einkommen zahlt zum Beispiel jetzt an direkter Steuer 12½ Prozent = 5000 Mark, ein Mann mit 100.000 Mark Einkommen 15 Prozent = 15.000 Mark.

Auch das Schweizervolk hat am 6. Juni in allgemeiner Abstimmung der Erhebung einer Kriegsteuer zugestimmt, die ungefähr 80 Millionen Franken erbringen soll und bei einem Vermögen von 10.000 Franken und bei einem Erwerb von 2500 Franken beginnt, progressiv steigend, so daß beispielsweise ein Vermögen von 10.000 Franken nur 10 Franken, ein Vermögen von 1 Million dagegen 11.600 Franken an Kriegsteuer zahlt.

Warum sollten ähnliche ertragsreiche Kriegsteuern nicht bei uns eingeführt werden? Besonders müßten die hohen Kriegsgewinne, die seit Kriegsbeginn von manchen Betrieben eingehemmt worden sind, zu hoher Besteuerung herangezogen werden. Wie die letzten Abrechnungen einer Reihe Aktiengesellschaften beweisen, sind an den Kriegslieferungen teilweise geradezu Riesenerträge verdient worden. Während ein Teil der Bevölkerung auf den Schlachtfeldern Blut und Leben läßt, ein anderer Teil sich mühsam durch die jetzige Teuerung- und Entbehrungszeit hindurchschlägt, hat gar manchen der Krieg zur Anhäufung enormer Reichtümer verholfen. Dies gilt nicht allein von der eigentlichen Rüstungsindustrie und anderen mit Massenerzeugnissen für Heer und Flotte bedachten Werken, auch die Industriezweige, die solchen Werken Roh-, Hilfs- und Halbstoffe lieferten, haben vielfach hohen Gewinn erzielt, und neben ihnen die Großagrarien, denen die Preissteigerungen für Getreide, Schlachtvieh, Butter, Eier, Gemüse reiche Profite abwarfen. Sie alle müssen gezwungen werden, einen Teil des ihnen durch den Krieg ohne ihr Verdienst zugefallenen Mehrgewinnes zur Deckung der Kriegslasten wieder herauszugeben, und zwar einen beträchtlichen Teil. Die Steuerbemessung des Mehrgewinnes nach dem Reichsvermögenszuwachssteuergesetz wäre nichts als eine Farce.

Freilich, eine solche Kriegsteuer, und wäre sie noch so hoch, reicht allein bei weitem nicht zur Aufbringung der erforderlichen Summen aus. Neben der Kriegsteuer muß daher eine Reichseinkommensteuer und eine diesen Namen verdienende Reichserbschaftsteuer nach englischem Muster treten. Auch die Einführung verschiedener Monopole, vornehmlich des Tabak- und Branntweinmonopols, wird sicher von der Regierung gefordert werden.

Der Sozialdemokratischen Partei, besonders unserer Reichstagsfraktion, harren hier schwere Aufgaben und Kämpfe; denn mit völliger Gewißheit läßt sich voraussehen, daß nach altem Rezept versucht werden wird, durch Erhöhungen und Vermehrungen der Verbrauchssteuern und ähnlicher schöner „Steuerreformen“ die Hauptlast auf die ärmeren Volksschichten abzuwälzen. Um solchen Bestrebungen energischen Widerstand leisten zu können, sind aber Geschlossenheit, Disziplin und Einigkeit innerhalb unserer Partebewegung nötig. Sie sind die ersten Vorbedingungen für die Lösung der großen „Steuerfragen“, die sich alsbald nach Kriegsende einstellen werden, im Sinne und im Interesse der deutschen Arbeiterschaft.

Von Przemyśl nach Pemberg.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Jaroslau, 20. Juni.

Die verbündeten Truppen waren am Fronleichnamstage, mit Feldblumen und grünen Zweigen geschmückt, in Przemyśl eingezogen, und die Stadt gleich tagelang einem einzigen großen Heerlager. Soldaten aller Waffengattungen wohin man blickte. Hier rastete ein Regiment und die Soldaten lagen in voller Marschrüstung, tief gebräunt und verstaubt, auf den Bürgersteigen und schliefen. An ihnen vorbei marschierte Kolonne um Kolonne, Regiment um Regiment, Batterie um Batterie — alle mit Laub und Blumen geschmückt, die sie selbst aus dem Felde mitgebracht hatten — ein eigenartiger Fronleichnamsaufzug.

Von allen Seiten kamen die Truppen in die Stadt. An den Straßenkreuzungen standen Offiziere und hielten die Ordnung aufrecht. Keine Störung, jeder gehorchte auf den Wink und die ganze Masse floss glatt vorüber. Die Geschäfte waren gesperrt, nirgends etwas zu kaufen, was der Soldat braucht. Keine Erfrischung, kein Stück Brot, keine Zigarette.

So ging es Tag und Nacht — dann wurde es wieder still in Przemyśl. In den Straßen spazierten gepudzte Damen, Beamte lehrten zurück und trugen neue Uniformen. Man verstand wieder nur eine Sprache — die polnische. Am Marktplatz saßen Bäuerinnen und hielten Eier, Salat und Bohnen feil. Hier und da war auch wieder ein Jude zu sehen, der sich auf geschickte Weise der Abschlebung entzogen hatte, und er öffnete sein meist leeres Geschäft. Bald erhielt man auch wieder zu essen, selbst zu trinken — um teures Geld natürlich. Versteckte Vorräte kamen zum Vorschein und langsam entwickelte sich wieder der Handel.

Ich verließ mit meinem Reisegefährten die friedlich gewordene Stadt und fuhr dem dumpfen Donner nach, der fern von Osten herüberbrüllte. Über Medyka hinaus war der Feind in vorbereiteten Stellungen wohl verschanzt und die verbündeten Truppen hatten ihn dort wieder angefaßt. Der Kommandeur der bayrischen Division General v. Kneußl stand dort mit seinen wackeren Bayern und hatte uns mitteilen lassen, daß ein Angriff vorbereitet sei, und wir rasch kommen müßten, wenn wir dabei sein wollten.

Przemyśl lag bald hinter uns und wir eilten, so schnell uns das Auto trug, durch die dichten Staubwolken, die die Trains aufwirbelten — vorüber an der stattlichen Reihe alter österreichischer Festungskanonnen, die an der Straße in Reih und Glied wie zur Parade bestanden. Die Russen hatten sie aus den Festungswerken hierher gebracht, vielleicht um sie als Siegesbeute nach Rußland zu führen, vielleicht um dem Zaren eine Augenweide zu bereiten; sie waren hier stehen geblieben, da die Russen nicht mehr Zeit hatten, sie wegzuschaffen. Wir fuhrten vorüber an zerstörten Festungswerken, wo bereits eifrig „aufgeräumt“ wurde, — vorüber an den ausgebrannten Häusern, den zerstörten Dörfern und zerstampften Feldern, an den Schützengraben der Unrigen und an denen des Feindes,

an den kraterähnlichen Geschloßgruben und an den Drahthindernissen. Wir bogen endlich von der Grodekter Straße gegen Medyka ab, um den Wald zu erreichen, hinter dem sich der Angriff abspielen sollte.

Eine Fliegerjagd.

Ehe wir das Dörfchen Bucow erreichten, spielte sich vor unseren Augen eine Kampfszene ab, die man sehr selten zu beobachten Gelegenheit hat: die Beschießung von bombenwerfenden feindlichen Fliegern. Zwei russische Flugzeuge kreuzten über dem Dörfchen und ließen ihre mit Ekrafit gefüllten Besuchskarten fallen. Vor und hinter ihnen platzten die Schrapnelle, die ihnen die deutschen Batterien zusandten, und was in der ganzen Gegend ein Gewehr trug, stand und schoß wie wütend gegen die beiden Flugzeuge. Es war nicht eben sehr gemütlich, denn abgesehen von den russischen Bomben konnte uns auch ein Geschloß der Unserigen treffen. Doch da wir mitten in dem Jagdgebiet waren, überflog uns jedes niederfallende Geschloß.

Die Beschießung war wirkungslos, obwohl an Munition nicht gespart wurde. So ist es in den meisten Fällen. Es gibt heute noch kein Mittel, ein hoch in der Luft sich bewegendes Ziel rasch und genau zu bestimmen. Treffer sind daher Zufallsache, und das Herunterholen eines Flugzeuges durch Beschießung ist eine große Seltenheit. Ich habe bisher fünf Flugzeugbeschießungen gesehen, keine allerdings aus so unmittelbarer Nähe und von solcher Heftigkeit wie diese. In drei Fällen wurden die feindlichen Flieger wenigstens verjagt. Diesmal kümmerten sich die russischen Flugzeuge um die Beschießung nicht, sondern zogen ruhig ihre Kreise und warfen ihre Bomben ab.

Im Ortchen Bucow lagen deutsche Truppen und ihnen scheinen die Bomben vor allem zugebacht gewesen zu sein. Mehrere Würfe waren bereits fehlgegangen und hatten in den Feldern eingeschlagen. Da erfolgte plötzlich mitten im Dorf ein Sprengschlag, eine schwarze Rauchsäule stieg auf, und noch vor diese nicht zusammengefunken, als schon Flammen über den Dächern emporstiegen.

Jetzt erst entfernten sich die russischen Flieger und die Beschießung hörte auf. Wir fuhrten dem brennenden Dorfe zu, das kaum einen Kilometer weit vor uns lag. Schon brannten vier Häuser, als wir ankamen. Die Bombe war in eine Scheune gefallen und hatte diese und die umliegenden Hütten in Brand gesetzt. Die deutschen Soldaten (Bayern) waren eifrig am Rettungswerk. Aus dem Brande heraus knatterte es, wie wenn darin gekämpft würde. Es waren Patronen liegen geblieben, die jetzt in der Hitze explodierten. Auch eine Handbombe war darunter. Leider gab es dabei auch mehrere Verwundete. Ob in der getroffenen Scheune Soldaten waren, die der Bombe zum Opfer fielen, konnte nicht sofort festgestellt werden. Es ist aber unwahrscheinlich, denn die Beschießung der russischen Flieger hatte gewiß alle ins Freie gezogen und jeder Soldat hatte sich mit seinem Gewehre an der Jagd beteiligt. Die Bevölkerung — Weiber, Kinder und alte Männer — schleppte ihre geringen Habseligkeiten aus den gefährdeten Hütten und trug sie in die Felder. Einige saßen auf ihren Strohdächern, um

mit Hacken und Rechen die überspringenden Funken zu ersticken. Andere brachten in kleinen Kübeln Wasser und gossen es ohne Überlegung in die Flammen. Röhrend und tonisch zugleich war ein altes Weib, das eine hölzerne Handspritze, nicht größer als ein Arm, daherbrachte und eifrig ihr Strohdach bespritzte. Das Häuschen wurde gerettet, freilich nicht durch das dünne Wasserstrahlchen aus der Handspritze, sondern durch die Arbeit der Soldaten, die die brennende Hütte nebeneinander zusammerrissen. Das rührendste Bild von Heimatsliebe bot eine Storchfamilie, deren Nest auf dem Dachstuhl einer Scheune lag. Während das Feuer ringsum emporloderte, saß die Storchin auf ihren Eiern, neben ihr der Storch, aufrecht, mit halbgeöffneten matthängenden Flügeln und weitaufgesperrem Schnabel — ein Symbol der Treue in Todesgefahr, wie es schöner nicht gedacht werden kann. Die Soldaten müssen das empfunden haben, denn sie retteten auch diese Scheune, die aufs äußerste gefährdet war, und als wir spät abends wieder durch Bucow fuhren, stand der Storch noch immer neben dem brütenden Weibchen inmitten der rauchenden Brandstätte — wie ein Triumphator.

Das Gefecht bei Jozesowka.

Unser Aufenthalt bei dem Brande von Bucow mußte kurz sein, denn jenseits des Waldes tobte das Gefecht, dem wir beiwohnen wollten.

Vorerst einige Worte über die damalige Lage. Die Russen hatten nach dem Rückzug von Przemysl eine Abwehrlinie inne, die — von Norden nach Süden — ungefähr dem San bis zur Einmündung der Lubaczowka nördlich Jaroslaw folgte, von der Lubaczowka

zur oberen Wisznia überging und gegen Süden am Dnjestr verlief. Ich sah unsere Angriffslinie von Südostgalizien beginnend und kam kurz vor der Wiedernahme Przemysls zur Armee Böhm-Ermolli, die aus der Gegend von Sambor nach Norden gegen die Straße Przemysl-Grodzel angelegt war. Dort sah ich den schweren Kampf um den Gaywald südöstlich Moscziska, wo unsere Truppen bis in die Drahthindernisse gelangten, aber an diesem Tage nicht weiterkamen, da es nicht gelang, diese Hindernisse ohne ungeheure Menschenopfer zu beseitigen. Die Russen hatten diese Stellungen schon während der Sankämpfe im Oktober des vorigen Jahres angelegt und mit doppelt geslochtenen Drahthindernissen umgeben. Unsere Drahtschere erwies sich zu schwach zum Durchschneiden dieser starken Drahtgeschlechte. Darum stockte trotz guter Artillerievorbereitung an jenem Tage der Angriff, der den Russen die Grodzeler Straße, die einzige Rückzugslinie von Przemysl gegen Lemberg, verlegen sollte. Der Armeekommandant General Böhm-Ermolli widersprach damals der Lodung, durch Einsetzen neuer Kräfte den Angriff sofort wiederholen zu lassen, denn der mögliche Erfolg wäre in keinem Verhältnisse zu der Größe der eigenen Opfer, die der Angriff erfordern würde, gestanden. Die Russen, die damals auf der Grodzeler Straße entwischt, sind inzwischen ohne allzu große Opfer geschlagen und viele von ihnen gefangen genommen worden, und die Operationen der Verbündeten erlitten keine Verzögerung. Die Armee Böhm-Ermolli konnte nach dem Rückzuge der Russen von Przemysl, der in der folgenden Nacht geschah, nachdrücklich den Vorstoß gegen Grodzell aufnehmen und gewann rasch Raum.

Von Sambor begaben wir uns nach Przemysl und sahen, als wir auf der toten Straße von Dobromil nordwärts fuhren, noch den Kampf um die östlichen Forts der Festung. In den nächsten Tagen wichen die russischen Truppen gänzlich über Medzka zurück und setzten sich in der nördlichen Fortsetzung jener Linie fest, die von der Armee Böhm-Ermolli angegriffen war. Der Kampfplatz, den wir von Przemysl aus besuchten, lag also nicht weit von jenem, auf dem wir einen Tag vor der Wiedernahme Przemysls weilten.

Wir hatten hier das Glück, auf einen Punkt geführt zu werden, von dem aus das ganze Gefechtsfeld wie ein Schachbrett vor uns lag. Unter dem Dörfchen Bucow liegt ein ausgedehnter Wald, durch den die Straße führt. In diesem Walde lagerten Reserven und Gefechtsstrains und dort standen auch mehrere bayerische Batterien, die bereits in vollster Tätigkeit waren, als wir den Wald durchheilten. Am jenseitigen Waldrande ließen wir unser Auto gedeckt zurück und begaben uns, geführt von einer Ordnungszug des Armeekommandos, zu unserem Beobachtungspunkt, einem Hügel, der etwa eineinhalb Kilometer vom Waldrande entfernt lag.

Je höher wir kamen, desto weiter wurde die Aussicht, bis wir durch einen Verbindungsgraben unser Ziel — eine schützengrabenähnliche Deckung am vorderen Rande des Hügels — erreicht hatten und das ganze Gefechtsfeld, beschienen von der Nachmittagssonne, die in unserem Rücken stand, vor uns lag.

Die Stunden, die ich bis zur Dämmerung auf diesem Hügel verbrachte, gehören zu den eindrucksvollsten, die ich in diesem Kriege durchlebte. Dem Infanteriefeld war ich an anderen Stellen schon näher als dort, nie aber sah ich ein so geschlossenes Kampfbild wie damals und nie stand ich so mitten im Toben der Schlacht, wie an jenem Tage.

Das Gefechtsfeld, das ich über sah, hatte eine Ausdehnung von etwa fünf Kilometer im Viertel und war gegen Südosten, meinem Aussichtspunkte gegenüber, von einer flachen Hügelkette, zu der sich das muldenförmige Gefechtsfeld sanft erhob, eingesäumt. An dem Rande dieser Hügelkette, an der Waldparzellen, Häusergruppen, einzelne Gehöfte — rechts der Metzerhof Jozesowka, links das Dörfchen Hodynie — lagen, zogen sich die feindlichen, stark mit Stacheldraht gesäumten Infanteriestellungen hin, die man bei der günstigen Beleuchtung mit freiem Auge so genau sah, daß einzelne Personen, die sich dort erhoben, erkennbar waren. Der Wald von Wygoda zog zur rechten Hand von unserem Beobachtungshügel gegen Jozesowka hin. Zur linken Hand, etwa fünfzig Meter von uns, lag ein kleiner Hügel, der die Aussicht nach links leicht verdeckte und eine vorgeschobene Artilleriebeobachtung barg. An der uns zugeneigten Seite dieses Hügels lagerte in Deckungsgräben Stabsmannschaft. Die Artillerie der Bayern war im Walde rechts und in den Geländefalten in unserem Rücken aufgestellt. In dem Graben, in dem wir Aufnahme fanden, hatte der Artilleriebrigadier mit seinem Stabe seinen Beobachtungsstand aufgeschlagen. Drähte liefen zu den einzelnen Batterien und zu den vorgeschobenen Beobachtungspunkten. Die Batteriekommandanten befanden

Nr.:

TAG:

sich hier und gaben durch die Fernsprecher ihren Batterien die Befehle.

Wir wurden sehr freundlich willkommen geheißen, aber ermahnt, uns nicht zu sehr zu zeigen, weil wir nicht nur selbst eins abbekommen könnten, sondern den ganzen Beobachtungsstand in die missliche Lage brächten, von der feindlichen Artillerie ausgehoben zu werden. Diese Mahnung wurde gelegentlich wiederholt, im übrigen kam man uns mit der größten Liebeshörigkeit entgegen, gestattete uns die Benützung der Scherenferrohre und der sonst vorhandenen Gläser, gab bereitwilligst jede Auskunft und teilte brüderlich das Brot mit uns.

Wir waren zur rechten Zeit gekommen. Kurz nach unserer Ankunft steigerte sich das Artilleriefeuer der bairischen Batterien zur vollen Stärke. Es war ein Donnern und Krachen ringsum und ein Pfeifen und Gurgeln und Heulen in der Luft, wie wenn die sagenhafte Wilde Jagd über unseren Köpfen hinwegginge. Es ist schwer, den Eindruck dieses Tobens einer starken Artilleriebeschießung zu schildern. Vielleicht hilft mir ein Vergleich. Ich wurde einmal am Ufer des Attersees von einem Gewittersturm überrascht und fand in einem Bauernhaus Untersand, als das Donnerwetter losbrach. Es war um Mittag, und es wurde Nacht. Mitternacht fuhren durch die Finsternis und bei ihrem Aufleuchten sah ich unter der Gewalt des Sturmes die Bäume vor den Fenstern sich zur Erde neigen und den See draußen sich aufbäumen. Und mit dem Krachen der Donnerschläge und dem schweren Rollen wetteiferte das Heulen und Toben des Sturmes, der an den schlecht schließenden Türen und Fenstern rüttelte und mit langgezogenen klagenden Lauten um das Haus pfiff, das in allen Fugen krachte und stöhnte. Dann ein grelles Aufleuchten und gleichzeitig ein scharfer kurzer Krach — es hatte in der Nähe eingeschlagen. Ein Augenblick tiefer Stille. Die Windsbraut hielt den Atem an — aus Achtung vor der gebietenden Stimme ihres Herrn. Dann aber brach sie mit neuer Wut gegen das Haus los, bis ein erlösender schwerer Regenguß niederströmte und bei fern vergollenden Donnerschlägen das Tageslicht wiederkehrte.

Wer hat nicht Ähnliches schon erlebt? Man denke sich die Nacht weg und den Regen und jede freie Mitwirkung der Natur — dafür wolkenlosen Himmel und die Sonne freundlich niederstahlend auf die grünenden und blühenden Äcker. Und in diesem freundlichen Bilde dasselbe Pfeifen und Heulen und Toben, dasselbe

Krachen und Donnern und dasselbe Tosen und Brausen eines aufgewühlten Sees. Das ist der Artilleriekampf, der über die Köpfe unserer braven Soldaten hinwegtobt, ehe die Stellung des Feindes zum Angriffe reif ist — ehe es zum Sturme kommt.

So war es an jenem Tage, als die Bayern artilleristisch den Sturm auf die russischen Stellungen bei Tschesowka vorbereiteten. Noch eindrucksvoller als das Donnern der Kanonen war die Wirkung des Geschützfeuers, das auf eine verhältnismäßig kurze Strecke der feindlichen Stellung zusammengezogen war. Für die Wirkung der einschlagenden schweren Granaten habe ich keinen passenden Vergleich. Die leichten Granaten gehen auf wie schwarze oder braune Springbrunnen und sinken ebenso abrieselnd zusammen wie diese. Die schweren Granaten aber müssen wohl dem Ausbruche eines feuerpeienden Berges gleichen — einen solchen Ausbruch habe ich jedoch noch nicht gesehen. Die schwere Granate, besonders aber die Bombe der 305-Zentimeter-Mörser, scheint langsam wie ein großer Vogel mit mächtigen Schwingen durch die Luft zu streichen; man kann das nur allmählich fortschreitende Heulen lange verfolgen. Dann aber erzittert die Erde und am Ziel steht plötzlich eine mächtige Wolke von Rauch und Erde da — in zahllosen Formen: wie ein großer Brand, wie eine mächtige schwarze Springflut, wie ein auf der Spitze stehender Riesenkegel, wie eine Gruppe von gewaltigen tausendjährigen Eichen, wie ein riesenhafter schwarzer Karstfelsen. Und sieht man mit dem Glase zu, so wirbeln in dieser Sprengwolke große Erdknollen, Steine, Balken und was sonst noch auf dem Einschlagplatze lag. Nur langsam, oft erst nach Minuten, sinkt das Ganze wieder zusammen.

Mehr als eine Stunde lang dauerte die heftige Beschießung der russischen Linien mit allen Kalibern, Sprengkegel stand an Sprengkegel, und das Ganze bildete schließlich eine einzige qualmende Wand am Horizont, in der es zuäzte und blitzte; und wogte. Häuser gingen in Flammen auf, Dörfer brannten.

Jetzt rückte die Infanterie zum Sturme vor. In langen Linien, aufrecht wie eine Kette von Jägern schritten sie dahin gegen die Drahthindernisse des Feindes. Plötzlich das hastige Klopfen und Rochen von Maschinengewehren — die Schwarmlinie deckte sich im Grase und verschwand. Bald erschien wieder eine Plänklergruppe, sprang zehn, zwanzig Schritte vor und verschwand wieder. Aus dem Walde rechts kam eine neue Schützenlinie zur Verstärkung, über ihr tauchten

weiße Wölkchen auf, die mit scharfem Blicke aufspangen — feindliche Schrapnells! Die bayrische Artillerie verlegte ihre Ziele weiter nach rückwärts — gegen die feindlichen Reserven und die feindlichen Geschützstellungen. Die Infanterie arbeitete sich im feindlichen Schrapnell- und Granatfeuer immer weiter vor gegen die Drahthindernisse. Der Kampf war heftig und schwer, der Feind trotz der mächtigen Artilleriebeschiczung überaus zähe und anscheinend sehr stark.

Während so der Kampf weiter ging und wir atemlos sein Fortschreiten verfolgten, vernahmen wir plötzlich ein Surren in der Luft. „Feindlicher Flieger, alle Batterien Feuer einstellen — Fliegerbedeckung!“ lief das Kommando durch die Drähte zu den Batterien. Das Artilleriefeuer verstummte sofort und der russische Flieger konnte sich nun die Batterien, die kein Lebenszeichen mehr von sich gaben, durch kein Aufblitzen des Mündungsfeuers sich verrieten, wohl aber mit kleinen Bäumchen und Zweigen verhüllt waren, suchen. Er fand keine von ihnen, aber unseren Beobachtungsgraben, sowie die Stelle der Reserven auf dem Hügel vor uns scheint er erspäht zu haben, denn kaum war er niedergegangen, erschienen auch schon die feindlichen Schrapnellgrüße in unserer Nähe, bald darauf Granaten — zuerst zu weit, dann zu kurz, dann seitlich abseits. Plötzlich ein scharfes Pfeifen, ein Sprengschlag — auf dem nahen Hügel vor uns, wo sich vorgeschobene Beobachter und Reserven befanden, erschien ein Erdbeleg mitten im Graben. Eine Minute später kam die telephonische Meldung: „Granate mitten im Beobachtungsstand — nichts geschehen!“ Wie durch ein Wunder blieben alle unverfehrt. Einige Beobachter wurden vom Luftdruck zu Boden geschleudert, aber nicht verletzt.

Der Eindruck dieser feindlichen Grüße auf uns war nicht groß. Die vorausgegangenen mächtigen Eindrücke, das wieder aufgenommene und fortdauernde Feuer der Geschütze um uns ließen eine Steigerung der Nervenspannung offenbar nicht auskommen — wir verloren ganz das Gefühl der Gefahr. Wenn das Singen hörbar wurde, was bei dem Lärm unserer Geschütze nicht immer der Fall war, regte sich in uns nur eine gewisse Neugierde, wo das Ding plagen werde. In unserem Beobachtungsstand saß mancher, der sich um das ganze Toben überhaupt nicht kümmert, Zeitung las oder Briefe schrieb, wenn es der Dienst zuließ. Man gewöhnt sich an alles; die größte Gefahr kann bei längerer Dauer zur Gewohnheit werden. Die menschliche Natur hat eine staunenswerte Anpassungsfähigkeit und Widerstandskraft; das hat dieser Krieg tausendfältig bewiesen. Das erste Erlebnis nahe einschlagender Granaten, das erste Vorüberpfeifen von Gewehr kugeln spannt die Nerven aufs höchste, man antwortet unwillkürlich mit Verbeugungen und lächelt verlegen, wenn man sich der Zwecklosigkeit bewußt wird. Dann aber stellt sich ein Gefühl von Sicherheit und Gleichgültigkeit ein, und je heftiger das Feuer ist, das man erlebt, desto größer wird die Ruhe. Soldaten, die öfter im Feuer standen, haben mit der Gefahr Freundschaft geschlossen. Sie verlassen — gewiß ohne die geringste Regung von Furcht — die Deckung im Angesicht des Feindes, der jeden Augenblick den Tod senden kann, und holen irgend etwas im Vorfeld: Wasser, Holz, Feldfrüchte usw.

Ein Oberst der Tiroler Landeschützen erzählte mir im Schützengraben von Suiatyn in Südbölgalzien folgende charakteristische Geschichte: Das Verlassen der Deckungen war streng verboten. Trotzdem holte sich ein Tiroler Landeschütze, gemächlich dahinschlendernd, Heu von einem Heuschaber, der etwa 100 Schritte vor den Schützengräben lag. Langsam kam er mit einem großen Bund Heu auf dem Kopf und mit der Tabakspfeife im Munde daher gestampft. Die feindliche Artillerie hatte den Mann bemerkt, und damals schoß sie noch auf jedes Ziel. Sie sandte eine Granate herüber und da sie die Distanzen genau kannte, schlug das Geschöß auch in unmittelbarer Nähe des Landeschützen ein, der in der Sprengwolke verschwand. Der Oberst, der den Vorfall mitansah, warnte eben die anderen Soldaten, sich das Schicksal dieses armen Landeschützen, der seiner eigenen Unvorsichtigkeit zum Opfer gefallen sei, zu merken und die Deckungen nicht ohne Verzicht zu verlassen. Da sahen alle plötzlich mit Erstaunen, daß sich dort, wo die Granate eingeschlagen hatte, etwas rühre. Der gute Landeschütze richtete sich bequem auf, sah einen Augenblick wie suchend um sich, griff dann nach einem Gegenstand, den er in den Mund steckte — seine Pfeife. Dann nahm er die Kappe, die in der Nähe lag, setzte sie, sich selbst erhebend, auf, raffte sein Bündel Heu zusammen und setzte, wie wenn nichts geschehen wäre, seinen Weg fort. Es war ihm nicht das Geringste geschehen. Diese Gleichgültigkeit gegen das feindliche Feuer kann man beim Besuche von Schützengräben auf Schritt und Tritt beobachten. Bei den Kaiserjägern, die damals auf einer hohen Höhe bei Uzic Ruskie standen, sah ich mehrere Sol-

daten, die aus einem halbzerschossenen Hause, das zwischen der feindlichen und unserer Schützenglinie lag, Balken, Türen, Bänke usw. den Hang hinaufschleppen, ohne sich um das feindliche Feuer zu kümmern. „Trifft eh' nig, der Ruß“ — meinten sie, wenn ihnen Vorwürfe gemacht wurden. Von einem Siebenundzwanziger, der in den Karpathen verwundet wurde, wird erzählt, daß er seinem Arger über die Verwundung in folgender origineller Weise Luft machte: „Setz dich' ich fünf Monate im Feld und is mir nig g'schehn. Da kimmt so a russischer Saurekrot daher, der mit'n Gewehr no nit umgen kann, und schießt mi auf die Haxn.“ Er fährte also seine Verwundung auf den Mangel an Schießausbildung bei den frischen russischen Soldaten zurück; eine gezielte russische Kugel konnte ihn nicht treffen, davon war er überzeugt. — — —

Die Bayern, die bei Jozefowka im Gefechte standen, nahmen an jenem Tage die erste Linie der russischen Schützengräben und gewannen mehr als einen Kilometer Raum. Der Widerstand der Russen war aber noch nicht gebrochen. Als wir bei einbrechender Dunkelheit den Beobachtungsstand verließen, war die ganze Gegend bereits in Nebel gehüllt, aus dem das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer brodelte, wie aus einem Kessel voll siedenden Wassers. Die Kämpfe vom San gegen Lemberg waren keine Jagd mehr, sondern ein beständiges, abschnittsweises Ringen, mit einem hartnäckigen Feinde, der sich immer wieder stellte und nur durch gewaltige Artilleriewerfung gehoben werden konnte.

Nr. Unser Weg führte von dort zur Armee Madensens. Vorher statteten wir aber dem Armeequartier des Erzherzogs Josef Ferdinand einen Besuch ab und erfuhren dort, daß ein neuer Vorstoß, zuerst gegen den Stützpunkt von Sieniawa, geplant sei. Wir wohnten am ersten Tage dieses Vorstoßes, der die restliche Sanstellung der Russen aufrollte, östlich von Gredzisko dem Gesichte bei und begaben uns dann ins Quartier des Generalobersten von Madensens, von wo aus wir bald in Lemberg einziehen zu können hoffen.

Lemberg, 23. Juni.

Während österreichisch-ungarische und deutsche Truppen östlich von Przemysl gegen die feste Widerstandslinie der Russen anstürmten und sich dort Gefechte abspielten, wovon ich eines, das ich östlich Medyka bei Jozefowka mitmachte, schilderte, zog sich das Ungewitter gegen die Russen im Winkel, den die Lubaczowka mit dem San bildet, zusammen. Dort war den Russen noch im Mai ein kleiner Vorstoß, indem sie Sieniawa nahmen und den San wieder überschritten, gelungen. Den Stützpunkt von Sieniawa hielten sie für sicher, aber gerade von dort sollte die russische Front wieder aufgerollt werden. Deutsche Truppen wurden am rechten Ufer des San gegen die Lubaczowka angefecht, nördlich davon, am linken Ufer des San, stand die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand bereit, den San zu überschreiten. Die vorausgegangenen Angriffe der Armee Böhm-Ermolli und der bayerischen Division östlich Przemysl zwangen die Russen zum Heranziehen von Verstärkungen, die sie zunächst aus der Gegend nahmen, wo sie mit geringeren Kräften sich festhalten zu können hofften — am San nördlich von Jaroslaw. Dort aber erfolgte nun der Angriff der Verbündeten, und die Russen wurden trotz ihrer guten Stellungen am östlichen Sanufer und trotz der Stärke des Stützpunktes Sieniawa geworfen. Damit war auch das Schicksal der ganzen russischen Front entschieden.

Ich war mit meinem Reisegefährten Zeuge des ersten Kampftages dieses neuen Vorstoßes der Verbündeten bei Sieniawa, der unter der Oberleitung des Generalobersten v. Madensens durchgeführt wurde, und kam dann in das Hauptquartier dieses hervorragenden deutschen Armeeführers, das damals in einem Städtchen am San lag, das wiederholt von russischen Fliegern mit Bomben belegt wurde, ohne daß das Quartier deswegen verlegt worden wäre.

Generaloberst v. Madensens, den ich in den letzten Apriltagen unmittelbar vor der großen Schlacht im Schlosse Okocim bei Tarnow kennen gelernt hatte, empfing uns als Bekannte und gab uns vollste Bewegungsfreiheit. Ich habe seinerzeit den Eindruck geschildert, den die beiden Armeeführer, Erzherzog Josef Ferdinand und Generaloberst v. Madensens, die sich damals in dem genannten Schlosse trafen und nach den Beratungen nebeneinander zu Tische saßen, auf mich machten. Jetzt hatte ich Gelegenheit, meine damaligen Eindrücke zu ergänzen. Unvergeßlich ist mir die Stunde, als ich bei der Mittagstafel am 20. Juni neben Generalobersten v. Madensens zu sitzen kam und er sich freimütig über den Krieg und seine Folgen, über die Verhältnisse, die er in Österreich vorgefunden hatte, und über die Zukunft äußerte. Ich habe bei deutschen Offizieren schon viel Verständnis, vor allem aber das regste Interesse für die österreichischen Ver-

hältnisse gefunden, die Klarheit des Urteils aber und die Tiefgründigkeit, mit der Excellenz von Madensens über österreichische Dinge sprach, rissen mich zur Bewunderung hin und erweckten in mir die Hoffnung, daß in maßgebenden Kreisen Deutschlands gewiß eine zutreffende Beurteilung alles dessen, was uns in Österreich bewegt, plaggreifen werde.

Ein Gefechtstag bei Janow.

Tags zuvor besuchten wir die Gefechtsfront am Janower See. Um vier Uhr morgens brachen wir auf und fuhren über Radymno, Kratowiec und Jaworowo in den Janower Wald, eine Gegend, wo um jeden Hügel, in jedem Wald, um jedes Dorf gekämpft worden war. Viele Dörfer, durch die wir auf dieser Fahrt kamen, sind niedergebrannt, nur Schornsteine und Mauerreste stehen noch als Denkmale einstiger Wohnungen. Auch Radymno hat stark gelitten; ganze Häuserreihen sind licht ausgebrannt, die neue große Kirche von Radymno trägt klaffende Löcher an der Stirnseite und an einem der Türme — Spuren einer Beschädigung mit schweren Granaten.

Wir fuhren im Morgenrauen an diesen Verwüstungen vorüber. In den Feldern und Wiesen und zwischen den Brandstätten der Dörfer brannten noch die Nachfeuer der Soldaten, Pferde und Kinder standen verschlafen auf den Lagerplätzen und in Radymno patrouillierten die Nachtposten unter den noch brennenden Straßenlampen.

Von Radymno führte unser Weg nach Osten und wir kamen in eine Gegend, die die Spuren schwerster Kämpfe trug. Schützenlinien folgten auf Schützenlinien — durch Wiesen und Saatsfelder, an Waldbrändern, sogar durch manche Dörfer zogen sich die tiefen Gräben dahin — meist russische Gräben, denn die Unfertigen waren im Angriff und hatten selten Zeit, Deckungen zu graben. Um die russischen Gräben lagen unsere Geschosseinschläge. Löcher von 10 Ztm., 15 Ztm. und von noch schwereren Granaten, dicht gesät um die russischen Stellungen. Als ich diese artilleristische Arbeit sah, wunderte ich mich nicht mehr, daß die Russen Reißaus nahmen. Es war aber durchaus keine Flucht, sondern ein langsames Zurückweichen von einer Stellung zur anderen. Staunenswert ist nur, daß sie es zuwege brachten, in so kurzer Zeit soviele unmittelbar hintereinander liegende Stellungen auszubauen, denn es ist nicht anzunehmen, daß diese alle schon längst vorbereitet waren.

Als wir an diesem Gefechtsfelde vorüberfuhren, sahen schon die Raben darauf — viele Hunderte, die krächzend nach Nahrung suchten. Auch einige Weiber und Bauern trieben sich im Felde herum und sammelten, was für sie Brauchbares zurückgeblieben war.

In den nächsten Dörfern wurde es bereits lebendig. In den Gärten machten Soldaten Feuer an und stellten große Kessel hinein, um schwarzen Kaffee, das Frühstück der Soldaten, zu bereiten. Andere standen an den Brunnen und wuschen sich. Pferde wurden zur Tränke geführt und Zelte abgebrochen. Wir passierten Jaworowo und das dortige Sumpfsgebiet und kamen am Flugplatz vorbei, wo bereits lebhafteste Tätigkeit herrschte. Ein neues Gefecht stand bevor, und schon bei Sonnenaufgang waren Flieger aufgestiegen, die die nächtlichen Veränderungen beim Feinde zu erkunden

hatten. Sie kamen jetzt zurück mit ihren Meldungen und gingen, beleuchtet von der Morgen Sonne, im Sturzfluge zur Erde.

Bald führte uns die Straße in den Janower Wald, der an zehn Kilometer breit ist, vor dem Janower See endigt und um das Städtchen Janow ein größeres Gebiet von Feldern, Moor- und Wiesengelände freilässt, um am jenseitigen Ufer wieder zu beginnen. Die Straße, die durch den Wald nach Janow und in weiterem Verlaufe nach Lemberg führt, schied an jenem Tage ungefähr die Stellungen des linken Flügels der Armee Böhm-Ermolli und des rechten Flügels des deutschen Beskidenkorps. Die Stellungen der Verbündeten zogen sich am Waldrande diesseits des Sees hin, die russischen Linien lagen jenseits des Sees und setzten sich nordwärts auf den Höhen von Hucisko und Horbowica fort. Diese Gefechtslinien liegen von Lemberg nur mehr 20 bis 25 Kilometer entfernt.

Wir verbrachten den 19. Juni, an dem das Beskidenkorps zwei Angriffe gegen die russischen Stellungen unternahm und von den Batterien der Armee Böhm-Ermolli unterstützt wurde, bis spät abends im Gebiete des Janower Sees, wo wir von geeigneten Aussichtspunkten die Kämpfe verfolgten.

Am Waldrande fanden wir bei unserer Ankunft eine österreichische Batterie, deren Kommandant uns mitteilte, daß der Waldausgang noch vor einer halben Stunde von den Russen beschossen worden sei, wir also unser Auto hier nicht stehen lassen und auch nicht weiterfahren könnten. Wir konnten höchstens riskieren, zu Fuß und im Gelände verteilt bis Janow

vorzubringen, wo sich ein Artilleriebeobachtungsstand befindet. Das taten wir auch und kamen ungefährdet durch das offene Feld auf den kleinen Hügel vor Janow, etwa drei Kilometer vom Walde entfernt.

Die Artilleriebeobachter lagen im feindlichen Infanteriefeld, das vom jenseitigen Ufer des Janower Sees, der etwa einen halben Kilometer breit ist, herüberstrich. Unsere Annäherung war nicht ganz unbemerkt geblieben, und bald piffen einige Stabkläfer an unseren Köpfen vorbei, bis wir uns in einem Laufgraben bedeckt hatten.

Zu unseren Füßen lag Janow am diesseitigen Seeufer. Das Städtchen war halb abgebrannt, die Brandstätten rauchten noch. Am jenseitigen Ufer zog sich bis zum Walde Moorboden hin, der von den Russen in Brand gesteckt war, vermutlich um ihre Stellungen zu verdecken. Rauchschwaden zogen zwischen See und Wald langsam dahin. Die russischen Schützengräben lagen hinter den ersten Bäumen im Walde und hatten an der Straße, die jenseits des Sees nach Lemberg weiterführt, einen guten Ausichts- und Stützpunkt auf einem steilen felsigen Hügel, den wir am zweitnächsten Tage, als wir nach der Räumung dieser Stellung gegen Lemberg weiterzuziehen, besichtigten, und wo wir Zeichen eines überhäufigen Rückzuges der Russen fanden. Wieder war es die Artillerie, die sie vertrieben hatte.

Nachdem wir uns über die Stellungen orientiert hatten, kehrten wir in den Wald zurück, um über Selechowka einen Aussichtspunkt zu gewinnen, von dem aus der bald zu gewärtigende Angriff des Beskidenkorps überblickt werden konnte. Wir nahmen nach der Karte eine Anhöhe in Aussicht und suchten ihr mit dem Auto möglichst nahe zu kommen. Das erwies sich aber wegen tiefer Versandung der Wege als unmöglich.

Das Auto grub sich tief ein und blieb stecken. Wir stampften daher im Schweiße unseres Angesichtes dem Ziele zu.

Auf diesem Wege fand ich zahlreiche Spuren der Septembekämpfe in der Grodeker Linie: alte Schützengräben, Granathülsen, zerschlossene Uniformstücke usw. Was hat sich seit jenen Tagen geändert! Wieviel Tausende sind indessen ins Grab gesunken. Aber die Zeit der Vergeltung ist gekommen; der Feind, der damals noch meinte, Österreich in Scherben schlagen zu können, blutet aus tausend Wunden, die ihm in den Karpathen und in den Waitagen geschlagen wurden. Er wird sich nicht mehr erholen. Rückwärts geht sein Weg, und soviel er auch neue Truppen heranzuführt, um die große Offensive der Verbündeten aufzuhalten; auch sie brechen nieder unter den wuchtigen Schlägen der siegreichen Heere. Der Zar muß seine Hoffnungen begraben; es gibt für seine Kruten keinen Platz, wo die westliche Kultur beginnt.

Auf der Höhe 353 südwestlich Selechowka fanden wir unseren Aussichtspunkt, von wo aus das ganze Gefechtsgebiet gut zu übersehen war: Es war ein flacher Rücken, der aus dem Walde vorsprang und von einzelnen Bäumen besetzt war. Dort blieben wir lange und beobachteten den Verlauf der Kämpfe. Zu unserer Rechten, am Janower-See war nur Artilleriefeld zu sehen. Die Russen antworteten von dieser Seite nicht, von einzelnen Gewehrjähren abgesehen, die über den See herüberpiffen. Zur Linken aber — gegen Norden — wo sich das Tal verengt und die russischen Stellungen auf die Höhen übergangen, die der Straße bei Dabrowica vorgelagert sind, war ein heftiges Gefecht im Gange. Auf die russischen Höhenstellungen war das gesamte Artilleriefeld vereinigt, und das Infanteriefeld, aus dem das Klappern der Maschinengewehre deutlich zu erkennen war, brodelte unaufhörlich.

Der ganze weit ausgedehnte Wald hinter uns und zu unserer Linken war voll gespickt mit deutschen und südlich der Straße mit österreichischen Geschützen. Ein großer Teil der Geschosse nahm seine Richtung über unsere Köpfe hinweg und die Einschläge erschienen vor uns auf den Höhen, wo die russischen Stellungen lagen. Je weiter der Tag fortschritt, desto heftiger wurde der Kampf. Aus dem Walde krachte und dröhnte es, wie wenn hundert Baumstämme von einer Riesenhand auf einmal geknickt würden.

Die Russen wehrten sich hartnäckig. Sie hielten nicht nur bis spät abends ihre Infanteriestellungen, sondern antworteten auch mit Geschützfeuer in recht unangenehmer Weise. Auch unser Aussichtspunkt wurde in Mitleidenschaft gezogen. Hinter unserem Hügel auf einer Waldblöße standen mehrere deutsche Batterien, die von den Russen offenbar entdeckt worden waren. Sie wurden unter Feuer genommen, zuerst mit Schrapnell, dann mit Granaten. Das zweite Schrapnell platzte über unseren Köpfen. Wir zogen es vor, unseren Standplatz zu wechseln, da erfahrungsgemäß den Schrapnells die Granaten mit demselben Ziel folgen und wir doch Lemberg bei bester Gesundheit erreichen wollten. Bald zeigte sich, daß wir bei unserer Bewegung vom Regen in die Traufe gekommen waren. Die Russen streuten gerade das Gebiet, das wir passierten, mit

Nr.:

TAG:

Schrapnells und Granaten ab. Da half nun nichts, als ruhig weiter gehen. Während etwa zwanzig Minuten, die wir zur Erreichung des Waldbrandes brauchten, waren wir im Streubereich des feindlichen Feuers, und noch am Waldbrand kam uns eine Granate hart an den Leib. Eine Viertelstunde später kamen wir wieder in eine Zone des feindlichen Feuers und zu allem Überfluß erschien auch noch ein feindlicher Flieger, der sich durch Bombenwürfe so unangenehm bemerkbar machte, daß uns Rindenstücke von den Bäumen und kleine abgerissene Zweige auf die Köpfe fielen. Rings um uns krachten die eigenen Batteriefalben, was besonders im Walde für das Trommelfell eine starke Belastungsprobe bedeutet. ! !

Hätten die Russen damals mehr Artillerie besessen, sie würden in diesem Walde große Verheerungen angerichtet haben, denn das ganze Waldgebiet war vollgestopft mit Truppen. Soviel uns aber bekannt geworden ist, kamen nur einige Verwundungen, aber kein einziger Todesfall vor.

Der deutsche Kaiser im Janower Wald.

Es war etwa 5 Uhr nachmittags geworden, als wir, begleitet von den feindlichen Gräfen, die Straße wieder erreichten, auf der wir gekommen waren. Da bot sich uns ein seltener Anblick. Auf der Straße stand eine lange Reihe von deutschen Hofautos, und auf einer Waldblöße stand die deutsche Kaiserstandarte. Kaiser Wilhelm war unerwartet im Janower Walde erschienen, um seine wackeren Truppen im Kampfe zu sehen. Es war ein erhebender Anblick, wie der Kaiser mitten unter den berichterstattenden Offizieren stand, und rings um ihn die Batteriefalben krachten, als ob der jüngste Tag ausgebrochen sei. Der Platz war nicht ungefährlich, denn die feindlichen Schrapnells hatten den ganzen Tag jene Waldblöße bestrichen, wo jetzt der Kaiser stand. Zudem konnte der russische Flieger die Autoreihe gesehen und richtig beurteilt haben. Der Kaiser aber stand ruhig lächelnd inmitten des Krachens und Tobens der Geschütze und nahm die Vorstellung der in der Nähe befindlichen Offiziere entgegen. Dann besuchte er zu Fuß noch einzelne im Walde verstreute Batterien und blieb an zwei Stunden im Walde.

Rasch hatte sich die Kunde seiner Anwesenheit im Walde verbreitet und alles wollte den Kaiser sehen. Selbst die Verwundeten, die aus den Infanterielinien kamen, blieben stehen, als sie vom Kaiser hörten und ihre Augen glänzten, als sie ihn sahen. Ein verwundeter niederösterreichischer Infanterist, dem ich den deutschen Kaiser zeigte, sagte nach einigen Augenblicken des Nachdenkens: „Bei den Russen gibts das gewiß nit, daß der Kaiser zu seinen Soldaten ins Feuer kommt.“

Als wir bei einbrechender Dunkelheit zurückfuhren, da warteten Tausende an den Straßen, um den deutschen Kaiser zu sehen. Daß er da sei, war wie ein Lauffeuer durch die ganze Gegend gegangen und jeder hielt es für ein gutes Zeichen — daß der Feind zurück müsse und nicht mehr wiederkomme. Der deutsche Kaiser war auf dem Gefechtsfelde — das stärkte mehr den Glauben an den fortdauernden Sieg als jede Nachricht über das Zurückweichen des Feindes.

Im Janower Walde wird wohl einst an der Stelle, wo am 19. Juni der deutsche Kaiser im Donner der Kanonen stand, ein Denkstein stehen, und das Volk wird bei seinem Anblicke wissen, daß es sicher sei, solange Österreich und Deutschland in treuer Bundesgenossenschaft vereint sind.

WOESTER, 1901.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 185

TAG: 6. 7. 1915/7

Neue Kämpfe an der Wisne.

(Von unserem KriegBerichtskatter Dr. Adolf Koester.)
Armee-Oberkommando . . . 21. Juni.

Seit den Siegestagen von Soissons im Jänner ging es an der westlichen Wisnefront verhältnismäßig ruhig zu. Erst die große Joffre'sche Mai-Offensive, die nun bald in den dritten Monat hineindauert, ließ auch hier das schwelende Feuer des Stellungskrieges wieder einmal zu heller Flamme auslodern. Wie südlich in der Champagne, wie nördlich von Hebuterne, so versuchten die Franzosen auch an der westlichen Wisne durch plötzlichen und hartnäckigen Angriff die deutschen Linien zu erschüttern. Ihr Ziel war zunächst die Verhinderung von Truppenabschiebungen an die Arrasfront, daneben die Erringung eines taktischen Teilerfolges; letzten Endes schwebte aber hier wie anderswo als loedendes Ziel der Durchbruch vor. Denn der großartige Erfolg des deutschösterreichischen Durchbruchs in Galizien hat bei den Franzosen nicht entmutigend, sondern anfeuernd gewirkt.

Zu ihrem Angriff wählten die Franzosen einen Frontabschnitt aus, der — in einer Breite von etwa einem Kilometer — aus der sonst ziemlich geraden Linie der deutschen Front heraus in die französische stumpfwinklig hineinspringt. Die beiderseitigen Frontlinien laufen bekanntlich von Soissons aus nach Westen hart zu beiden Seiten der Wisne entlang und biegen vor Vie-sur-Wisne nordwestlich in der Richtung auf Noyon ab. Zwischen Autrèches und den Stellungen von Tracy liegt jene Ausbuchtung, die das Dorf Moulinsous-Tousvents in sich schließt. Gegen diesen Abschnitt, der von jeder durch artilleristisches Plankfeuer von zwei Seiten aus bedroht war, richtete sich die französische Offensive vom 6. Juni. Der Feind benennt die daran anschließenden Gefechte nach einem an der Straße von Kampal nach Tracy-le-Mont liegenden Pachthof die Gefechte von Duennevières. Bei uns heißen sie die Gefechte von Moulinsous-Tousvents — was ungefähr auf deutsch „Allerwindmühlen“ übersetzt werden kann. Selbstverständlich bildete das altberühmte Noyon das nächste Ziel der Franzosen, und in der Tat haben während der Kampfstage hier wie in Blérancourt und anderen Orten der Front die französischen Einwohner ihren Hoffnungen auf baldige Befreiung recht sichtbaren Ausdruck gegeben. Sie wandten nicht nur Kränze, sondern hatten sogar schon Kuchen.

Die artilleristischen Vorbereitungen der Franzosen begannen schon am Samstag den 5. Juni. Am Sonntag morgens setzte sich der artilleristische Angriff, der sich bis dahin auf die Gräben gegenüber von Duennevières beschränkt hatte, nach Süden fort. Genau wie beim Loretoangriff vom 3. Mai währte dieses Artilleriefeuer schwerster Art bis ungefähr 11 Uhr. In diesen fünf Stunden waren unsere ersten Gräben fast reslos zugebedt. Die sogenannte „Solthauer Ede“, unsere am weitesten vorspringende Spitze, war durch das von Norden, Westen und Süden gleichzeitig wütende Granatenfeuer total eingeebnet. Und so war es kein Wunder, daß der Feind mit seiner hinten bereitgestellten Uebermacht, als er um 11 Uhr 10 Minuten zum Infanterieangriff hervorbrach, unsere ersten Linien stürmend überkam. Aber trotz seiner Uebermacht, die auf 25 Bataillone geschätzt wird, kam er nicht weit.

Die deutsche Front ist wie ein starkes Gummiband. Wo gegen sie gedrückt wird, entstehen in ihr von links und rechts fast automatische Gegenkräfte. So auch hier. Der Feind gelangte bis an die Höhen, vor denen sich der sogenannte „Schleswiger Graben“ hinzieht. Dann traf er auf unsere bereitgestellten Reserven, die sich ihm todesmutig entgegenwarfen. Von allen Seiten strömten sie herbei und griffen — manchmal selbsttätig wie die Glieder einer lebendig gewordenen Maschine — in den Abwehrkampf mit ein. Sie brachten den Angriff schon an diesem Tage nicht nur zum Stehen. Eine von Süden herbeigeeilte Abteilung nahm vielmehr mit stürmender Hand auch drei Geschütze wieder, die der Gegner im ersten Anlauf überannt hatte (vorgezogene kleinere Geschütze, wie sie im Stellungskrieg haben wie drüben benötigt werden).

Damit war jede Gefahr beseitigt und die hereinbrechende Nacht sicherte uns die Möglichkeit zu weiteren Entschlieungen. Bei diesen Entschlieungen konnte es von vornherein nicht darauf ankommen, ohne Rücksicht auf Menschenverluste unsere alte Stellung genau in ihrer verzwickten Lage von vorher wiederzugewinnen. Unsere Front war — auf der geringen Länge von sechshundert bis achthundert Meter — etwas nach Westen eingebogen. Unser Ziel mußte sein, diese Einbuchtung auszugleichen, eine gute, gerade Frontlinie wieder zu erobern. Auf dieses Ziel wurden alle Vorbereitungen eingestellt.

Am Montag den 14. Juni abends begann unser Gegenangriff. Unter wirksamer Mithilfe unserer Artillerie kämpfte er sich langsam — Meter um Meter — vorwärts. Es zeigte sich, daß der Feind gewaltige Verstärkungen gegen diesen kleinen Abschnitt herangeführt hatte. Besonders an Artillerie schwersten Kalibers hatte er neue Batterien aufgestellt. Trotzdem und unter schwereren heldischen Opfern wählten sich unsere braven Leute Schritt um Schritt auf dem von den Trichtern besäten Grabengelände vorwärts, bis sie sich gegen Abend der „befohlenen Linie“ genähert hatten. In diesen Kämpfen fiel neben manchem braven Kameraden auch der Hauptmann K. Er war es, der am 6. mitten in seiner Kompagnie jene drei Geschütze wiedererobert hatte. Jetzt bezahlte er, der „Tiger von Autrèches“, der so manchmal im Winter auch vom Graben aus den Feinden ein persönlicher Schreden geworden war, seinen Mut mit dem Tode.

Daß unser Gegenangriff vom 14., obwohl er räumlich nicht alles verlorene Gelände wieder erreichte, die Franzosen schwer drückte und daß sie unsere neue Linie nordwestlich Moulinsous-Tousvents als unbequem empfanden, geht aus den wütenden Angriffen hervor, die sie am 15. und 16. gegen uns ansetzten. Siebenmal innerhalb zweier Tage stürmten sie in tiefen Linien gegen uns an. Ohne Rücksicht auf Menschenleben wollten sie um jeden Preis den am 6. errungenen Erfolg reslos behaupten. Aber alle ihre Anstrengungen zerfielen an dem eisernen Willen unserer Grabenhelden. Ein einzigesmal gelang es ihnen, in unsere Linie einzudringen. Aber sofort stürzten sich von links und rechts unsere Reserven auf sie und sie bezahlten diesen Versuch mit einem Gefangenverlust von 15 Offizieren und 300 Mann. Am Abend des zweiten Tages war die am 14. gewonnene Linie reslos gehalten — nicht ohne die wirksame Mithilfe der Artillerie auch der benachbarten Abschnitte, die mit schönem Erfolg die gegnerische Artillerie flankierend anariff.

7

Seit dem 16. Juni herrscht zwischen Soissons und Reims wieder Stellungskrieg, das heißt Granatenkrieg, Minenkrieg, Krieg der Patrouillen und Krieg der Flieger. Und so sind die Ereignisse zwischen dem 6. und 16. scheinbar nur Episoden. In Wirklichkeit sind sie zu Episoden erst gemacht worden durch die Wachsamkeit und Energie unserer Truppen, die trotz monatelangen Winterlagers und trotz drückender Beurteilung zur Defensive an Frische und herrlichem Mute nichts verloren haben. Diese Truppen haben mit Recht und überall und immer das Gefühl des Siegers, auch wenn sie hie und da einen zusammengeschoffenen Graben in den Händen des Feindes lassen müssen. Sie fühlen sich Sieger, indem sie nun in neun Monaten schwersten Belagerungskrieges auch dem stärksten Sturm eines tapferen und unermüdlichen Gegners standhalten, indem sie jene heilige Verteidigungslinie des Westens, die das Vaterland ihnen anvertraut hat, unverfehrt und täglich neu bewahren und erkämpfen. Sie sind Sieger, denn erst ihre unermüdliche Wacht macht jene herrlichen Siege möglich, mit denen ihre stürmenden Brüder im Osten einen Weg zum sicheren Frieden bahnen.

Am Stilfserjoch.

Der Krieg im Ortlergebiet.

Von unserem auf den Tiroler Kriegsschauplatz
entsandten Kriegsberichterstatler.

Franzenshöhe, 6. Juli, aufgegeben 9 Uhr
25 Minuten abends.

Unter Führung des Abschnittskommandanten be-
suchte ich gestern die Front am Stilfserjoch. In der
Tiroler Verteidigungslinie bildet sie einen sehr wich-
tigen Abschnitt. In der Absicht der Italiener
muß es natürlich liegen, Tirol von allen Seiten
zu fassen. Die Westseite des Landes zwischen der
Schweizer Grenze und der Wamesslogruppe gestattet ihnen
aber für Einfallaktionen nur zwei Tore: das
Stilfserjochgebiet und den ebenfalls aus dem
Bettlin herausführenden Donalepaß. Im Ortler-
gebiet wiederum ist es einzig die Stilfserjochstraße,
auf der ein Vormarsch möglich wäre. Die Hochpässe
aus dem Val Furva ins Südtental kommen
weder für größere Infanterieabteilungen noch gar für
Artillerie in Betracht.

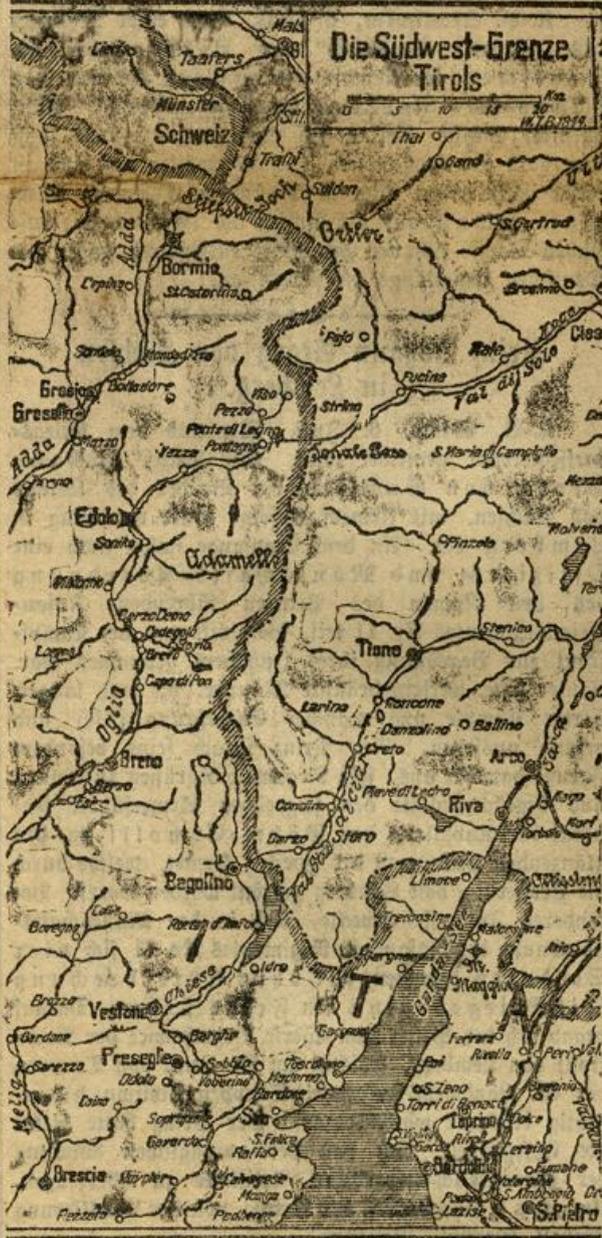
Sorge der Tiroler Landesverteidigung mußte es
daher sein, die wundervolle Serpentinstraße nach
Kräften zu sperren. Und es ist zu sagen, daß gewal-
tige Arbeit geleistet wurde. Hinter der Haupt-
stellung, die, wie ich bereits telegraphierte, auf der
italienischen Seite des Jochs verläuft, ziehen sich noch
mehrere sehr starke und glänzend ange-
legte Linien über die das Tal und die Straße

flankierenden Höhenrücken. Auch hier gab es kein
Naturhindernis, das nicht überwunden
worden wäre. Wo es geboten schien, Artillerie
zu postieren, da wurde sie unter allen Umständen hin-
gebracht und eingebaut. Kein Schritt ist auf der
Straße möglich, ohne daß man sich im Sichtbereich
von Geschützen bewegt. Auch hier wurden wie in Süd-
tirol ausgezeichnete Armierungsstraßen
angelegt, die in unglaublich kühnen Lehren zu den
Stellungen hinaufklettern. Oben sind die Alpen-
rosenfelder und die wie Kanzeln aus dem Tal
ragenden Felsen zu Stellungen umgewan-
delt. Man bewundert die Farbenpracht eines blühen-
den Hügels, tritt näher, um eine der Blumen zu
pflücken — da tut sich inmitten der roten Blüten ein
Schieber auf — und ein Geschütz wird sichtbar, das
zu den Gletschern, die das Tal säumen, zum Ortler
und Madatschferner hinüberdroht.

Ganz friedlich sieht das Bild aus. Weidende Her-
den an den Hängen sind alles, was man erspäht, ab-
und zu vielleicht eine Patrouille, die für Minuten
hoch oben am Grat auftaucht. Die Truppen, die hier
auf den italienischen Angriff warten, bekommt man
erst in den Stellungen selbst zu Gesicht. Dicht besetzte
Netten sind es, die keinen Gletscherübergang außer
acht lassen. Alle schmalen Lücken zwischen den Eis-
riesen sind besetzt. Die höchstgelegenen Schanzhütten

sind jetzt Militärstationen. Vom Monte Scorzuzo zum Fernergletscher und von diesem zu den Stellungen am Tonale ist die Front völlig geschlossen.

Einen dieser Stützpunkte, der die Stilfserjochstraße völlig dominiert, konnte ich in Augenschein nehmen. Wohl 800 Meter steigt man von der Talsohle zu ihm hinauf. Unmittelbar über den Abgrund hängt die Armierungsstraße, und es ist ein wahres Wunder, daß schwere Lastautomobile sie nehmen können.



Unweit der Schweizer Grenze schraubt sich unser Kraftwagen an den Felsen empor. Zum Greifen nahe tauchen aus Wolkenfetzen die Häupter der Berge des Bündnerlandes auf. Im Hintergrunde leuchten die Gipfel des Ortlermassivs, Standschützen treffen wir am Weg, Leute aus dem Passaiertal, stämmig, stark wie alle Männer aus dem Heimatta! Andreas Hofers. Warum die Welschen nicht angreifen, will einer von ihnen wissen, und als ihn unsere Antwort nicht recht befriedigt,

schüttelt er den Kopf und meint: „Alle Schneid ham mir den Tschinggen abgekauft!“

Schmal ist das Plateau, das die Stellung faßt. Ein Absatz nur in der Höhentreppe, die zur Grenze zieht, aber jeder Fleck ist ausgenützt, ganz vorne laufen die Drahthindernisse, in mühseliger Arbeit vom Talboden zur höchsten Spitze hinaufgezogen, dann die Deckungen. Blickt man aus einer der Scharten in die Tiefe, dann sieht man weit, weit unter sich eine gähnende Schlucht, in der brodelnde Wasser zischen. In jeder Hinsicht ist für den Schutz der Mannschaft gesorgt. Der lange Schützengraben ist auch nach der Schussseite völlig gedeckt, beton- und erdverkleidete Stämme umschließen die ausgesprengten Büden. Ist schon hier der Auszug sehr weit, so ist er natürlich noch viel umfassender vom Artilleriebeobachter aus, dessen großes Fernrohr in jede Falte des Talhintergrundes späht. Aber es wird wohl nie einen welschen Eindringling vors Objektiv bekommen. Denn um eine der rückwärts gelegenen Verteidigungslinien handelt es sich hier und bisher machte der Feind noch nicht einmal Mienne, die vorderste anzugehen. Träge liegt er in seinen Positionen im Gebiet des Monte Bransio und noch nicht ein einzimal schickte er sich an, vorzubrechen. So kommt es denn, daß auch das Stilfserjoch, von der Franzenshöhe gesehen, einen ganz stillen Eindruck macht. Rechts oben tritt das schweizerische Hotel „Dreisprachenhöhe“ aus dem Nebel, der um die Höhen wogt. Doch wenn die Italiener auch eines Tages aus ihrer Passivität heraustreten, werden sie — das ist nach dem, was ich gestern gesehen habe, meine feste Überzeugung — schwerlich einen Schritt weit kommen. Die Verteidigung ist glänzend vorbereitet, in starken Stellungen stehen kampfgewohnte Truppen, die sehnfüchtig des ersten Angriffes harren und an ihrer Spitze sind Männer, die dieses Berggebiet wie ihre Tasche kennen und dafür einstehen, daß jedem italienischen Ansturm das gleiche Schicksal wird wie den so blutig abgewiesenen Bemühungen am Sonzo.

Eugen Leunhoff.

Göndör, Franz

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 186.

TAG: 7. 7. 1915/5p

Spaziergänge in Lemberg.

Von dem ungarischen Kriegsberichterstatter Franz Göndör.
— Ende Juni.

Ich spaziere durch die Straßen des befreiten Lemberg, das zehn Monate unter der Russenherrschaft schmachtete, und Hunderte phantasiereicher Erzählungen schwirren um mein Ohr. Die Lust des herrlichen Sommertages ist von dem harmonischen Zusammenklang tausendfältiger Freudeausdrücke erfüllt; Glückseligkeit liegt auf den Gesichtern derjenigen, denen es vergönnt war, die Stunde der Befreiung zu erleben. Lemberg! Ich kannte die Hauptstadt Galiziens früher nicht, mein Interesse für sie erwachte erst, als ich wußte, daß sie von den Russen beherrscht wird. Jetzt, da nach hängen zehn Monaten wieder ein frischere Lufthauch weht, eilte ich nach der Stadt, die ich im festlichen Durcheinander, im Taumel eines Freudenrausches fand. Die Erinnerung daran wird mir nie aus dem Gedächtnis schwinden.

Von Lemberg jetzt ein Bild zu zeichnen, das all die Farben wiedergibt, die heute dort in allen Schattierungen schillern, dazu müßte man ein hervorragender Künstler sein. Und die Gefühle der Bewohner zu schildern, die nach einem zehnmonatigen bleischweren Schlaf plötzlich in die Stimmung von Neugeborenen versetzt wurden, dazu ist die beste Feder zu schwach.

Die Stadt ist schön und bietet mit ihren monumentalen Gebäuden, breiten Straßen und Plätzen, mit Parkanlagen und ihrem lebhaften Verkehr einen überwältigenden Anblick.

Als ich in Lemberg ankam, marschierten gerade Soldaten ein. Musik, strammer Schritt, Blumen und farbige Bänder, rechts und links eine die Einziehenden begrüßende Menschenmenge, Hüteschwenken, Hochrufe, Umarmungen, Küsse, Geschenke, Gesang, ein Schieben, Drängen, Laufen, Tanzen und Springen. Hier die ungarische Hymne, dort das „Gott erhalte!“ und die „Wacht am Rhein“, kräftige Wivatrufe, Hurra! und Ehren!, Blumenwerfen, eifriges Debattieren und Gestikulieren, zum Beten gefaltete Hände — eine Menschenmenge, die nicht mehr Herr über sich ist, die willenlos hin und her wogt, jauchzt und weint, berauscht von Freude und Glückseligkeit. Durch eine Nebengasse werden zur selben Zeit russische Gefangene von deutschen Soldaten geführt. Die Bedrückter von gestern.

Die Ukrainer und die Juden wurden sehr verfolgt, aber es ist nicht zu leugnen, daß die Russen in Lemberg auch Freunde fanden. Lemberg selbst konnte aber trotzallem nicht russifiziert werden. Vergebens wurden russische Schulen gegründet, vergebens haben russische

Agenten fieberhaft gearbeitet, vergebens rollte der Rubel, vergebens waren die eifrigsten Sympathieerhebungen der Bevölkerung, vergebens die Kaufschuldhiebe, vergebens die Stiefeltritte der Kosaken: Lemberg blieb für die Russen fremd und kühl. Und was haben die Lemberger seelisch gelitten? Solange Przemysl in unseren Händen war, hoffte man, daß eines Tages die Russen auch aus Lemberg vertrieben werden. Als aber Przemysl fiel und die Russen von der Festung Besitz ergriffen, erlosch in Lemberg auch der letzte Glaube an die Befreiung ihrer Stadt. Ernste Leute erzählen, daß nach der Uebergabe der Festung in Lemberg zwölf Personen — unter ihnen viele Frauen — wahnsinnig wurden. Nirgends vielleicht wurde der Fall Przemysls so betrauert wie in dem „russischen“ Lemberg, wo sich die Menschen unglücklich fühlten, sich in ihren Zimmern verborgen hielten, weinten und über den Verlust der Festung wehklagten. O, Przemysl spielte für die Bewohner Lembergs eine große Rolle...

In der heute vor Freude jauchzenden Stadt, die mit Fahnen und Wimpeln der Verbündeten reich geschmückt ist, zog am 20. April Nikolaus II. als Sieger ein. Vor dem Hotel Georg standen russische Stabs-offiziere und um 5 Uhr nachmittags setzte sich das russische Automobilkorps in Bewegung. Im ersten Auto saß der Gouverneur Skalon, im zweiten der Polizeihauptmann und in dem dritten großen, grau lackierten Auto saß der auffallend blasse Zar, zu seiner Linken General Ruskij und vor ihm Graf Bobrinski. Achtzehn Automobile folgten, Radko Dimitriew war natürlich auch dabei. Zweihundert schwarzgekleidete Bauern wurden vor den Zaren gezwungen, die ihn im Namen der Bevölkerung zu begrüßen hatten; russische Soldaten schrien Hurra! und starrten schreckerfüllt auf das Auto des Zaren. Die Bevölkerung Lembergs zog sich in ihre Wohnungen zurück und demonstrierte auf diese Weise gegen den Autokraten. Am Abend mußte bei sonstiger Strafe alles beleuchtet werden; im Gebäude des Statthalters war eine Festtafel und um 10 Uhr abends erschien der Zar auf dem Balkon und erklärte Lemberg und ganz Galizien für ewige Zeiten als russischen Besitz. Dann fuhr der Zar nach Przemysl. Das war am 20. April, und heute: wie ist doch alles anders geworden...

In Lemberg lebten Leute, die alle Kämpfe gegen die Russen mitgemacht haben, in russische Gefangenschaft gerieten, aus der Gefangenschaft sich befreiten und als Zivilisten verkleidet im russischen Lemberg fünf, sechs, acht bis zehn Monate lebten. Die meisten von ihnen wurden wohl wieder ausfindig gemacht. Die Ochrana machte ganz besonders Jagd auf sie, aber es gelang ihnen ebenso oft, wieder loszukommen. Eines der interessantesten Kapitel bildet das unterirdische Leben der Deserteure während der Russenherrschaft. Man muß wissen, daß die Ochrana eine der vollkommensten Einrichtungen Rußlands ist, und mit so verwerflichen Mitteln sie arbeitet, so pünktlich entspricht sie ihrer Aufgabe. Es ist also begreiflich, wie die Ochrana, die aus den geriebensten Spionen besteht, gegen die Leute gewählt hat. Unter tausend Gefahren mußten sie sich der Verfolgung erwehren und ihr ganzes Leben galt dem einzigen Gedanken, wie sie sich aus den Krallen des Zarismus befreien können. Und sie warteten und konnten warten, bis die Sieger in Lemberg einzogen.

Jeder einzelne von ihnen ist ein Held, der seinen schweren Kampf hinter sich hat. Die schönsten Probe menschlicher Opferwilligkeit leisteten aber jene, die den Deserteuren Obdach und Zivilkleider zur Verfügung stellten und trotz der ihnen drohenden Gefahr den Armen Schutz boten.

Die Deserteure bildeten eine eigene Gilde in Lemberg; sie kannten einander, schützten sich gegenseitig und lebten in verständnisvoller Stummheit ihr eigenes, gefährvolles Leben in der vom Feinde besiegten Stadt. Sie bildeten eine Ochrana, die sich bemühte, die Wege der Ochrana zu durchkreuzen. Wenn einer von ihnen wieder gefangen wurde, so besorgten die anderen die zur Befreiung notwendigen „Dokumente“. Die nun der Reihe nach sich meldenden Deserteure aus russischer Gefangenschaft wurden mit der Frage: „Auch ein Abgekleideter?“ empfangen. Dieses neue Wort wurde erst jetzt geprägt. Die Abgekleideten fanden sich in besonderen Lokalen zusammen, in Kaffeehäusern und Gasthäusern, je nach ihrer Nationalität.

Summ, 24. 6.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 187.

TAG: 8. 7. 1915/6

In einer Entlausungsanstalt.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Düwll,
Ostpreffequartier, 24. Juni.

„Hier ist unser Genesungsheim,“ sagte Stabsarzt Dr. S. und zeigte auf einen freundlichen Holzbau im Billenstil. Eine etwa anderthalb Meter hohe doppelseitige Treppe führt zur Eingangstür hinauf. An den großen geöffneten Fenstern, durch welche Licht und Luft in reichlicher Menge in das Innere des Gebäudes fluten, stehen Soldaten. Einige sind nur leicht, andere überhaupt nicht bekleidet. Sie lassen sich von der Sonne bescheinen. Demselben Vergnügen geben sich auch die halb und ganz nackten Menschen auf der geräumigen Veranda an der Südostseite des Heimes hin. Licht- und Luftbäder gehören zwar nicht zu den vorgeschriebenen Kur, aber jeder darf in dieser Beziehung seinen Neigungen ungehemmt nachgehen. Die Kur in diesem Heim zählt nicht nach Monaten oder Wochen, nicht einmal nach Tagen, sondern nur nach Stunden. So kurz auch der Heilvorgang ist, jeder Leidende, der das Heim aufsucht, verläßt, mag sein Zustand noch so qualvoll sein, von der Marter befreit, gesund und fröhlich das Haus, über dessen Eingang folgende Einladung steht:

Wer schmutzig ist und Läuse hat,
Der komm getrost in unser Bad,
Soll sauber werden, läusefrei,
Daß es ihm eine Wonne sei,
Und daß mit Recht er sagen kann:
„Ich bin ein reiner deutscher Mann!“

Es ist eine der hinter der Front jezt nach Tausenden zählenden Entlausungsanstalten. Während die meisten von ihnen jedoch nur bescheidenen Ansprüchen genügen, darf die Anstalt, die ich nun betrete, wenn auch nicht zu den Rieseneinrichtungen, so doch zu den bestingerichteten Anstalten gezählt werden. Durchschnittlich verlassen dieses „Genesungsheim“ täglich zweihundertfünfzig von ihrem Leiden Befreite. Es gibt aber auch Betriebe, wo Tag für Tag mehrere Tausende von Verlausten gereinigt werden können. Hier hat der Betrieb vier getrennte Abteilungen. Links vom Eingang sind die Auskleideräume. Von hier aus begeben sich die Besucher in den Baderaum. Ihre Kleider werden in geschlossenen Gefäßen der Wäscheabteilung überwiesen. Im Baderaum stehen mehrere Badewannen. Hier unterzieht sich jeder Mann einer gründlichen Reinigung mit warmem Wasser und Seife unter genügender Anwendung von Kresol, auch Läusetod genannt. Dem eigentlichen Bade folgt eine Sonderbehandlung der Haarpartien unter den Armen, an den Schamteilen u. s. w. Diese Einreibungen mit einer scharfen Salbe haben sich als sehr zweckdienlich erwiesen. Man ist dahinter gekommen, daß die Kleiderläuse zu mogeln versuchen, indem sie entgegen der bisherigen Annahme ihre Eier in den erwähnten Haarpartien niederlegen. Das Bad allein vernichtet die Eier nicht und so konnte es vorkommen, daß Entlauste doch als Träger neuer Läuseherde in den Schützengraben zurückkehrten.

Solcher Gefahr begegnet man durch die erwähnte Sonderbehandlung, die in den den Lazaretten angegliederten Entlausungsanstalten noch gründlicher vorgenommen werden kann, indem man den Verlausten das Kopshaar ganz kurz schert und die übrigen Haarpartien glatt weggrasiert. In den Betrieben mit Wasserfrequenz und den meisten sehr einfachen Einrichtungen unmittelbar hinter der Front muß man auf die Vornahme dieser Heilmethode natürlich verzichten, sie ist zu zeitraubend und erfordert zu viel Umstände. Der in unserem Heim dem Bade entseigende reine Mann begibt sich in die wiederum von den übrigen Abteilungen vollständig abgeschlossenen Ankleideräume, die durch einen besonderen Gang mit dem Baderaum verbunden sind. Saubere Wäsche findet der Gereinigte sofort vor. Der Betrieb wurde nämlich mit einem Bestand von Ersatzwäsche aufgenommen, so daß stets ein Vorrat vorhanden ist und niemand auf das Säubern und Trocknen der ausgezogenen eigenen Unterkleider zu warten braucht. Diese werden nämlich in mächtigen Kesseln ausgekocht und dann in einer Riesenzentrifuge geschleudert und getrocknet. Die Befreiung der Oberkleider von lästiger Einquartierung erfolgt auf trockenem Wege. Sie werden in einem Ofen einem Heißluftbad von mehr als hundert Grad ausgesetzt; das verträgt kein Lausetier. Um die saubere Wäsche vor dem Ansturm neuer Einquartierung zu schützen, beschickt man sie von innen mit Schwefel, gegen den die Läuse eine starke Abneigung bekunden. — In den primitiven Anstalten direkt hinter den Schützengraben müssen die mit „Bienen“ behafteten gewöhnlich auf das Bad gänzlich verzichten. Man begnügt sich damit, die Wäschestücke auszukochen und die Oberkleider einem Dampfbad auszusetzen. In den Großbetrieben ist die Behandlung zwar immer noch ziemlich einfach, aber doch so radikal, daß kein Feind lebend herauskommt. Meistens werden die gesamten Kleider in einem Dampfbad von 100 Grad ausgeräuchert, das etwa eine halbe Stunde in Anspruch nimmt. Während dieser Zeit empfangen die Kranken eine ausreichende warme Dusche, wobei Seife nicht gespart wird. Auf diese Weise säubert und reinigt man auch die gefangenen Russen. Soweit sie in dem Gebiet hinter der Front bis zu den großen Grenzstationen bleiben, sei es als Arbeiter in privaten oder öffentlichen Betrieben oder sonstige zu vorübergehendem Aufenthalt, erfolgt ihre Entlausung in den nächstgelegenen Anstalten. Das gleiche gilt von den hin und her fließenden Truppen, abgesehen von großen durchgehenden Transporten. Kein Beurlaubter gelangt in die Heimat, der nicht schwarz auf weiß nachweisen kann, daß er keine blinden Eisenbahnfahrkarte, ohne daß er einen Schein vorlegt, mit dem er nachweist, daß er entlaust worden ist oder daß die Untersuchung seine untadelhafte Sauberkeit dargetan hat. Zu diesem Zwecke sind an den Grenzstationen Kontrollstellen eingerichtet, auf denen sich jeder Soldat melden muß, wenn er die Eisenbahn zu einer Fahrt ins Innere des Reiches benötigen will. Diese Vorsicht gebietet sich aus zweifachen Gründen, das Verschleppen der Läuseplage selbst ins Innere des Landes soll verhindert werden; vielleicht noch wichtiger ist der Umstand, daß die Läuse den Fleckphus übertragen können. Darin liegt eine große Gefahr, der man am sichersten durch gründliche Entlausung vorbeugt. Es mag hier noch bemerkt werden, daß die Einrichtung dazu an manchen großen Grenzstationen in den Desinfektionsanlagen der Schiffslinien für den Auswandererverkehr

bereits fix und fertig vorgefunden wurde. In dem Maße, wie die Kulturentwicklung mit dem Handwerksburschenwesen der alten Zeit, mit dem Wandern und den Bennen alten Stils, mehr und mehr aufräumte, verschwand auch die Kleiderlaus. Wohl die meisten von uns kennen sie nur aus den Handwerksburschengeschichten. „Bienenjagden“, wie sie früher auf den Herbergen der Handwerksburschen üblich waren, haben selbst die Balzbrüder der jüngeren Semester nicht mehr erlebt. Nun aber brachte der Krieg Hunderttausende von Deutschen aus allen sozialen Schichten des Volkes in unmittelbare Bekanntschaft mit dem Läusezeug. Und alle, die einmal damit behaftet waren, wissen den Segen der Entlausungsanstalten zu würdigen. Offiziere und Mannschaften, Arbeiter, Beamte, Gelehrte, Kaufleute, Reiche und Arme beneiden einander um eine Entlausungskur. Trotzdem trifft man noch vielfach Leute, die es fast als eine Beleidigung, mindestens als eine Demütigung oder als etwas Beschämendes empfinden, wenn sie entlaust werden sollen. Da lobe ich mir den Pfliffikus, der mir folgendes verriet: „Ich würde mich hier jeden Tag entlausen lassen, selbst wenn ich nie eine Laus gehabt hätte, nur um der Wohltat eines Bades willen.“

Der Krieg in den Dolomiten

Der Krieg in den Dolomiten.

Von unserem auf den Tiroler Kriegsschauplatz entsandten Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 7. Juli; aufgegeben um 6 Uhr 45 Minuten abends.

Der Tiroler Krieg zeitigt wohl seine phantastischsten Formen in den Dolomiten; denn auch auf diesen Zinnen und Türmen und Felsobelisken ist er jetzt zu Hause. Er blieb nicht stehen an den Felsen Süd- und Westtirols, auch in den wild zerrissenen Klüften, auf den nabelscharfen zackigen Graten der Dolomiten hat er sein Reich aufgeschlagen. Abenteuerlich wie diese lotrechten schartigen Säulen ist hier der Kampf, hart wie das Gestein sind die Leute. Die Schranken, die einst das Wunderland König Laurins umgaben, spinnen sich auch heute wieder um die Risse und Schlünde, aber nicht mehr zart leuchtende Seide ist es, die den Zugang wehrt, sondern Draht, dick geflochtener Stacheldraht.

Auf diesen von Geheimnissen unwobenen Klippen; in diesem märchenhaften „Reich der versunkenen Gloden“ liegen sich jetzt Truppen gegenüber.

Beschauung und erste Kämpfe.

Alpenkrieger hier, Alpenkrieger drüben und zwischen Eruptivblöcken, die sonst nur der Adlerjäger erklimmt, auf Graten, die erst flach gesprengt werden müssen, um notdürftigen Halt zu bieten, stehen jetzt Geschütze und Maschinengewehre. Ein unendlich schwieriges Werk war es, sich hier oben für den Krieg einzurichten, der sich fast auf der ganzen Dolomitenfront in Höhen abspielt, die bald an 3000 Meter heranreichen. Zwanzig Tiere spannte man bisweilen vor ein Geschütz, um dieses zu einem Punkt zu bringen, von dem man die einzelnen Teile mit Flaschenzügen oder gar Kletterseilen an den Felsnadeln emporwinden konnte; oder man mußte die Geschütze schon im Tal auseinandernehmen und sie auf Tragtiere verteilen. Nicht selten kam es dabei vor, daß solch ein Wuli am Abgrund ausglitschte und 200 Meter abstürzte; aber unverdrossen ging die Arbeit weiter, und Artillerie wurde an Stellungen gebracht, die selbst diejenigen, die den Transport durchführten, nachhinein rätselhaft anmuten.

Schwer war es auch, Hindernisse anzubringen, denn in die Felsen lassen sich die Stützpfosten nicht so ohne weiteres einrammen; jedem Pfahl mußte eine Vertiefung gebrochen werden, in die er eingegossen oder einzementiert wurde. Und ebenso schwer war die Konstruktion der Unterstände. Immer wieder bröckelte das Gestein, in das man die Schützengräben trieb, ab, tagelang mußte an einer einzigen Stelle gearbeitet werden; auf den schmalen Rämmen mußten Sättel gehauen, Stufen gesprengt werden;

Baracken wurden in die Felsen eingeschlagen, Kamine zu Aufzügen eingerichtet.

Die Kämpfe begannen. Erst Patrouillengefechte. Auf halbsprecherischen Pfaden schlichen sich die Aufklärer an den Feind. An Bändern gingen sie vor, wo nur auf dem Bauch ein Weiterkommen war. Dann begann der italienische Anmarsch. Auf den die Grenze bildenden Felsen setzten sich feindliche Abteilungen fest. Vom Westgrat der Marmolata zieht sich ihre Linie hin, bereits ausgesprengt, als schwere österreichische Artillerie in die Arbeit hineinsunk. Der zweite Schuß war ein Volltreffer. Vom Beobachtungsstand sah man, wie fünf Mann in die Luft gingen, die meisten anderen wurden schwer verwundet. Seither haben sich auf der Spitze nur noch Feldwachen gezeigt. Am Uomo war feindliche Artillerie bereits aufgeföhren. Tagelang ein heftiges Geschützduell. Schließlich wurde die feindliche Artillerie dermaßen bearbeitet, daß sie in wilder Flucht durchging; von da an hat sie sich nicht wieder auf der Höhe blicken lassen.

Die Kämpfe um den Allochet.

Wohl am interessantesten in diesem Abschnitt waren aber die Kämpfe um den Allochet (2582 Meter südwestlich von der Marmolata, östlich von Moëna im Fassatal). Dieser blutrote Porphyrfloß gehört zu jener Dolomitengruppe, die an Abenteuerlichkeit des Aufbaues alles hinter sich läßt. Schmale Schuttrinnen und unförmliches Gipfelgewirr zeichnen diese Gruppe aus. Es ist das Gebiet einer fabelhaften geologischen Revolution. Der Allochet wurde von den Italienern in Besitz genommen. Sie kamen vom Pellegriotal herauf, wo der Anstieg über Fels und Graspartien verhältnismäßig leicht ist. Anders auf der Nordseite. Hier ist der Aufstieg sehr steil, Schnee, Steingeröll und Kletterei machen ihn sehr schwierig; aber als der Befehl kam, den Allochet dem Feind zu entreißen, wurde er freudig befolgt. Auf der schmalen Rammscheide lagen Alpini, die sehr starken Widerstand leisteten. Eine St. Kompanie ging — natürlich ohne Schneeschuhe — gegen sie an. Unter außerordent-

lichen Schwierigkeiten gelang es, auf einer benachbarten Felszacke ein Maschinengewehr einzubauen. Während dieses frontal den Ramm des Allochet, in dessen Ritzen und Scharten die Italiener saßen, absuchte, ging von den Flanken Infanterie vor. Die Italiener verschossen 1000 Patronen, doch immer mehr hielt sie das Maschinengewehr in Schach. Verzweifelt feuerten sie aus einer Schneewächte heraus, aber sie konnten trotz aller Tapferkeit nicht hindern, daß die berggewohnten Gegner nach Traversierung der Eisfläche die Felsen hinankletterten. Als sie das Nutzlose ihrer Bemühungen einsahen, gaben sie ihre Stellungen auf und zogen sich auf den

benachbarten Rücken zurück. Sofort machten sich die Unseren an die Befestigung; die Italiener suchten dies mit Artillerie zu verhindern, sie eröffneten ein wütendes Feuer, das aber ergebnislos blieb; trotzdem sie Granaten und Schrapnells auf den Allochet abgaben, vermochten sie nur ein paar Felsenrisse wegzuschützen, die mit donnerndem Getöse in die Tiefe stürzten, ohne aber mehr als zwei Mann zu verletzen.

Eugen Leunhoff.

NOESTER, 1901.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 188.

TAG: 9. 7. 1917

Soissons im Scherenfernrohr.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Dr. Adolf Koester.)
Armee-Oberkommando, 23. Juni.

Durch abgeblühte Mohnwiesen — auf holprigen Feldwegen — fahren wir in die Hügellandschaft des Misnetales von Norden ein. Die Dörfer sind zum Teil verlassen. An einigen Häusern kleben noch Fetzen von Wahlplakaten. Jrgendwo in einem Flecken steht die Ruine einer Kirche, die 1870 zerstört ward — heute mit dickem Eisen umspannen. Wie wir in den Bereich der feindlichen Granaten kommen, die von den Hügeln jenseits der Misne täglich und nächtlich beunruhigend herüberheulen, stellen wir das Auto in Deckung und wandern zu Fuß. Länger als eine Stunde geht es durch einen Zugangsgraben, dessen Ränder mit hohem Gras, mit Korn- und Mohnblumen bewachsen sind. Der Graben ist schmal und wegen des hochgewachsenen Grasses von Fliegern kaum einzusehen. Würden wir aus dem Graben klettern und frei über die Kuppe wandern, hätten wir in kurzer Zeit den schönsten Schrapnellhagel über unseren Köpfen. Denn auf jedem dieser Berge ruhen unermüdlich die scharfsichtigen Augen der feindlichen Scherenfernrohre, und jeder Mann, jedes Pferd, jedes Auto, das sich bliden läßt, wird unter nervöses Feuer genommen. Der Graben geht bald im Zickzack, bald in Schlangenlinien. Er hat Weichen — wie ein Kanal —, so schmal ist er. Manchmal muß man minutenlang zurück, damit eine entgegenkommende Kolonne passieren kann.

Möglich ist der schmale Zugangsweg zu Ende — wir stehen mitten in der vordersten Stellung —, ein Posten sitzt vor einem Loch, das mit Sacktuch verhängt ist. Der Major, der uns begleitet, schlägt das Sacktuch zurück und vor uns liegt — mit klopfendem Herzen sehen wir eine große Stadt — Soissons. Ein weites, liebliches Flußtal, umrahmt von grünen Sommerwiesen, sanft aufsteigende Berge hüben und drüben, prächtige Chausseebaumreihen im Tale und längs der Berge, und mitten in dieser Thüringer Landschaft eine große Stadt mit Türmen und Schornsteinen, mit roten Dächern und weißen Fassaden, mit breiten Straßen, aus denen das dicke Grün der Bäume hervorquillt. Und das alles so nahe, daß du in einer Viertelstunde kräftigen Marsches vor den Toren der Stadt ständest — so n a h e. Und doch s e i n d l i c h — doch trotz der Viertelstunde Weges drüben in jenem Frankreich liegend, das heute ein einziges Heerlager ist und von dem wir auf Jahrzehnte hinaus getrennt und abgetrennt sind. Ich habe so oft jetzt auf feindliche Gräben, Wälder, Höhen geblickt, aber nirgends überkam mich dieser seltsame r ä u m l i c h e Schauer mehr als im Anblick dieser großen, friedlich daliegenden, schön gebauten, alten Stadt.

Hundert Meter von diesem Sacktuchloch stand ein Scherenfernrohr. Der Posten hatte ein kleines Büchlein neben sich liegen, in das er alle Beobachtungen eintragen mußte. Da las ich:

- 6.10 morgens: Eine feindliche Kolonne von sechs Mann auf der Chaussee nach Sacoinin — anscheinend mit kleinen Handwagen.
6.40 " Ein Radfahrer in der Barriadenstraße.
6.45 " Der mittlere Fesselballon geht hoch.
7.45 " Auf der Chaussee von Sacoinin ein sehr schnell fahrendes Auto.
8.25 " Anscheinend dasselbe Auto zurück.
8.25 " Fortwährende Hornsignale in der Nähe der Gasfabrik.
8.50 " Auf dem Balkon des Priesterseminars ist das Holz verschwunden.
9.00 " Aufsteigender Nebel verdeckt die Aussicht auf den Pariser Berg.

So ging es Seite um Seite. Wir kletterten auf den Sitz vor dem Rohre und suchten lange das Gelände ab. Da unten floß die Misne nicht breit — an ihren diesseitigen Ufern hie und da mit Weidenbusch besetzt. Eine gesprengte Brücke hing schräg ins Wasser. Hier stehen sich Wachtposten Tag und Nacht gegenüber. Sie hören gegenseitig ihren Tritt, ihren Husten, sie sehen abends ihren Schatten, aber sie stehen in Deckung und tun sich nichts. Auf den Wiesen jenseits der Misne sehe ich zunächst ein großes Plakat. Es ist nachts von den Franzosen aufgestellt und enthält in schlechtem Deutsch die Mitteilung, daß Italien an Oesterreich den Krieg erklärt hat. Ein paar hundert Meter weiter in den Wiesen weht eine französische Flagge — links von ihr eine italienische. Dann kommen hohe Drahthindernisse und dann die erste feindliche Grabenreihe. Sie ist mehr als einen Kilometer weit von uns entfernt. Ein feindlicher Angriff an dieser Stelle — über das freie Wiesenfeld, durch die Misne, gegen unsere Anhöhen — wäre Tollheit. Aber dasselbe auch umgekehrt:

drüben hinter den Wiesen steigen dieselben Höhen wie auf unserem Ufer auf, gespickt mit feindlicher Artillerie. Wir verstehen jetzt, warum unser Jännerrieg vor Soissons vor der Misne haltmachte. Wir verstehen aber auch, was er erreichte, indem er den Gegner reslos vom diesseitigen Ufer vertrieb.

Nun rückt die Stadt selber allmählich in das Blickfeld des Rohres. Zunächst ein weißes Gebäude — man sagt, ein Priesterseminar. Es ist unvollendet, die Fensterlöcher sind leer. Dann der Mandoverplatz, dann die Chaussee, endlich das Häusermeer. Aus ihm ragen die zwei gotischen Türme der Johanniskirche auf. Die Spitze des einen Turmes ist abgeschossen — man bemerkte Leute auf ihr mit Gläsern. Aber der Schaden sieht schlimmer aus, als er ist — dieser Turm war in Wirklichkeit schon im Frieden kürzer als der andere, wie ich auf einer Photographie in Laon später feststellen konnte. Dann kommt die Kathedrale. Mit bloßem Auge sieht sie fast unverfehrt aus. Durchs Rohr bemerkt man große Löcher in ihrem Leib, besonders an dem uns zugewendeten Turmstück. Oben auf dem Dache des abgeplatteten Turmes sehen wir deutlich ein Holzgestell stehen — den Rest der ehemaligen Beobachtungsstelle. Eines der Löcher, das den Ausgang im Turme verdeckt, ist sehr geschickt mit dunkelgrauem Segeltuch von der verwitterten Farbe des Domgesteins bespannt. Unsere Posten behaupten bestimmt, daß noch heute vom Turm beobachtet wird und daß nur deshalb der Gegner den Turmausgang verdeckt hat. Um den Turm fliegen schreiende Dohlen. Es ist Mittag — die heiße Luft zittert über der Stadt. Gerade in der Richtung, in der wir sehen, läuft eine breite grüne Straße direkt zum Bahnhof mitten durch die Stadt. Der schmale Streifen, den das reiche, grüne Laub der Bäume noch freiläßt, ist leer. An einer Ecke glaube ich einen umgestürzten Wagen zu bemerken. „Gibt es noch Zivilisten in der Stadt?“ frage ich den Posten. „Zweifellos,“ entgegnet er, „manchmal sehen wir sie von einem Steig zum anderen huschen. Ich denke mir, daß noch eine ganze Menge in den Kellern wohnt. Nachts hört man zuweilen Musik. Der Verkehr wird sich nachts abspielen und am Tage nur in der Richtung, die quer zu unserer Einblickslinie läuft.“ — „Ist die Stadt nachts dunkel?“ — „Ganz dunkel.“ — Ich gehe mit dem Rohre weiter und komme an die Gasanstalt, die tot daliegt. Der Gasometer ist völlig gesunken. Links vor der Gasanstalt liegt eine schwarz-rote eingeseicherte Fabrik.

Wie ich das Rohr wieder rückwärts drehe auf die Wiesen zu unseren Füßen, kommt mir ein großer Flaggmast ins Blickfeld. Er trägt die Farben aller uns feindlichen Mächte, Frankreichs, Englands, Russlands, Italiens.

Unter diesem Walde von Flaggen ist eine Holzgurg angebracht, ein Franzose, der mit ausgestrecktem Arm den gegenüberliegenden Gegner nach Osten weist. Das bedeutet: „raus mit euch!“ Rechts von diesem Flaggenpiel (das beweist, wie auch den Franzosen der Humor nicht abgeht) liegt ein einsames Haus im Felde. „Was für ein Haus ist das?“ — „Das weiße Haus.“ — Alle Häuser, Wälder, Berge dieser Gegend sind von uns benannt worden: „Das rote Haus“, „Das grüne Haus“, „Pariser Spitzen“, „Sachsenwald“.

Wir überblicken mit bloßem Auge das Bild zu unseren Füßen. So nahe liegt alles, wie die Elbe fließt, wenn ich auf einem Sandberg unterhalb Hamburgs stehe oder wenn ich vom Marburger Schloßberg hinunter ins Lahntal blicke. Wir können die Stadt in einem einfachen Kodak mit nach Hause nehmen. Wenn die Uhr an der kleinen weißen Kirche im Hintergrund der Stadt noch ginge, könnte ich mit meinem Heiß-Glas ohne Schwierigkeit die Zeit ablesen. So nahe ist es. Und doch feindlich. Als wir aufbrechen, hören wir aus der Stadt leise Hornsignale ertönen. „Jetzt essen sie Mittag,“ meint der Posten.

Wir wandern nun in der Stellung bergab bis dahin, wo unsere Linien die Vorstädte von Soissons erreichen. Wir sehen noch oft die Türme von Saint-Johannis und der Kathedrale. Einmal passieren wir eine Wehr, hart an der Aisne. Drüben liegt ein verfallenes Haus — keine hundert Meter weit —, in dem lagern Franzosen. Wir besichtigen in einem Dorfe das Landhaus einer Pariser Kokotte, die hier während der Herbstkämpfe wochenlang im Feuer ihrer Landsleute gewohnt hat. Dreihundert Meter davon hat heute morgen ein Pionier einen Zufallstreffer erhalten. Ich sehe von diesem Beobachtungsposten aus die Türme der Kathedrale aus dem Walde ragen. Der Pionier war ein Familienvater. Was ist die ganze Kathedrale gegen das Leben dieses Mannes? Dann kommt die Glasfabrik. Sie wurde mit Minen im Jänner erkümt. Noch heute sieht man überall, wie sich die Franzosen hier eingerichtet hatten. Heute ist sie ein Bild grauenhafter Zerstörung. Ein Schornstein liegt zusammengeknickt vor uns wie ein dänischer Kollkuchen, Miesentapel von Sektgläsern sind von einem Volltreffer durchschlagen. Andere liegen unverfehrt seit einem halben Jahre da und fragen nach ihrer Bestimmung. Diese Glasfabrik, die einem französischen Baron gehörte, stellte eine ganze kleine Stadt für sich dar. Kirche, Schule — alles ist zusammengeschoffen. Die Arbeiterwohnungen liegen zum Teil noch unverfehrt da und zeigen traurig ihren Wanderschmuck; häßlich gerahmte, übergroße Familienbilder, bunte Kellamedrucke, Kalender, die von Firmen aus Soissons gratis abgegeben wurden. Die Ofen und die Glasmaschinen, das Laboratorium und das Direktorhaus — nichts ist in dem furchtbaren Nahkampf damals im Jänner verschont geblieben. Ich hatte kurz vorher eine ziemlich unverfehrt Glasfabrik bei F. besichtigt. Man hatte mir dort erzählt, daß der Besitzer, ebenfalls ein französischer Adeltiger, auf diese Glasfabrik zeit seines Lebens eifersüchtig gewesen sei. Der gute Mann braucht heute und nach dem Kriege keine Angst vor Konkurrenz mehr zu haben.

Von der Glasfabrik kletterten wir in dem berühmten Hohlweg bis an die breite Chaussee Soissons—Terni heran. Ueber die Chaussee zogen sich die Stellungen der Deutschen und der Franzosen vor dem Jänner hin. In dem Hohlweg, durch den damals unsere Truppen hinunter bis in die Glasfabrik stürmten, machten wir zu einem kleinen Imbiß halt. Gerade aber, wie wir uns gesetzt hatten, begann der Gegner seine tägliche Beschießung dieses Abschnitts. Die Schrapnellkugeln zischten durch die Zweige der Bäume hinten auf den Weg. Wenn man hinließ und eine aufsammete, war sie noch ganz heiß.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 188

TAG: 9. 7. 1915/1

Der Untergang des „Amalfi“.

Der italienische Bericht.

Rom, 7. Juli. Der Chef des Marinestabes teilt mit:
Eine Erkundungsfahrt starker Seefreikräfte ist in der vergangenen Nacht im oberen Adriameer durchgeführt worden. Der an ihr teilnehmende königliche Kreuzer „Amalfi“ ist heute bei Morgenrauen von einem österreichisch-ungarischen Unterseeboot torpediert worden. Das Schiff legte sich sofort stark auf die linke Seite. Bevor der Kommandant den Mannschaften befahl, sich ins Meer zu werfen, rief er: „Es lebe der König! Es lebe Italien!“, welchen Ruf die ganze ordnungsmäßig und mit wunderbarer Disziplin am Schiffshinterteil aufgestellte Mannschaft wiederholte. Der Kommandant hat das Schiff als letzter verlassen, indem er an der noch herausragenden Bordwand des Kreuzers hinabglitt. Der Kreuzer ist kurz danach untergegangen. Mit unseren Mitteln wurde fast die Gesamtheit der Besatzung und der Offizier gerettet.

Gezeichnet: Thaon di Revel.

Der Panzerkreuzer „Amalfi“ ging im Jahre 1908 von Stapel. Er verdrängte 10.400 Tonnen, hatte eine Geschwindigkeit von 23½ Knoten und eine Bestückung von vier 254 Millimeter-, acht 190 Millimeter-, achtzehn 76 Millimeter- und zwei 47 Millimeter-Geschützen, zwei Maschinengewehren und drei Torpedolancierrohren.

Mailand, 7. Juli. Der „Secolo“ erfährt aus Venedig: Die Torpedierung des Panzerkreuzers „Amalfi“ erfolgte um 7 Uhr früh 30 Kilometer von der italienischen Küste entfernt. Die im Mittelteil 200 Millimeter starke Panzerung war sogleich derart durchschlagen, daß keine Rettung möglich war. Der „Amalfi“ ging in einer halben Stunde unter. Trotzdem die anderen Kreuzer der Flottendivision rasch herbeieilten und aus Venedig zwei Hospitalsschiffe hizu kamen, sind von der Besatzung des „Amalfi“ etwa 180 Mann ertrunken.

Der Untergang eines italienischen Panzerkreuzers.

Unsere Flotte hat einen neuen großen Erfolg zu verzeichnen. Der italienische Panzerkreuzer „Amalfi“ wurde von einem unserer Unterseeboote in den Grund gehohrt. Es ist das achte feindliche Fahrzeug, das im Laufe dieses Krieges in der Adria unseren Angriffen zum Opfer gefallen ist. Den Reigen eröffnete der französische Dreadnought „Jean Bart“, der schwer beschädigt wurde, es folgten der französische Panzerkreuzer „Leon Gambetta“, der am Südausgang der Adria sein Grab in den Fluten fand, und ein englischer Kreuzer vom Typ des „Liverpool“, zwei italienische Torpedoboote, ein französisches und ein italienisches Unterseeboot. Bedenkt man, daß unter den kämpfenden Mächten Oesterreich-Ungarn die kleinste Flotte besitzt und trotzdem neben der deutschen bisher allein ernsthafte Erfolge davongetragen hat und imstande war, allen seinen Gegnern, die sich in der Adria zeigten, schwere Schläge zu versetzen, so erscheinen alle diese Taten zur See in einem noch helleren Lichte. Was jedoch den erfolgreichen Angriff auf den Kreuzer „Amalfi“ anlangt, so macht ihn besonders rühmlich der Umstand, daß er nicht gegen ein einzelnes Schiff, sondern gegen einen Kreuzer, der im Verband fuhr, errungen wurde. Der italienische Bericht hebt ausdrücklich hervor, es habe sich um die Erkundungsfahrt starker Seestreitkräfte im oberen Adria-meer gehandelt. Solche starke Seestreitkräfte, die eine Erkundungsfahrt durchführen, gehen dabei methodisch vor. Die Kreuzer sind von Torpedobootten begleitet, die früher einmal als wirksamer Schutz gegen Unterseeboote galten. So mitten heraus aus dieser drohend andampsenden Flotte sich das Opfer herauszugreifen, es mit sicherem Schuß zu fällen, das ist ein rechtes Meisterstück, aber zugleich eine Belehrung auch darüber, was Unterseeboote vermögen. Immer mehr sinkt die Waagschale des Urteils zu Gunsten dieser furchtbaren, unsichtbaren Kleinschiffe.

Den Italienern wurde mit der Vernichtung des Kreuzers „Amalfi“ ein schwerer Schlag versetzt. Es ist unter den Panzerkreuzern ihrer Flotte das größte und geschwindeste gewesen und ein verhältnismäßig sehr neues Schiff, 1908 vom Stapel gelassen. Es hatte 10.400 Tonnen an Wasserverdrängung, lief 23.6 Seemeilen in der Stunde, trug vier 25.4 Zentimeter- und acht 19 Zentimeter-Geschütze, eine außerordentlich starke Bestückung. Dementsprechend war es auch von 684 Leuten bemannt. Ein solches Schiff zu verlieren

bedeutet für eine mittlere Flotte wie die italienische, eine schwere Einbuße. Und es ist anzunehmen, daß die italienische Admiralität die Erkundungsfahrt, die vielleicht keinen anderen Zweck verfolgte, als dem murrenden Publikum zu Hause zu zeigen, daß man die schönen Millionen nicht unnützlich in den Schiffen angelegt hat, jetzt schon recht herzlich bedauert. Es wäre gar nicht undenkbar, daß sich die Italiener die Taktik der Zurückhaltung, das heißt des Versteckens aller größeren Einheiten in sicheren Hafensplätzen, diese Taktik der Engländer gleichfalls aneignen würden; allerdings verlangt dies ein ruhiges, in langen und schweren Kriegen ausharrendes Volk, wie es eben die weltbeherrschenden Briten, aber nicht die sehr lauten und nach dem äußern Scheine sehr begehrlichen, neu emporgewonnenen Italiener sind. Man soll auch dem Gegner, wenn man als Schriftsteller vom sicheren Postamt seinen Taten und Schicksalen folgt, den Respekt nicht versagen, wie er jedem Manne gebührt, der im Sturme des Lobes und der Gefahr handeln muß. Und wir zweifeln gar nicht daran, daß auch die italienische Flotte aus tapferen und tüchtigen Leuten besteht. Aber die italienischen Berichte machen es einem herzlich schwer, die Gebote der Ritterlichkeit gegenüber dem Feinde einzuhalten.

Was soll es zum Beispiel heißen, daß in dem Bericht über den Untergang des Kreuzers „Amalfi“ als ein gewissermaßen mildernder oder das harte Geschick erleichternder Umstand hervorgehoben wird, es sei fast die gesamte Mannschaft mit den eigenen Mitteln der italienischen Flotte gerettet worden? Wie hätte sie denn sonst gerettet werden können? Das liegt ja im Wesen eines Unterseebootsangriffs, daß das kleine Taucherverfahren außerstande ist, den etlichen hundert Mann, welche die Besatzung einer großen Einheit bilden, mit seinen Mitteln Rettung und Vergung zu bieten. Nun gar ein Unterseeboot, das ein ganzes Geschwader angreift! Das kann nach vollbrachter Tat nichts anderes tun, als möglichst schieunig verschwinden. Denn ließe es sich an der Oberfläche des Meeres blicken, so wäre es auch schon verloren. Es ist also gewiß an sich sehr erfreulich, daß die Mannschaft gerettet wurde — aus Gründen der Menschlichkeit gesprochen —; aber daß diese Mannschaft nur von der eigenen Flotte gerettet werden konnte, hätte sich der Chef des italienischen Marinestabes als eine Selbstverständlichkeit zu berichten, ersparen können. Uebrigens ist es auch nicht ganz richtig, daß fast die ganze Mannschaft mit dem Leben davonkam; es sind vielmehr 130 Mann ertrunken und auch die anderen bewahrten wohl nur deshalb das Leben, weil sich der „Amalfi“, der offenbar sehr gut gebaut war und eine hohe Seefähigkeit besaß, mit seiner tödlichen Verletzung fast eine Stunde lang über Wasser zu halten vermochte.

Der Vormarsch in Russisch-Polen zwischen der

Weichsel und dem Bug ist auf sehr starken russischen Widerstand gestoßen. Die Russen wissen genau, was dieser Vorstoß durch das Dubliner Gouvernement weichselabwärts bedeutet und daß sie hier mit ihrer Stellung in Großpolen zugleich die letzte Möglichkeit sich im Felde gegen die Verbündeten zu behaupten, zu verteidigen haben. Es wurde also aus allen Teilen des Reiches und es wurde aus den Weichselfestungen, was man nur heranholen konnte an immer neuen Massen, den verbündeten Truppen entgegengestellt. Der eraherzoglichen Armee, die über Krasnik bereits ziemlich weit vorgebrochen war, gelang es wohl, die Gegenstöße abzuwehren, doch mußten angesichts der feindlichen Uebermacht die Truppen auf die Höhen nördlich von Krasnik zurückgenommen werden, um zu einem neuen Vorstoß Kräfte zusammenzuziehen. Da wir hier auch in den Tagen der glänzendsten Triumphe stets an der Anschauung festgehalten haben, daß es in Galizien und in Kongreppolen keineswegs ein bereits zusammengebrochener und wehrloser Gegner ist, der uns gegenübersteht, sondern ein Gegner von ganz beträchtlicher Kampffähigkeit, so wird unsere Leser der Vorfall nicht ganz überraschen. Ein Krieg ist kein Spaziergang, es geht nicht in einer Linie ununterbrochen vorwärts. Auch am San und am Dnjepr gab es vor neuen großen Siegen solche Rückschläge. Sie sind das unabwendbare Schicksal des Krieges, auch dann unvermeidlich, wenn der Verlauf so glücklich und so siegverheißend ist wie auf dem östlichen Kriegsschauplatz seit zwei Monaten.

Die Ursachen der deutschfeindlichen Stimmung in Amerika.

(Von unserem Berichterstatter.)

New-York, 16. Juni.

Es steht wohl außer Zweifel, daß die unmittelbare Ursache der deutschfeindlichen Stimmung in Amerika in der großen Besorgnis der Amerikaner zu suchen ist, daß es den Deutschen schließlich dennoch gelingen könnte, den englischen Handel so sehr zu gefährden, daß der gewinnbringende Handel mit Kriegsmaterial unterbrochen würde. Vom deutschen Standpunkt aus betrachtet ist dies eine sehr schätzbare, moralisch nicht zu rechtfertigende Haltung. Doch vom amerikanischen Standpunkt aus gewinnt die Sachlage ein etwas anderes Aussehen. Was, sagen die Amerikaner, ihr habt durch euren vermaledeiten Krieg unser ganzes wirtschaftliches Leben gelähmt und nun gönnt ihr uns nicht einmal, daß wir den schweren Verlust wenigstens einigermaßen wieder durch Kriegslieferungen wett machen? Krieg oder kein Krieg, wir müssen leben, und da greifen wir einfach zu dem, was am nächsten liegt. Einen tiefen Eindruck dürfte dieses Argument in Deutschland kaum machen. Aber welches andere Industrieland würde anders handeln, wenn es in die Lage der Vereinigten Staaten versetzt würde?

Doch die Deutschfeindlichkeit würde nie den jetzigen Grad der Erbitterung erreicht haben, wenn nicht andere Ursachen dabei im Spiele wären. Seit dem Anfang des Krieges ist Deutschland den Massen tagtäglich als der Hort der politischen Reaktion und des aggressiven Militarismus geschildert worden, dessen Sieg in diesem Kriege ein großes Unglück für die ganze Welt bedeuten würde. Diese Behauptung ist der wirksamste Refrain eines jeden Kriegsarguments, und es nützt absolut nichts, daß die Besürworter der deutschen Sache den Kopf in den Sand stecken und ihn nicht zu hören wünschen. Erst ein radikaler Umschwung in den politischen Verhältnissen Deutschlands würde ihnen die Waffen in die Hand geben, mit denen sie diesen Einwand bekämpfen könnten. Freilich sind die Leute, die am lautesten gegen die politische Rückständigkeit Deutschlands und den deutschen Militarismus schreien, gerade die, die dem amerikanischen Volk den deutschen Militarismus am dringlichsten aufreden, die die zurzeit in Amerika herrschende politische Reaktion führen und zu jeder Zeit bereit sind, streikende Arbeiter niederzuknüppeln oder zu schießen. Sie haben vor den demokratischen Idealen, die sie zu vertreten vorgeben, ebensoviel Angst wie der Teufel vor dem Weihwasser.

Die wirklichen Ursachen für die Stimmung in diesen herrschenden Kreisen sind auf einem anderen Felde zu suchen. Man hat in der Vergangenheit wenig darauf geachtet, welchen Eindruck die Expansionsphantasien der *Ullrichen* auf das Ausland machen mußten. Mancher wird sich gesagt haben, daß die Zukunftspläne, die von deutschen imperialistischen Doktoren und Professoren namentlich über Südamerika ausgeheckt worden sind, zu phantastisch seien, als daß sie vom Ausland ernst genommen werden könnten. Aber man hat sich geirrt. All diese Pläne und Auslassungen der deutschen Imperialisten sind im Ausland sorgfältig verzeichnet worden und jetzt kommen die plumphen Entlein, die man in den Spalten der „Alldeutschen Blätter“, dem „Grenzboten“ und in Broschüren ausgebrütet hat, in den heimischen Stall zurück und wollen sich nicht ignorieren lassen. Dandelte es sich nur

um einzelne Auslassungen über den Anspruch Deutschlands auf Südamerika, so ließe sich die Sache vielleicht mit einigen Worten abtun. Aber heute bringen die amerikanischen Blätter gleich schodweise die Zitate, aus denen hervorgehen soll, daß Deutschland die Gründung eines neuen deutschen Reiches in Südamerika plane. Da werden Professor Schmoller, Dr. Goesch, Dr. Winker, Dr. Unhold, der unvermeidliche Treitschke und andere zitiert, die die begierigen Blicke des deutschen Volkes auf das Ausland und namentlich auf Südamerika gerichtet und deren Lehren den Geist des deutschen Volkes richtungbestimmend beeinflusst haben sollen. Wenn während derartiger Diskussionen Nachrichten kommen wie die, daß die deutschen Kolonisten in Südbrasilien im Staate Santa Catharina Waffen sammeln, um ihre Unabhängigkeit zu erklären, wird man die Beunruhigung verstehen, die nicht allein die nordamerikanischen Imperialisten, sondern auch die südamerikanischen Republiken erfährt hat.

Wer sich gefürchtet macht, macht sich selten beliebt. Die Wahrheit dieses Satzes könnten die Alldeutschen heute

namentlich in Südamerika erproben. Wie sehr müssen sie das Vertrauen zu Deutschland dort vernichtet haben, wenn ein offizieller Vertreter der Republik Kolumbien, der doch von den Vereinigten Staaten in Panama so schändliches Unrecht zugefügt wurde, öffentlich sein Mißtrauen vor Deutschland in kaum verschleierte Weise aussprach und Annäherung an die von ganz Südamerika früher mit Argwohn betrachtete Republik Nordamerikas suchte! Die Rede, die der Vertreter Kolumbiens, Herr Santiago Perez Triano, auf der vor kurzem in Washington abgehaltenen panamerikanischen Konferenz hielt, auf der über den Ausbau der finanziellen Beziehungen der amerikanischen Republiken verhandelt wurde, war in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert. Ob die zentral- und südamerikanischen Republiken, indem sie sich aus Furcht vor dem deutschen Imperialismus dem amerikanischen in die Arme werfen, schließlich doch nur vom Regen in die Traufe geraten, ist eine andere Frage. Uns genügt es, zu zeigen, wie wirksam die Alldeutschen den deutschen Einfluß im Ausland fördern. Wenn die Deutschen im Ausland nicht beliebt sind, so haben die deutschen Doktoren und Professoren mit ihren uferlosen Expansionsplänen ihr vollgerüttelt Maß Schuld daran.

Reuber Max

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 189.

TAG: 10. 7. 1915/16

Die Zertrümmerung des Völkerrechts.

Für den Krieg zur See bestanden bis auf die jüngste Zeit viele Rechtsregeln, die in jahrhundertelanger Entwicklung teils durch die Übung, teils durch einverständliche Sazung der seefahrenden Staaten festgestellt waren. Sie machten zusammen das Seekriegsrecht aus, einen wichtigen Teil des Völkerrechts. Jene Bestimmungen, die das Verhältnis der kriegführenden Staaten zueinander betreffen, unterlagen seit jeher den größten Schwankungen, da zwischen den Bewaffneten kein Richter steht als die Gewalt. Gewichtiger waren die Sazungen, welche Dritte, am Kriege nicht Beteiligte schützen sollen. Diese Sazungen haben sich, weil der Unbeteiligten in der Regel mehr sind als der Kämpfenden und weil die Kämpfenden keine Ursache haben, ihre Feinde zu vermehren, lange Zeit in voller Geltung erhalten und immer klarere Gestalt angenommen. Die Schifffahrt und der Handel der Neutralen sollten, da sie am Kriege keinen Anteil hatten, tunlichst wenig und nicht über die Not beeinträchtigt werden. Der Grundsatz steht heute noch zwischen den Völkerrechtslehrern fest, daß der Handel der Neutralen auch in Kriegszeiten frei sein müsse. Häuften sich je einmal die Uebergriffe der Kriegführenden, dann schlossen sich wohl die Neutralen zu bewaffneter Abwehr zusammen, ohne dadurch in den Krieg einzutreten. Sie bestückten ihre Handelsschiffe oder sie vereinigten sie zu Flottillen und gaben diesen gemeinsames Geleit (convoi) durch ihre Kriegsschiffe. (Bewaffnete Seeneutralität.)

Leitsatz des Seerechts war also die Handels- und Schifffahrtsweltfreiheit der Neutralen, sowohl untereinander als auch im Verkehr mit den Kriegführenden, und die wenigen Beschränkungen, die nicht entbehrt werden konnten, waren im Zweifel engstens auszulegen. Handelsschiffe unter neutraler Flagge konnten nicht weggenommen werden, außer wenn sie den Versuch unternahmen, einen von der Kriegsflotte des einen Staates blockierten Hafen des anderen zu erreichen und die Blockade zu durchbrechen. Die Blockade konnte über einen Hafen, eine Flußmündung oder einen begrenzten Küstenstrich verhängt werden, mußte sich jedoch eng an die Küste anschließen und faktisch wirksam sein, um als rechtswirksam anerkannt zu werden.

Den Höhepunkt fortschreitender Zivilisation des Seekrieges bezeichnet wohl die 1856 vereinbarte Pariser Seerechtsdeklaration. Während im Landkrieg schon längst anerkannt war, daß der Krieg, da er zwischen Staatsgewalt und Staatsgewalt, nicht zwischen Bürger und Bürger geführt wird,* nur das öffentliche Eigentum des feindlichen Staates und nicht das Privateigentum der Bürger ergreife, war ein voller Verzicht auf das Seebeuterecht bisher nicht durchzusetzen, und insbesondere hat sich England, bis zuletzt allein, auf das Recht versteift, feindliches Privateigentum zur See, sowohl private Handelsschiffe wie private Ware, wegzunehmen. Wird Raub und Plünderung durch Soldaten heute von allen Land-

heeren schon als gemeines Verbrechen behandelt und geahndet, so hat der Seekrieg seinen rechtlichen Zusammenhang mit dem alten Seeraub noch nicht gelöst — unbestreitbar durch Englands Schuld. Die Pariser Seerechtsdeklaration erreichte wenigstens eine Einschränkung dieses Rechtes auf Seeraub — um nichts anderes handelt es sich!

Nicht nur neutrales Gut unter neutraler Flagge darf nicht weggenommen werden, sondern auch feindliches Gut unter neutraler Flagge sowie auch neutrales Gut unter feindlicher Flagge ist der Wegnahme entzogen — mit der einzigen Ausnahme von Kriegskontorbande. Unter Gut ist hier Privateigentum zu verstehen. Beschlagnahme darf also feindliches Staatsgut überall, feindliches Privatgut nur auf feindlichen Schiffen werden, aber eine Reihe von Waren ist verboten, auf ihnen ruht der Bann des Seerechts, sie sind Bannware, Kontorbande.

Schon die Pariser Deklaration kapituliert vor dem Seebeuterecht. Dieses wäre erst dann beseitigt, wenn alles Privatgut, Schiff oder Ware, der Beschlagnahme schlechthin oder wenigstens der unentgelteten Beschlagnahme entzogen wäre — mindestens das letztere ist im Landkrieg Rechtens. Selbst dieser gewiß mangelhafte Rechtszustand ist seit 1856 von Krieg zu Krieg verschlechtert und endlich in diesem Kriege fast vernichtet worden.

Der erste Einbruch erfolgte durch die ganz unerhörte Ausdehnung des Begriffs der Bannware. Wo ist die gute alte Zeit, wo nur vier Artikel verpönt waren: Waffen, Munition, Pferde und Pferdegeschirr? Allmählich bezog man alle Gegenstände ein, welche für die Zwecke der maritimen oder militärischen Ausrüstung (armament) dienlich und auch bestimmt sind — also auch Monturen und Kriegsgerät aller Art. Zu dieser unbedingten Bannware fügte man bald auch die bedingte: Gegenstände, die an sich sowohl friedlichen als auch kriegerischen Zwecken dienen können (etwa Kohle, Baumwolle), wenn nun diese Gegenstände im Einzelfall nachweisbar, sei es unmittelbar oder nach vorangegangener Bearbeitung, den Zwecken des Angriffs oder der Verteidigung dienen sollen.

Damit war schon der geschichtliche Rechtskreis der neutralen Schifffahrt auf das ärgste eingeschränkt. Welche Ware konnten sie wohl noch verfrachten, die nicht in irgend einer Weise mittelbar Kriegszwecken dienen kann? Die Ausweitung des Begriffs Bannware

* Dieser unzweifelhafte Fortschritt zu einer humaneren Kriegführung wird leider im populären Vorurteil mißverstanden. Er dient dem Schutze der Bevölkerung und ihrer wirtschaftlichen Existenz. Der unorganisierte Freischarenkrieg hebt alle Vorteile dieses Rechtsfortschritts auf, indem er den Soldaten nötigt, in jedem Bürger einen Feind zu sehen und ihn als Feind zu behandeln. Daraus entstehen die meisten sogenannten Kriegsgrenel.

7-

erreichte den furchtbarsten Umfang, als man Lebensmittel schlechtweg auf die Liste der bedingten Bannware setzte.

Aber immerhin, das beschlagnahmende Kriegsschiff mußte bisher bei solcher bedingten Bannware im Einzelfall nachweisen, daß sie wirklich für den Feind und zum Kriegsgebrauch bestimmt ist — was bei absoluter Konterbande nicht gefordert wird. Der zweite Einbruch geschah dadurch, daß man erklärte, diese Bestimmung sei zu vermuten. Vordem bewegte sich ein neutrales Schiff auf offener See frei, es machte sich erst verdächtig, wenn es den Kurs auf einen bestimmten feindlichen Hafen nahm, wenn das Endziel unzweideutig wurde. Nun wird durch England die Vermutung auf die ganze Fahrt ausgedehnt, sie setzt schon hinter dem Heimathafen ein, sofern dieser nur mit feindlichen Häfen im Verkehr steht; ja noch mehr, die Vermutung wird nicht unterbrochen, wenn das Schiff die Ware vom Heimathafen in einen neutralen Hafen fährt, sofern nur die Ware von dort aus in das Feindesland weiter verfrachtet werden kann, sei es auch nur zu Lande. Nach dieser nimmehre proflamierten „Reisetheorie“ kann sich die neutrale Schifffahrt nicht einmal mehr in ganz neutralen, vom Kriegsschauplatz ganz abgekehrten Gewässern frei bewegen.

Denken wir nur einen Augenblick an den Ausgangspunkt zurück, an dem der Satz steht, daß die Schifffahrt der Neutralen frei und Ausnahmen eng anzulegen seien. Niemand kann leugnen, daß diese uralten Rechte einfach zerstört sind, niemand kann auch die Tatsache bestreiten, daß Englands Praxis sie zerstört hat — wobei die Frage hier unerörtert bleiben kann, ob es in Notwehr handelt oder nicht. Jedenfalls ist seine Praxis lange vorbedacht. Denn als auf der ersten Haager Friedenskonferenz die Abschaffung des Seebeuterechts zur Verhandlung stand, sowie auf der zweiten Konferenz, wo die Vereinigten Staaten sie beantragten, hat der Einspruch Englands die Reform vereitelt.

Zu diesen Einbrüchen in das überlieferte Recht kommt ein weiterer. Nach Seekriegsrecht soll eine Blockade einen bestimmten Küstenstrich durch einen Schiffskordon wirksam absperrn, um rechtsgiltig zu sein. Auch diese Bestimmung wurde weit ausgelegt, indem England die ganze Nordsee als blockiert erklärte, obgleich deutsche Kriegsschiffe sie unbeirrt besahen. Diesen Rechtsbruch hat Deutschland beantwortet durch eine Neuierung, die im Völkerrecht nicht vorgesehen ist, durch die Erklärung der Gewässer um Großbritannien als „Kriegsgebiet“ und die Warnung der Neutralen, es zu besahren. Beide Kriegführende erklären, dies in Notwehr zu tun; wir haben diese Begründung nicht nachzuprüfen, noch Maßregel gegen Maßregel abzuwägen. Genug daran, daß dadurch die freie Schifffahrt der Neutralen, und mit ihr das alte Seerecht, tatsächlich beeinträchtigt ist.

Bei solcher Seerechtspraxis hat England natürlich die Möglichkeit, jedes neutrale Handelsschiff, und wäre es nur mit Hosenknöpfen beladen, aufzubringen, in einen britischen Hafen zu schleppen und dort monatelang zurückzubehalten, bis sein Preisengericht urteilt, ob wirklich Bannware vorliegt und die Priße gut ist oder nicht. Nachdem es die freie Schifffahrt aufgehoben hat, unternimmt es den letzten Schritt: es hat von den Neutralen (Schweiz und Holland) verlangt, und verlangt es jetzt von Schweden, daß sie selbst die freie Schifffahrt abtun, daß sie Ein- und Ausfuhr einer Monopolgesellschaft übertragen, die sich der Kontrolle

der englischen Konsulate bei jeder einzelnen Ware unterwirft. Wer rechtlich und wer juristisch denkt, muß einbekennen, daß damit der ganze alte Bau des Seekriegsrechts zusammenfällt, die Begriffe Blockade, Bannware, Priße und Preisengericht überhaupt außer Kurs kommen und ein Rechtsinstitut von unerhörter Neuheit und ungeheurer Einfachheit geschaffen wird, das alles Seerecht überflüssig macht, die maritime Polizeidiktatur.

Die Ordnung zwischen den Staaten und Völkern war von jeher höchst prekär und das sogenannte Völkerrecht ein höchst fragliches Recht. Aber bei den herrschenden Machtverhältnissen zur See wird selbst das gute Recht Unrecht und die Wohlthat Plage. Waffen und Munition sind Bannware, Waffenlieferung an Kriegführende galt als unstrafbare, aber doch verbotene Handlung; der Neutrale, der Waffen liefert, riskiert für seine verbotene Handlung eben die

Beschlagnahme und nicht mehr. Auf einem der Haager Kongresse hat England selbst angeregt, die Waffenlieferung durch Neutrale schlechthin zu verbieten. Damals hat Deutschland, wohl den Amerikanern zu Gefallen, vielleicht auch aus Mißtrauen gegen England, diese Anregung zu Falle gebracht und somit haben nach wie vor Neutrale das formale Recht der Waffenlieferung mit dem Risiko der Beschlagnahme. Die Schweiz, die es nach ihrer Lage nach beiden Seiten ausnützen könnte, macht davon keinen Gebrauch. Die Vereinigten Staaten bestehen auf diesem völkerrechtlich anerkannten Rechte auf verbotene Handlungen, liefern England und Frankreich Waffen mit dem lebhaftesten Bedauern, faktisch außerstande zu sein, auch Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu liefern. Wenn jemals, so ist hier das höchste Recht zugleich das höchste Unrecht, das formale Recht materiell das schwerste Unrecht. Die augenblicklichen Machtverhältnisse zur See machen aus dem Neutralitätsrecht das Recht, unneutral zu handeln, sie führen das Völkerrecht selbst einfach ad absurdum.

Man hat das Recht die Daseinsform einer Gemeinschaft Gleicher genannt. Wo die Gemeinschaft aufgehoben, wo Gleiche nicht mehr vorhanden sind, wird die Rechtsformel in der Regel zum heuchlerischen Deckmantel der Willkür und Gewalt. Das Völkerrecht ist tatsächlich zerstört, von innen heraus, es ist untergegangen und die Menschheit wird jahrzehntelang arbeiten müssen, um eine leidliche Ordnung zwischen Staaten und Völkern wiederherzustellen.

K. R.

Der Konflikt wegen der „Lusitania“.

Die deutsche Antwort.

Berlin, 9. Juli. Das Volkssche Büro meldet: Die Antwort der kaiserlich deutschen Regierung auf die amerikanische Note vom 10. Juni 1915 ist gestern überreicht worden. Sie beginnt wie folgt: „Der Unterzeichnete beehrt sich, dem Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika James W. Gerard auf die Note vom 10. Juni, S. D. Nr. 3814, über die Beeinträchtigung der amerikanischen Interessen durch den deutschen Unterseebootkrieg Nachstehendes zu erwidern“. . . und gelangt nach einer kurzen geschichtlichen Einleitung zur Sache:

Während uns unsere Feinde den Krieg ohne Gnade und bis zur völligen Vernichtung ansagten, führen wir den Krieg in Notwehr für unsere nationale Existenz und um des dauernd gesicherten Friedens willen. Den erklärten Absichten unserer Feinde und der von ihnen angewendeten völkerrechtswidrigen Kriegsführung mußten wir den Unterseebootkrieg anpassen. Bei allen grundsätzlichen Bemühungen, neutrales Leben und Eigentum nach Möglichkeit vor einer Schädigung zu bewahren, erkannte die deutsche Regierung schon in der Denkschrift vom 4. Februar rückhaltlos an, daß durch diesen Unterseebootkrieg die Interessen der Neutralen in Mitleidenschaft gezogen werden könnten. Aber ebenso wird auch die amerikanische Regierung zu würdigen wissen, daß die kaiserliche Regierung in dem Daseinskampfe, der Deutschland von seinen Gegnern aufzwingen worden ist, die heilige Pflicht hat, alles, was irgend in ihr Macht steht zu tun, um das Leben der deutschen Untertanen zu schützen und zu retten. Wollte die kaiserliche Regierung diese ihre Pflicht verkümmern, so würde sie sich vor Gott und der Geschichte der Verletzung derjenigen Prinzipien der höchsten Humanität schuldig machen, die die Grundlage jedes Staatslebens sind. Mit erschreckender Deutlichkeit zeigt der Fall der „Lusitania“, zu welcher Gefährdung von Menschenleben diese Art der Kriegsführung unserer Gegner gelangt ist.

Die unter Verheißung von Prämien gegebene Anweisung an die britischen Handelschiffe, sich zu armenieren und Unterseeboote zu rammen, ist im schärfsten Widerspruch mit allen Grundsätzen des Völkerrechts und durch sie ist jede Grenze zwischen Handels- und Kriegsschiffen verwischt und sind diejenigen Neutralen, die Handelschiffe als Reisende benützen, allen Gefahren des Krieges in erhöhtem Maße ausgesetzt worden. Hätte der Kommandant des deutschen Unterseebootes, der die „Lusitania“ vernichtet hat, die Mannschaften und die Reisenden vor der Torpedierung ausbooten lassen, so hätte dies die sichere Vernichtung seines eigenen Bootes bedeutet. Nach allen bei der Versenkung vieler kleinerer und weniger seetüchtiger Schiffe gemachten Erfahrungen, war zu erwarten, daß ein so mächtiges Schiff wie die „Lusitania“ auch nach der Torpedierung lange genug über Wasser bleiben würde, um die Passagiere in die Schiffsboote gehen zu lassen. Umstände ganz besonderer Art, insonderheit das Vorhandensein großer Mengen hochexplosiver Stoffe an Bord, täuschten diese Erwartung. Außerdem darf noch darauf hingewiesen werden, daß bei einer Schonung der „Lusitania“ Tausende Riften mit Munition den Feinden Deutschlands zugeführt und dadurch Tausende deutscher Mütter und Kinder ihrer Ernährer beraubt worden wären.

In dem Geiste der Freundschaft, von welchem das deutsche Volk gegenüber der Union und ihren Bewohnern seit den ersten Tagen ihres Bestehens beseelt ist, wird die kaiserliche Regierung immer bereit sein, auch während des gegenwärtigen Krieges alles ihr Mögliche zu tun, um einer Gefährdung des Lebens amerikanischer Bürger vorzubeugen. Die kaiserliche Regierung wiederholt daher die Zusicherung, daß amerikanische Schiffe in der Ausübung der legitimen Schifffahrt nicht gehindert und das Leben amerikanischer Bürger auf neutralen Schiffen nicht gefährdet werden soll. Um unvorhergesehene, bei der Seekriegsführung der Gegner Deutschlands

mögliche Gefährdungen amerikanischer Passagierdampfer auszuschließen, werden die deutschen Unterseeboote angewiesen, solche durch besondere Zeichen kenntlich gemachte und in angemessener Zeit vorher angesagte Passagierdampfer frei und sicher passieren zu lassen. Dabei gibt sich die kaiserliche Regierung allerdings der zuversichtlichen Hoffnung hin, daß die amerikanische Regierung die Gewähr übernimmt, daß diese Schiffe keine Konterbande an Bord haben. Die näheren Vereinbarungen für die unbehelligte Fahrt dieser Schiffe würden von den beiderseitigen Marinebehörden zu treffen sein.

Zur Schaffung ausreichender Reisegelegenheit für amerikanische Bürger über den Atlantischen Ozean stellt die deutsche Regierung zur Erwägung, die Zahl der verfügbaren Dampfer dadurch zu vermehren, daß eine angemessene, einer genaueren Vereinbarung unterliegende Zahl neutraler Dampfer unter amerikanischer Flagge in den Passagierdienst unter den gleichen Bedingungen wie die vorgenannten amerikanischen Dampfer eingestellt werde. Die kaiserliche Regierung glaubt annehmen zu dürfen, daß auf diese Weise ausreichende Gelegenheiten für die amerikanischen Bürger zur Reise über den Atlantischen Ozean zu schaffen sind. Eine zwingende Notwendigkeit für amerikanische Bürger, in Kriegszeiten auf Schiffen unter feindlicher Flagge nach Europa zu reisen, dürfte demnach nicht vorliegen. Insbesondere vermag die kaiserliche Regierung nicht zuzugeben, daß amerikanische Bürger ein feindliches Schiff durch die bloße Tatsache ihrer Anwesenheit an Bord zu schützen vermögen. Deutschland folgte lediglich dem Beispiel Englands, als es einen Teil der See zum Kriegsgebiet erklärte. Unfälle, die in diesem Kriegsgebiet Neutralen auf feindlichen Schiffen zustießen sollten, könnten daher nicht wohl anders beurteilt werden, als Unfälle, denen Neutrale auf dem Kriegsschauplatz zu Lande jederzeit ausgesetzt sind, wenn sie sich trotz vorheriger Warnung in Gefahr begeben. Sollte sich jedoch die Erwerbung neutraler Passagierdampfer für die amerikanische Regierung nicht in ausreichendem Umfang ermöglichen lassen, so ist die kaiserliche Regierung bereit, keine Einwendungen zu erheben, daß die amerikanische Regierung vier Passagierdampfer feindlicher Flagge für den Passagierverkehr Nordamerika—England unter der amerikanischen Flagge bringt. Die Zusagen für die freie und sichere Fahrt amerikanischer Passagierdampfer würden dann unter den gleichen Vorbedingungen auch auf diese früher feindlichen Passagierdampfer ausgedehnt werden.

Der Präsident der Vereinigten Staaten erklärte sich in dankenswerter Weise zur Uebermittlung und Anregung von

Vorschlägen an die großbritannische Regierung, insonderheit wegen einer Verringerung des Seekrieges, bereit. Die kaiserliche Regierung wird stets von den guten Diensten des Präsidenten gern Gebrauch machen und gibt sich der Hoffnung hin, daß seine Bemühungen sowohl im vorliegenden Falle wie auch für das große Ziel der Freiheit der Meere zu einer Verständigung führen werden.

Indem der Unterzeichnete den Herrn Botschafter bittet, Vorstehendes zur Kenntnis der amerikanischen Regierung zu bringen, benützt er diesen Anlaß, um Seiner Erzellenz die Versicherung seiner ausgezeichneten Hochachtung zu erneuern.

Gezeichnet: v. Jagow.

Göndör, Franz

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 189

TAG: 10.7.1915/3P

Lemberger Friedhöfe.

Von dem ungarischen Kriegsberichterstatter Franz Göndör.

Mein Besuch galt diesmal den Friedhöfen von Lemberg. Jeder Friedhof ist traurig, aber einen traurigeren Friedhof als den in Lemberg, glaube ich, gibt es in der ganzen Welt nicht. Ich besuchte die Friedhöfe, die im Kriege hier entstanden sind und in denen Menschen in fremder Erde gebettet, ihren Traum träumen.

Für die österreichisch-ungarischen Soldaten haben die Russen eine vor Lemberg liegende breite Wiese in einen Friedhof umgewandelt. Er ist sehr ärmlich, sonst aber in Ordnung. Meist Massengräber, aber auch einige hundert Einzelgräber. Auf jedem Grab ein einfaches, aus Holz geschnitztes Kreuz, auf dem in blauen Blechbuchstaben der Name des Verstorbenen ersichtlich ist. Sonst nichts, nur der Name. In manchem Kreuz fehlt auch der. Oft auch sind die Aufschriften vom Rost verwischt. Nur einige ungarische Namen konnte ich herausbuchstabieren. Wer um die Toten weint, woher sie stammen, wann zum letztenmal ihre Herzen geschlagen haben, darauf geben die Aufschriften im Friedhof der „Fremden“ keine Antwort. Liebe und Barmherzigkeit hat die Russenherrschaft der Ruhestätte unserer Soldaten nicht angedeihen lassen. Die Gräber sind kahle und vernachlässigt und nicht eine einzige Blume wuchs für unsere Helden während der zehn Monate in Lemberg...

Tief ergriffen verabschiedete ich mich von diesem Friedhof und lenkte meine Schritte nach dem Friedhof der Russen, in dem 16.000 russische Soldaten ruhen. Der russische Friedhof ist hinter dem Lykatover Park auf einem Hügel neben einem Steinbruch angelegt, von wo aus man eine herrliche Aussicht auf Lemberg hat. Wenn wir von der Lykatovastraße nach dem Friedhof gehen, so sehen wir einen mächtigen Wald von Grabkreuzen vor uns. Davor eine große Wiese, dahinter grüne Matten. Die Gegend ist wunderschön. Rechts der berühmte Sandberg, rund herum wildromantische Wälder und darüber hinaus die schöne Stadt Lemberg.

In der Mitte des Friedhofes erhebt sich ein weißgestrichenes Grabkreuz, das bekannte russische Doppelkreuz, das sogenannte griechische Kreuz. Den Sockel bilden zusammengetragene große Steine und das Ganze ist von einem grünen Rasen umgeben. Rechts und links stehen zwei Bänke. Auf dem Kreuz ist in russischer Sprache:

Jedem sei Friede!

Ganz eigentümlich mutet es an, auf Grabstätten der vielen Tausenden Opfer des Krieges diese friedliche Aufschrift zu lesen. Wie ein sanfter Spott leuchtet sie in schwarzen Buchstaben auf dem weißen Kreuze, und etwas tiefer unten:

Zum ewigen Andenken!

Ich trete näher. Der Friedhof ist in zwei große Flächen geteilt, die voneinander abgestumpft sind, jede von ihnen mit Gräbern dicht besät. Links besondere kleine Friedhöfe. Von dem großen Kreuz rechts und links, vorn und rückwärts eine lange und breite Reihe Vierecke wie Blumenbeete. Das sind Massengräber. Ueber jedem Massengrab erhebt sich ein braungestrichenes

Kreuz, auf dem in Blechbuchstaben die Namen der Toten verzeichnet sind. In jedem Grab ruhen zehn russische Soldaten.

Die Massengräber sind von großen Steinen umrahmt, die Kreuze sind schön ausgearbeitet und zwischen drei bis vier solcher Gräber führt überall ein schmaler Steig. Weiter davon sind die Einzelgräber. Auf den Kreuzen ist die Nummer des Toten, Name, Rang, Truppe und Todestag verzeichnet. Zum Beispiel:

Nr. 517

Iwan Kurenko 24. D. Inf. Regiment
Gestorben im Jahre 1914.

Die Aufschrift des armen Kurenko, der im russischen Friedhof in Lemberg die Nummer 517 bekommen hat, ist in russischer Sprache. Wer weiß, wie auf diesen 517er in einem russischen Dorfe Weib und Kinder warten. Eine andere Aufschrift:

Nr. 1404

Inf. Jakoblowski
312. Inf. Regiment, 13. Baon
Gestorben 1915.

Den Taufnamen dieses russischen Helden konnte man nicht feststellen. Ich sah übrigens eine sehr große Anzahl solcher Gräber, auf denen der Name des Toten nicht ersichtlich war. Da heißt es kurz und bündig:

Unbekannt.

Mehr als hundert solche „Unbekannt“ zählte ich da.

Die russischen Kreuze sind meist einfach, doch gibt es auch eine schöne Anzahl liebevoll ausgestatteter Gräber, die schon von den Angehörigen gepflegt wurden. Dort steht zum Beispiel ein weißes Marmorkreuz mit einem Jesubild und folgender Aufschrift:

Gawril Balicevac.
Ruhe seiner Ahe.

Gestorben am 11ten März 1915.

Ruhe in Frieden teurer Gatte und Vater deiner Kinder.

Die Offiziere und Unteroffiziere haben besondere Gräber, die auch von schöneren Kreuzen geschmückt werden. Sie sind feiner gearbeitet und haben schwarze Aufschriftstafeln. Auf der anderen Seite sind wieder andere Kreuze, größere, mit Zitaten aus dem alten Testament. Doch auch auf diesen Kreuzen fehlen zum größten Teil die Aufschriften. Ganz hinten im Friedhof ist wieder ein weißgestrichenes Holzkreuz mit folgender Aufschrift:

Spitalfriedhof.

Errichtet von:

Gräfin Bobrinski.

Die Gattin des allmächtigen Grafen Bobrinski, die Gattin des Herrn und Befehlshabers von Lemberg, hat diesen Friedhof errichtet, in dem auf vielen Gräbern Blumen und Kränze liegen und Schleifen mit liebevollen Aufschriften im Winde wehen.

Auf dem Abhang des Hügel, schon ganz am Ende, erheben sich vierzig Holzpfähle auf vierzig Gräbern. Hier ruhen mohammedanische Soldaten, Tataren. Ab und zu bemerkt man türkische Schriftzüge darauf. Auf einem der Holzpfähle ist in russischer Sprache zu lesen:

Aus dem tatarischen Reiterregiment:

Ахром Исзландер.

Gestorben am 24. November 1914.

In der Mitte des Friedhofes erhebt sich ein großes Kreuz aus Granit, auf dessen Marmarsockel die Aufschrift ist:

Kameradschaftliche Gräber der mutigen russischen Soldaten, die ihr Leben gegeben für den Glauben, für den Zaren und für das Vaterland. 1914—1915.

Ganz links, dort auf einem der kleinen Friedhöfe, liegen fene Soldaten, die an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind. Hier ruhen sie gemeinsam unter einem Kreuze, auf dem die Aufschrift ist:

Kameradschaftliche Gräber russischer Soldaten, die an einer ansteckenden Krankheit gestorben sind. Nimm sie auf, Herr, in dein Reich.

Auch diese Gräber sind zum großen Teil gepflegt und geschmückt. Als ob man damit das aufgewühlte Gewissen beruhigen wollte . . .

Als ich hier in dieser tiefen Stille stand, ward mir das Herz schwer und mir war, als hörte ich das Schluchzen der Frauen, Bräute, Kinder, Eltern und Geschwister dieser sechzehntausend Russen, die hier begraben liegen; als hörte ich den Fluch heranrollen aus den russischen Dörfern und Städten in dem warmen Winde des Sommers über den Friedhof von Zernberg . . .

MOESTER, Polay

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 189

TAG: 10.7.1915/16

Neunzig Kilometer von Paris.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Dr. Adolf Koecker.)

Armeeoberkommando . . . 25. Juni.

Neulich hielt ich in einem zerschossenen Wisnedorf an einem Wegweiser, auf dem stand: Paris 101 Kilometer. Von diesem Wegweiser waren unsere Grabenlinien noch zwei Kilometer weit vorgeschoben. Das war Chauffeentfernung. Gestern stand ich in einem Artilleriebeobachtungsposten auf der Nase einer Bergkuppe, von wo Paris in der Luftlinie keine 90 Kilometer entfernt lag. Weiß man, was das heißt? Das heißt auf Deutschland übertragen, die Franzosen stünden in Stendal oder Wittenberg, in Fürstenwalde, in Kottbus. Was würden die Berliner sagen, wenn die Russen in Frankfurt an der Oder ständen? Das entspricht nämlich ungefähr der Entfernung, in welcher unsere Front an Paris vorbeizieht. Die deutschen Flieger an der Wisne können von ihrem täglichen Rund- und Tiefenflug sehr oft die Türme von Paris liegen sehen. So nahe sind wir dem Herzen Frankreichs.

Auf dem Wege zu jener Bergnase bekamen wir einen kleinen Begriff von dem, was unsere Soldaten bei nassem Wetter in ihren Stellungen auszuhalten haben. Es regnete in Strömen. Wir wanderten zunächst durch eine der vielen Steinhöhlen, durch die das Nordufer der Wisne unseren Truppen so manchen ausgezeichneten Unterschlupf ge-

währt. Die Höhle war leer. Nur ein Scheinwerferzug benützte sie als Unterstand. Die Höhle war eiskalt. Uns fror. Dann traten wir aus der Höhle in den warmen strömenden Sommerregen. Vom Ausgang bis zur Beobachtungsstelle hatte der Brigadeoberst dieses Abschnitts einen Graben auswerfen lassen. Der Graben war über einen halben Kilometer lang. Er ging durch Lehm Boden und stand voll Wasser. Der Pionierhauptmann, der uns begleitete, erzählte von den Schwierigkeiten eines solchen Grabenbaues. Er kann nur nachts vor sich gehen, weil der ganze Berg im feindlichen Feuer liegt. Der ausgeschachtete Lehm kann aber nicht auf die Ränder geworfen werden. Das würde den ganzen Graben sofort verraten und zu einem leichten Ziele machen. Die Erde muß also in Körben abgeschleppt werden. Durch diesen Graben wanderten, nein wateten wir. Das gelbe Lehmwasser schlug uns um die Knie. An den Wänden sickerte das Wasser herab. Ab und zu rutschten Erdstücke herunter. Tote Mäuse und Maulwürfe schwammen in den Pfützen. Endlich waren wir im Unterstand, wo ein Mann uns erwartete. Dieser Posten war noch nicht besetzt. Wir waren die ersten, die von dieser Nase hinüberblicken durften nach Paris.

Aber wir sahen nichts von der Hauptstadt des alten Europa. Wir hörten einen feindlichen Flieger über uns kreisen und duckten uns vor ihm, wie Gäslein im Felde sich vor dem Adler ducken. Wir sahen auf einer Höhe drüben weißglänzende Grabenwerke aus Beton, wie uns der Posten erklärte. Ab und zu schlug ein Geschöß auf unserer Kuppe ein. Dann spritzte der nasse Lehm hoch auf und wir duckten uns unwillkürlich. Unten im Tale zogen die feindlichen Graben von Wald zu Wald durch grüne Wiesen. Auf einer stillen Halde lag ein stiller, schmaler, brauner Graben. Gerade wie ich ihn im Fernrohr habe, explodiert etwas. Eine braune, schwarze Fontäne bricht auf, höher als der Wald, ein dumpf-knatternder Knall folgt ihr und hallt, ein Echo nach dem anderen lösend, von Tal zu Tal. „Das war eine Mine,“ sagt der Posten leise. Allmählich zieht der Rauch ab. Die Halde liegt still wie zuvor. Nur ein breites braunes Loch klafft in und neben dem Graben. Vielleicht sind zwanzig Menschen weniger auf der Welt. Vielleicht sind zwanzig

Menschen von Erde verschüttet. Vielleicht jammern und brüllen sie, während wir hier am Rohre stehen und sagen: Dort hinten weit liegt Paris.

Als wir total durchnäht in die eiskalte Höhle zurückkamen, klapperten uns vor Kälte die Zähne. Aber als wir dann aus dem Dunkel der Höhle wieder ans Licht traten, schien plötzlich eine stechend warme Sonne auf uns nieder. Wir schidten das Auto nach Hause, ließen das Wasser aus unseren Stiefeln laufen und schritten mit dampfenden Kleidern heimwärts, durch einen Abschnitt, der wohl zu den saubersten der ganzen Westfront gehört. Der Oberst selber führte uns voll Stolz. Wir sahen verlassene Häuser, die unsere Soldaten sinnig wieder hergerichtet hatten als Unterkunft für ihre Ruhetage. Balkons und Freitreppen hatten sie aus Holz gebaut und mit Blumentasten geschmückt, aus denen die schönsten Geranien hingen. Selbst Sandsteinbauten hatten sie aufgeführt — ein Kaiserdenkmal mit Gartenanlagen, ein riesiges Steinpodium mit Erdfüllung, auf dem eine offene Halle stand. Das ganze auf dem Hofe eines Großbauern. In der Halle spielte die Musik. Wir sahen ein altes, verfallenes Kruzifix, dessen Rajenbett vertreten und verschmutzt war. Unsere Holsteiner Soldaten, die alles andere als gute Katholiken sind, hatten um das Kruzifix ein sauberes Rund von blühenden Blumen gepflanzt, hatten es künstlerisch schlicht eingefaßt, so daß sich die französischen Behörden bei dem Obersten bedankten „für die Ehre, die man ihrer Religion bewiesen habe“. Wir sahen außerhalb des Dorfes an einem bewaldeten Bache Bänke aus Birkenholz, saubere Wege, unauffällige freundliche Lauben, wie sie kein Verschönerungsverein besser bauen könnte. Und die Straßen des Ortes waren ganz unfranzösisch sauber. Die Misthaufen vor den Scheunen, deren Höhe auf jahrelanges Alter schließen ließ, waren rausgeschafft auf die Wiesen. Manchmal stieß man auf Mistberge, die mit allerhand Dreck, Aische, Unrat vermenget waren. Die wurden verbrannt. Wir sahen eine große Badeanstalt aus Beton, im Freien aufgeführt, sinnvoll mit Kaskaden eingerichtet. Heute ist sie noch im Gebrauch von deutschen Soldaten. In Zukunft (falls sie die Franzosen nicht in Stücke schlagen werden) wird sie vielleicht ein kleines Denkmal dafür sein, daß die deutsche „Kultur“ es in einigen Punkten mit der französischen „Culturo“ doch aufnehmen kann. Denn die französische Unsauberkeit ist in der Tat etwas, das alle unsere deutschen Soldaten und besonders unsere Ärzte immer wieder zur Verzweiflung bringt. Die Abortverhältnisse selbst in gut bürgerlichen Häusern spotten zuweilen jeder Beschreibung. Ich habe im Schlosse der Marquise von B., die eine Verwandte des sächsischen und bayrischen Königshauses ist, ein Lokal dieser Bestimmung gesehen, dessen sich jede deutsche Arbeiterfrau schämen würde. Ein Stabsarzt zeigte mir einen großen Bauernhof, wo die Stallgäuche unbehindert über den Hof, unter dem Wohnhause hinweg durch den Obstgarten und dann in den Bach floß. Glücklicherweise geht an den meisten Orten die französische Zivilbevölkerung jetzt mit uns Hand in Hand, während sie zuerst den radikalen Maßnahmen unserer Hygieniker etwas mißtrauisch zusah.

Als wir in Le M. beim wärmenden Grog saßen, es war unterdessen ein klarer Juniabend angebrochen und nur ab und zu fröstelten wir noch zusammen, wurden wir durch die Musik der . . . überrascht, die hier ein paarmal in der Woche ihre kräftigen Weisen vor den in Ruhstellung befindlichen Kompagnien ihres Regiments zum Besten gibt. Wir waren fast alle Norddeutsche, Hauptmann und Unteroffizier, Mannschaften und Berichterstatter. Das erste und das letzte Lied des Programms war das schönste. Wir konnten nicht anders — wir sangen schließlich alle mit — auch die Chauffeure und Arbeits Soldaten, die ringsum standen. Wir sangen „Schleswig-Holstein, meer-unschlungen“. Und alle Sehnsucht und alles Heimweh, wovon man redet und wovon man nicht redet, alles zitterte in diesem Liede über die Häuser des Dorfes hinweg, über den Wald und die kanonengeschpikten Höhen. Vielleicht brachte der Wind einige absterbende Klänge nach Osten in die Heimat, vielleicht ein anderer Wind verweht Reste nach Süden, nach Paris.

Es war nach Mitternacht, als wir aufbrachen. Wir fuhren dreißig Kilometer weit, dicht hinter der Front. Die Nacht war klar, aber mondlos. Wir fuhren ohne Lichter. Wir kamen an eine Brücke. Eine Laterne winkte. Das Auto stand. „Parole?“ — „Dünkirchen?“ Und wir fuhren weiter. Links von den Höhen gingen Leuchtkugeln auf. Wir standen in einem trahhellen Lichte und sahen die weiße Chaussee vor uns wie einen Papierstreifen. Dann plötzlich sanken wir ins Dunkel zurück: das Auto fuhr langsam, bis sich die Augen wieder zurechtgetastet hatten. Dann kommt ein Dorf. Wieder ein Posten. „Parole?“ — „Dünkirchen!“ Aber diesmal zweifelt der Posten. Es ist ein vollbärtiger Uhlane. Er leuchtet uns mit seiner Laterne ins Gesicht. Wir müssen ihm die Papiere zeigen. Endlich dürfen wir weiter. Jetzt kommt eine sichere Straße. Die Lampen werden angezündet. Wir sausen durch die Nacht. Insekten klatschen gegen die Lampenscheiben. Ein Hase jagt quer über die erleuchtete Chaussee. Rechts auf dem Berge ein Waldstück steht mittagshell im Lichte eines Scheinwerfers. Immer neue Posten winken, rufen, fragen: „Parole?“ Und jedesmal gelangen wir weiter mit dem kleinen Zauberwort, das uns der Oberst mitgegeben: „Dünkirchen“. Wir kamen an einem Teich vorbei. Eine schwere Batterie löst ein paar Schüsse. Im selben Moment gehen oben auf der Höhe zwei Leuchtraketen hoch. Und nun sehen wir, wie die Erschütterung der Erde in Wellen über das Teichwasser huscht und wie das Spiegelbild der leuchtenden Rakete im Wasser hin und her tanzt. Vor dem Tor von St. M., wo wir logieren, treffen wir den letzten Posten. Er fragt: „Parole?“ Aber unser Begleitmann lacht ihm ins Gesicht: „Mensch, Hei, dat sünd wi jo . . . heft du denn gar keen Dogen?“ . . . „Ach so,“ ruft Hei. Und dann erzählt er uns, daß Lemberg heute mittag genommen sei.

Die Schlacht bei Görz.

Von dem ins Isonzogebiet entsandten Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblattes“ Leonhard Adalt.

Isonzogrenze, 7. Juli.

Die Italiener halten bei ihrer zweiten Offensiv, die anders als die erste ist: Sie haben ihre Artillerie in sechs Gruppen konzentriert, von denen die beiden nördlichen gegen Krn und Plawa, die mittleren bei St. Florian und Mofja gegen Podgora und Görz, die südlichen bei Versa und am unteren Isonzo gegen das Plateau von Doberdo operieren. Auf dem Krn verschafften am 1. Juli Soldaten der aus den Brigaden Modena und Salerno zusammengesetzten achten italienischen Truppeneinheit ihren von Schnee, Regen und Kälte verklammt geworden durch einen Angriff Bewegung, der von österreichischen Grenzern und Ungarn kräftig zurückgeschlagen wurde.

Den Hauptstoß richtet der Feind gegen den Görzer Brückenkopf und gegen das Plateau von Doberdo. Seine schwere Artillerie, die über Kaliber bis 28 Zentimeter verfügt, nimmt dabei bestimmte wegsperrende Höhen unter rapidem Dauerfeuer, um unsere Stellungen zu zermürben. Das Bombardement ist vormittags am heftigsten, verstummt mittags und wird gegen Abend wieder aufgenommen, da dann die Sonne unseren Truppen ins Gesicht scheint und sie behindert. Ebenso besreut seine Artillerie nachts unsere Stellungen mit Schrapnells, um jede Reparatur der Deckungen zu stören.

Die Kämpfe um Görz.

Gelungen ist der Einbruch wohl an zwei Punkten, nämlich bei Podgora und bei Vermeigliano. Nicht gelungen aber ist der entscheidende Nachstoß, da die Dalmatiner den Gegner rechtzeitig wieder hinauswerfen konnten. Auch wie vor ist die Stadt Görz in unseren Händen, und nach wie vor geht das militärische und bürgerliche Leben dort seinen normalen Gang. Als mitgenommen sind naturgemäß Kirche und Häuser der Vorstadt. Die Stadt an sich ist strategisch belanglos. Wichtig ist nur ihr Brückenkopf und die sie beherrschende Höhe Podgora. Sie beide sind vom ersten Kriegstage an das Ziel der italienischen Wünsche. Hart und unbezwinglich wie Beton aber sind Fäuste und Herzen der Dalmatiner, die dort oben stehen.

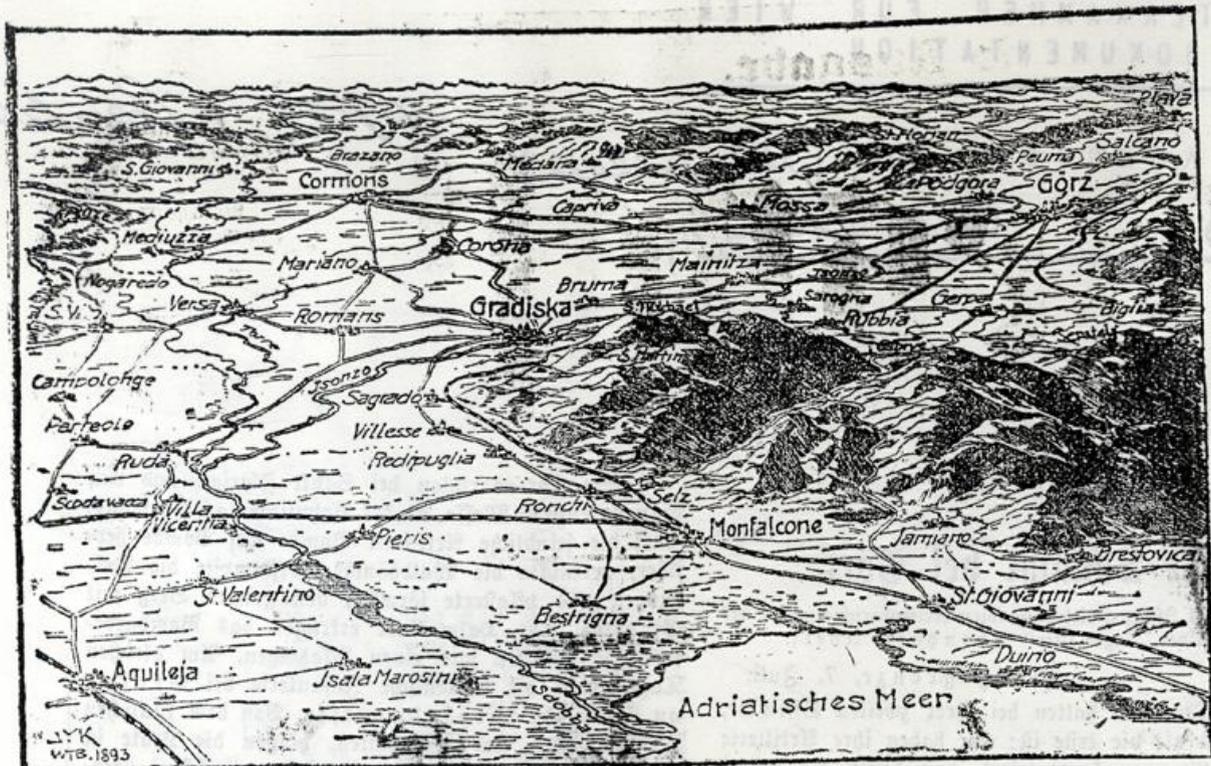
Vom Corradarücken bei Sankt Florian und von San Lorenzo di Mofja, an der Bahnlinie nach Cormons, warf die feindliche Artillerie Bombe auf Bombe herüber, zerknackte die Waldbäume, zerstampfte die Deckungen und pflasterte förmlich den ganzen Berg mit Granaten. Die Dalmatiner ertrugen das Bombardement so gelassen wie einen Platzregen. Am gleichen Tage geriet die italienische Infanterie bei Groina an unsere Drahthindernisse. Von dem türkischen Draht gepackt und festgehalten, hingen die Leute in den dolmatischen Drähten, und ihr Jammergeschrei überlante das Brüllen der Geschütze. Unter schweren Verlusten stürzten die übrigen zurück, vom Feuer unserer Truppen verfolgt.

Um 4 Uhr früh des nächsten Tages setzte das Bombardement gegen Podgora und den Monte Sabotin wieder ein und dauerte bis 2 Uhr nachmittags. Schwerste Granaten schlugen dem Berg sechstaufend Wunden; zwischen 7 und 8 Uhr vormittags wurden auch die Stellungen der Unserigen zwischen Bergabhang und Brückenkopf unter Artilleriefeuer genommen. Hundert Schuß zielten in die Deckung einer Kompanie. Sechzehn davon waren Volltreffer. Eine Sanitätspatrouille wurde verschüttet, aber noch lebend wieder ausgegraben. Als die Italiener fünf Minuten vor 2 Uhr das Bombardement einstellten, glaubten sie den Verteidiger der Höhe bis auf den letzten Mann zerschmettert.

Abends schritten sie zum Sturm auf Podgora. Gleichzeitig griffen mehrere Bataillone den Görzer Brückenkopf an. Die Dalmatiner hörten die italienischen Offiziere ihre Leute anfeuern: „Warum zögert ihr, da oben ist ja niemand mehr lebendig!“ Die Dalmatiner hüteten sich, ihnen diesen Irrtum vorzeitig zu benehmen, sie lagen auf der Lauer und waren mäusestill. Die Italiener kamen hinter ihren Erdwällen und Sandsäcken hervor und schwärmten über den Bergabhang hinaus. Sie drangen durch die zerrissenen Drähte in die verschütteten Deckungen. In diesem Augenblick leuchteten die Scheinwerfer auf, knatterten die Maschinen und die Handgewehre, explodierten die Handgranaten. Die Unseren hörten den erstaunten Ruf: „Aber die sind ja gar nicht tot!“

Dann wütete der Entscheidungskampf. Den Verteidigern blieb der Sieg auf der Höhe wie im Tal, wo der Angriff schon vor unseren Hindernissen scheiterte. Die aufgehende Sonne beschien tausendfachen Tod und tausendfaches Leid.

Nach diesem mißglückten Generalk Sturm flante die italienische Offensive wieder ab. Am nächsten Vormittag verjagte unsere Feldartillerie zwei italienische Kompanien, die sich auf dem Friedhof von Lucinico festgesetzt hatten, mit einer Reihenfolge wohlgezielter Schrapnells. Die schweren Granaten be-



schrägen tönende Bogen über Podgora und landeten in den Stellungen, aus denen der Feind nachts zuvor zum Angriff aufgebrochen war. Die Italiener trauten sich nicht mehr an die Höhe heran, der Angriffsvorstoß auf den Görzer Brückenkopf wurde unschwer abgewiesen.

Das heiligumkämpfte Plateau von Doberdo.

Noch ernster und anhaltender waren die erneuten Durchbruchversuche gegen den Südflügel unserer Sonafront. Dieser Südflügel wird durch das Plateau von Doberdo oder Komen gebildet. Sein westlicher Randstreifen steht in einer Breite von 1500 Metern beiderseits unter kontinuierlichem Feuer. Trotzdem behaupteten wir die Positionen. Umgekehrt sind die Italiener bei Sagrado in die erwähnte Feuerzone eingedrungen, ohne sich dieses Ein-

bringen nutzbar machen zu können. Hier bei Sagrado schwenkt der Sona vom Plateaurand, zu dem die jetzt zerstörte Brücke hinführt. Die ersten Versuche des Feindes, den Übergang über den Fluß zu gewinnen, scheiterten auf der Toteninsel. Als aber das Überschwemmungsgebiet zwischen dem Sona und dem Plateau austrocknete, setzten die Italiener südlich Sagrado bei Fogliano über den Fluß und brachten im dortigen Wald Gebirgsgeschütz in Stellung, das indes durch den ersten Schuß der k. u. k. Artillerie zertrümmert wurde. Ebenso verschwanden zwei weitere Geschütze vor unserer Artilleriefeuer. Feindliche Infanterie dagegen ging längs des Bahndammes und im Wald auf Sagrado vor, blieb hier aber zunächst ohne Verbindung mit dem Gros auf der rechten Flussseite.

Am 23. Juni setzte der Gegner die Versuche, das linke Sonaufer auch mit dem Gros zu gewinnen, fort, indem er sich einzeln und truppenweise von Fogliano heranschoob und gleichzeitig mit Pontons den Brückenschlag vorbereitete. Die k. u. k. Artillerie wies ihn in seine Schranken zurück. Der nächste Tag brachte die Meldung: „Auf der Straße nach Gradiska sind starke Kolonnen im Anmarsch.“ Der Angriff unterblieb jedoch, dagegen setzte ein heftiges Bombardement ein. Südlich Sagrado schwärmte ein feindliches Bataillon über den Sona kanal und den Bahndamm gegen Redipuglia. Dabei geriet es ins Feuer der eigenen Artillerie, mußte zurück und wurde nun auch von unserer Artillerie erreicht. Im Abzug opferten unsere

Granaten den italienischen Pionieren auf die Finger, die die Brücke bei Sagrado durch Holzbelag wieder gebrauchsfähig machen wollten. Die Italiener suchten das Versäumnis durch doppelten Fleiß über Nacht wieder einzuholen. Am Morgen war die Kriegsbrücke bis zur Toteninsel wieder fertig. Unsere Kanonen zerstörten sie vollkommen, ebenso die Pontons. Am nächsten Tage herrschte völlige Ruhe. Dies war aber die Ruhe vor dem Sturm. Denn vom 27. bis zum 30. Juni währte das gewaltige Bombardement, das den Generalsturm auch auf diesem Südschnitt vorbereitete.

Generalsturm.

Es erübrigt sich, die Nervenwirkung dieser schrecklichen Höllennusik darzustellen, die tagelang zwischen Himmel und Erde heulte und noch weit im Hinterlande alle Fensterscheiben klirren machte. Die Nerven unserer Soldaten hielten stand. In der Nacht zum 30. Juni begann der Generalsturm auf das Plateau von Doberdo. Der König und Salandra waren in der Front eingetroffen, um dem Siegestag beizuwohnen, auf dessen Datum Cadorna sich schon einmal allzufrüh festgesetzt hatte. Es sollte diesmal nicht anders werden. Nachts elf Uhr rückten zwei Bataillone von Selz gegen La Rocca vor. Die Unfrigen empfingen sie mit Handgranaten, die Italiener gingen eiligst zurück. Nachts zwei Uhr wurde eine gegnerische Division angefohrt; in den Kampf kamen davon nur einige Bataillone. Man ließ sie bis an die Drahtverhaue heran und schloß sie dort zusammen.

Morgens halb 8 Uhr griffen zwei bis drei Bataillone den Monte Cosich an und wurden abgewiesen. Nachmittags gingen mehrere Divisionen an verschiedenen Punkten zum gleichzeitigen Angriff gegen das Plateau vor, das unter meinem Beobachtungsstand in grauem Regenschwaden lag. Bei Sagrado setzten feindliche Truppen über den Fluß und drangen gleichzeitig von Fogliano aus vor. Bei Redipuglia hatte eine andere Abteilung das Bestreben, von der eigenen Artillerie abgeschossen zu werden, was uns ihre Abwehr sehr erleichterte. Das gleiche geschah einem italieni-

Nr.: TAG:

sehen Major, den ich wenig später als Gefangenen kennen lernte. Er ging mit zwei Kompanien gegen die Höhe Debeli Brdy, während seine beiden anderen Kompanien in der Reserve blieben und geriet in das verheerende Schnellfeuer unserer Schützen. Seine Reserve ließen ihn glatt im Stich und nicht genug damit, feuerte auch die eigene Artillerie in seine zurückstuhende Schar. Daraufhin wurde er gefangen, mit ihm ein Hauptmann, fünf Leutnants und 131 Mann. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Kompaniefahne der vierten Kompanie des zweiten Grenadierregimentes erbeutet. Von seinen Äußerungen verdienen zwei registriert zu werden: „Das letzte Erdbeben“, erzählte er, „hat bei uns viel Schaden getan, aber das vorhergegangene noch viel mehr“. Eine andere Äußerung lautete: „Unsere Soldaten beginnen jetzt über den Krieg nachzudenken“.

Die letzten vergeblichen Stürme.

Das Plateau fällt in keinen Geröllhügel zu der Sponzo-Ebene ab, die sich flach und sumpfig zwischen Gradiska und Monfalcone ausbreitet. Die Italiener lagen hinter Dämmen der durch Schleusenöffnung absichtlich überschwemmten Reiskulturen. Nun aber, da die Ebene wieder einigermaßen ausgetrocknet war, waten sie zur Straße, überrannten die Straßensperre und die bretterbelegten Steindeckungen der Feldwachen am Straßenrand und drangen zu den Unterständen im Geröll vor. Aber am Monte Cosich kam die feindliche Schwarmlinie vor unserer Hauptstellung ins Wanken und wurde zusammenartüschelt, so daß der ganze Berg sich mit Leichen bedeckte, und riß im Zurückgehen den Nachschub mit in die Flucht. Die I. und II. Truppen blieben dem Gegner auf den Fersen und ruhten nicht, als bis er wieder jenseits des Sumpfes stand.

Abends unternahmen die Italiener nochmals schwächere Angriffe gegen die Höhen östlich Monfalcone und von Sdraussina aus gegen Monte Michele und San Martino. Die ganze Nacht bis in den Tag hinein brüllte schwere italienische Artillerie gegen den Plateaurand. Aber der Sturm auf diesen heißbegehrten Hügel schlug abermals fehl. 400 tote Italiener blieben am Platz, dazwischen zahlreiche Verwundete, deren Vergung das Feuer des Gegners unmöglich machte. Auch die Vorstöße, die während des Nachmittags und des Abends gegen Sdraussina — Vermigliano gerichtet wurden, endeten mit schweren Verlusten für den Feind. Bei Redipuglia drang eine italienische Division bis in unsere Stellung, wurde dann aber unter Einbuße von über tausend Toten wieder hinausgeworfen. Dieser 1. Juli war hart und ruhmvoll für die I. u. II. Armee. Am meisten hatte vielleicht ein Brünner Bataillon auszuhalten. Als wir innerhalb einer halben Stunde vierhundert Granat-treffer in seine Stellung zählten, meinten die Brünner kaltblütig, das sei doch gar nichts, sie hätten schon viel Schlimmeres ausgehalten. Ausgezeichnet hat sich auch ein Landsturmbataillon, das fünf italienische Bataillone auf vierhundert Schritt herankommen ließ und dort durch sein Feuer bis zur allfälligen Entscheidung in Schach hielt. Die Feuer-



taufe empfing an diesem Tage der vierzehnjährige Freiwillige Grill, der vordem Schiffsjunge auf der „Branner“ des Norddeutschen Lloyd gewesen ist.

Am 2. Juli war nachts und vormittags Bombardement. Am 3. Juli erneuerte der Feind mit starken Kräften den Angriff auf das Plateau von Dobrevo und überschritt bei Redipuglia den Sponzo-Kanal und den Bahndamm. Um unsere Stellungen entspann sich ein erbittertes Ringen, das erst um 10 Uhr abends mit dem Zurückweichen des numerisch weit überlegenen Gegners endete. Viele, viele hundert tote und verwundete Italiener blieben im Steingeröll der Hänge liegen.

In der Morgenfrühe des 4. Juli nahm der Feind um 4 Uhr den Kampf mit Granathagel auf, dem infanteristische Vorstöße folgten. Auch der Görzer Brückenkopf wurde am 3. Juli wieder heftig bombardiert. Im Raum von Tolmein suchte eine Anzahl italienischer Bataillone die östlichen Uferhöhen zu stürmen, und selbst auf den Gipfeln und Fels-schroffen des Arn-Massivs kam es an diesem Tage wieder zu einem artilleristisch vorbereiteten Angriff der Alpini, die nach wildem Bajonettkampf und Handgemenge zurückgeworfen wurden.

„Ich habe es nicht gewollt.“

Als der deutsche Kaiser unlängst auf einem Schlachtfeld, so lasen wir es, die Berge von Leichen erblickte, soll er schmerzerfüllt den Ausruf gemacht haben: Ich habe es nicht gewollt! Eine ähnliche Bemerkung wird auch vom Grafen Berchtold erzählt. Er soll in eine Autographensammlung folgende Zeilen niedergeschrieben haben: Nicht an mir lag es; im Buche des Schicksals stand es geschrieben! Man kann den beiden Männern, die unter denen, in deren Händen die Entscheidung lag, in erster Reihe standen, diese Verwahrung nur allzugut nachfühlen. Denn wer würde diesem furchtbaren Blutvergießen, seinem unermeßlichen Leid, das sich unverwundbar ins Antlitz der Menschheit gräbt, unbewegt zusehen können? Und wer nicht die Verpflichtung fühlen, sich von der Schuld und Verantwortung zu reinigen und zu sagen, daß sein Willen weltenweit von diesem Unheil gewesen sei und sich mit ihm nie verknüpft habe? Und wer von den Sterblichen sollte aufstehen und zeugen mögen, daß er diesen Weltbrand gewollt und mit kalter Ueberlegung an seinem Herbeiführen gewirkt habe? Die schmerzsvolle Klage des Kaisers und das freisprechende Wort des Ministers verstehen wir wohl und fühlen sie mit.

Aber dennoch, der Weltkrieg ist nicht vom Himmel gefallen, und das „Buch des Schicksals“ ist von Sterblichen geschrieben. Wohl wissen gerade wir, daß das geschichtliche Massenhandeln so bedingt ist wie das Handeln des einzelnen Menschen, und so wie dieses das Ergebnis der Motive ist, die auf den Willen des Individuums anstürmen und ihn formen, so ist die geschichtliche Entwicklung wieder die Wirkung der aus den ökonomischen Tatsachen hervorgehenden Kämpfe der Klassen; den Massenprozeß bewirken Massenkräfte. Aber so ist es mit den ökonomischen Tatsachen, auf die in letzter Linie alles geschichtliche Werden und Geschehen zurückgeführt werden muß, natürlich nicht, daß schon aus ihnen der Geschichtsverlauf hervorgeht, von ihnen so unmittelbar abhängig wäre wie in der physischen Welt der Fall vom Stoß. Sondern die ökonomischen Tatsachen müssen, um politische Triebkräfte zu werden, durch das Medium von Menschen gehen; obwohl sie es sind, die das Handeln der Menschen bestimmen, sind es doch nur Menschen, die die Politik machen. Nichts falscher oder gefährlicher demnach als der Schluß, dem man jetzt nicht selten begegnet und der wunderlicherweise noch den Anspruch erhebt, eine besonders getreue Wiedergabe der materialistischen Geschichtsauffassung zu sein, daß, da die Urquelle des Weltkrieges in den ökonomischen Tatsachen und den aus ihnen entspringenden gesellschaftlichen Kräften liege, die Frage nach dem Anteil, den an der Entfesselung des Weltkrieges Menschen haben, in der sozialistischen Geschichtsauffassung der Dinge keinen Platz finden könne. Ein blindes Schicksal, dem wir uns fatalistisch zu unterwerfen hätten, sind die ökonomischen

Tatsachen natürlich nicht; und die Aufgabe der Menschen, die die Träger des geschichtlichen Verlaufes sind, ist keineswegs, den Dingen freien Lauf zu lassen, ihnen, als einem unabwendbaren Verhängnis, ohnmächtig zu gehorchen; ihre Aufgabe ist vielmehr, den Geschichtsverlauf zu meistern und dem, was die sittliche Einsicht verwirrt, mit sittlicher Kraft entgegenzuwirken. Deshalb vermag sich das durch den Weltkrieg erschütterte moralische Bewußtsein an der Tatsächlichkeit des Weltkrieges — die einer oberflächlichen Betrachtung als die schärfste Erweisung seiner Notwendigkeit gilt — nicht zu beruhigen. Und alles ungeheure Donnern der Geschichte, das die Welt aus den Fugen reißt, durchdringt immer wieder die bange Klage, die tief in jedem Herzen ruht: Gibt es Menschen, die diesen Krieg gewollt haben? Und wer sind sie, die das, vor dem das Auge des Kaisers zurückbebt, herbeigewünscht und dadurch schon mitherbeigeführt haben?

Nicht von den diplomatischen Verwicklungen, die dem Kriege vorangingen, soll hier die Rede sein, und auch nicht davon, wie der Machtkampf der Staaten und Völker, der innerhalb der kapitalistischen Gesellschaftsordnung nie stillesteht, in das furchtbare Weltenringen gemündet hat. Wie aus dem Haß Rußlands gegen Oesterreich, wie aus dem Gegensatz zwischen Frankreich, England und Deutschland die Flamme ausbrach, die nun die ganze Welt in Brand gesetzt hat, das wissen wir, und im übrigen dürfte schon an dem Worte des Bernhard Shaw etwas Wahres dran sein, die Ursache des Weltkrieges sei „die Furcht des einen vor dem anderen“. „Jedermann fürchtet, daß, wenn er nicht seinen Nachbarn erschläge, der Nachbar ihn erschlagen würde.“ Nicht nach den unmittelbar Schuldigen zielt die Feststellung; die kennt die Welt und das Weltgericht richtet sie. Aber gab es nicht in jeder Nation auch Menschen, die den Krieg gewollt haben, die nach ihm Begehr getragen, seine unerläßliche Notwendigkeit beteuert haben; denen er als die Erfüllung einer wahren Sehnsucht gekommen ist? Die sich nicht begnügten, von dem Rechte zum Kriege zu reden, die eine Pflicht zum Kriege formuliert haben, die sie zum Range des obersten Sittengesetzes die staatliche Gemeinschaft erhoben? Jawohl, es gab solche Menschen, die den aus kapitalistischen Machtinteressen zwischen den Staaten aufgerissenen Gegensatz bewußt verschärft und vergiftet haben, die diese wirtschaftlichen Gegensätze planmäßig übertrieben und aus ihnen mit sinnbetörender Sophistik die Schicksalsnotwendigkeit des Krieges unausgesetzt bewiesen haben; es gab solche, aus deren verruchter Rede jener Antrieb zu dem Kriege erwuchs, der für die Möglichkeit des Krieges die unerläßliche Voraussetzung war. Die Sekulierung in den

Zeitungen und Broschüren bezeugt es, daß es Menschen, die den Krieg wirklich gewollt haben, dennoch gegeben hat.

Dem Kaiser, der die Verwundeten und Toten erblickt, drängt sich das erschütternde Wort auf die Lippen: Ich habe es nicht gewollt! Aber fragt doch jenen famosen General v. Bernhardt, dessen Buch das Hohelied aller Kriegsenthusiasten geworden ist, ob auch er sagen könnte, er habe „es nicht gewollt“. Ihm, der von der „Notwendigkeit des Krieges als eines unentbehrlichen Mittels der Politik und der Kultur“ redet, der immer wieder davor warnt, „die Günstigkeit der Stunde nicht zu versäumen“, der seinen Trost darin findet, daß man mit dem Krieg „keinesfalls warten dürfe“, daß die Weltlage „genug Punkte biete, an denen man den Hebel ansetzen könne“; fragt ihn, ob er vor die Opfer reinen Herzens treten könnte und besteuern dürfte, er habe „es nicht gewollt?“. Und fragt all die Kriegsbegeisterten, denen der Krieg nicht eine schwere Schicksalsprüfung ist, die ihn vielmehr als Befreiung rühmten und als Erlösung bewillkommten, die die „schlafende Friedensidee“ verhöhnerten und den Wunsch nach Erhaltung des Friedens als feig und unmännlich verhöhnerten. Fragt sie alle, ob sie das Wort des Kaisers nachsprechen könnten! Fragt auch die kaltblütigen Realpolitiker, die immerzu auf den Beweis aus waren, daß der Krieg kommen müsse, daß sich der Feind auf ihn rüste, und daß es sich darum empfehle, ihm zuvorzukommen, fragt all die Befürworter von der Zulässigkeit des Präventivkrieges, ob sie die Verantwortung für den Weltkrieg ablehnen können. Was zu dieser Auffassung, die jetzt so viel Anklang findet, zu sagen ist, hat schon Bismarck gesagt: „daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen“. Aber den journalistischen Kriegshexer bindet keine sittliche Verantwortung; der steht ja über dem lieben Gott und dünkt sich als ein von der Vorsehung den Nationen gesektes Organ. Und ist es ihm gelungen, die Völker zu verheizen, durch sein stetes Schüren und Vergiften das Gefühl der Unsicherheit zu erregen, aus dem dann die kriegerischen Verwicklungen entstehen: dann richtet er sich stolz auf und verkündet prahlend, er habe es ja immer gesagt und lange schon gewußt! Wir sahen an dem italienischen Beispiel, wie eine gewissenlose Hezpresse die gesunden Instinkte zu betäuben, den rechtschaffenen Sinn umzuwälzen vermag, sahen es so deutlich, daß bei der großen Abrechnung mit den Schulbigen an dem Weltkrieg am wenigsten

jenes journalistische Freibeutertum vergessen werden darf, das es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, die Leidenschaften aufzustacheln, den Haß zu schüren, die Wut zu reizen; jene Hezpresse, die schon Bismarck durchschaut hat, als er die Worte sprach, jedes Volk zahle am Schluß die Fenster, die seine Zeitungen eingeschlagen haben; die sich aber in dem letzten Menschenalter in dem Raffinement der Technik und der Strupellosigkeit der Mittel so vervollkommen hat, daß sie für die Beziehungen der Kulturvölker untereinander vielleicht die böseartigste Gefahr geworden ist. Freilich, diese Helden heben vor keinen Gekotomben von Opfern zurück, die denken höchstens daran, was zu neuen Konjunktionen der Weltkrieg die Gelegenheit bietet. Das Wort, das bittere Qual dem Kaiser auf die Lippen drängt, trifft sie ohne Verständnis und Bewegung an.

Der Kaiser, der im Angesicht der unfassbaren Furchtbarkeit der Schlacht das verwahrende Wort spricht, er habe den Krieg nicht gewollt, der spricht allen jenen, die den Krieg gewollt und dadurch schon herbeigeführt haben, damit auch das Urteil. Und so stark wir des Willens sind, daß der entbrannte Krieg unserem Lande den Sieg bringe und unserer Heimat die Bürgschaften fruchtbarer Entwicklung schaffe, so stark sind wir auch des Willens, daß alle jene, die den Krieg gewollt haben, die der Menschheit den Segen des Friedens nicht gönnen mochten, für alle Zeit um die Macht gebracht werden, ihr menscheitsverderbendes Treiben fortsetzen zu können. Die Gesundung des Volksgeistes, die die Friedensstörer abschüttelt, muß die segensreiche Frucht des Weltkrieges werden.

Die Vernichtung der „Amalfi“.

Von Max W. L. Hof.

Kaiserlich deutscher Konteradmiral z. D.

Berlin, 10. Juli.

Es geht den Italienern schlecht, miserabel schlecht, politisch und militärisch. Sie müssen erleben, daß Freunde des Bivervandes, Serben und Montenegriner, ihre Hand auf Albanien legen, ohne sich daran im mindesten zu kehren, daß Italien dagegen protestiert, weil es selbst Anspruch darauf erhebt. Ja, es ist nicht gut Kirichen essen mit Leuten, die mit England zusammenarbeiten. Wenn schon diese Freunde sich so rücksichtslos über italienische Wünsche hinwegsetzen, was soll man da von anderen erwarten? Und tatsächlich unschwärmen griechische Banden das von den Italienern besetzte Salona. Was soll das heißen? Die Regierung in Athen weiß natürlich von nichts.

Und nun gar das verhasste Kaiserreich. Vergeblich suchen die durch d'Annunzio begeisterten Heere in die Landschaften einzudringen, wo unerlöste Landskente sehnlichst ihrer Befreiung von dem schwer auf ihnen lastenden Joch der barbarischen Tadeschi harren, denn aus unerschütterlichen Felsenwällen sprüht den todesmutigen Angreifern vernichtendes Feuer entgegen und jagt sie zurück. Ruhigen Mutes halten dort die verschiedenen Stämme der Monarchie die Wacht und lassen niemand hinein in die schönen Berge. Sie wissen, daß die Zeit nicht mehr fern sein kann, in der nach dem endgültigen Zusammenbruch der russischen Macht vom Nordosten die Kameraden herbeileiten werden, um die treulosen Welschen nach Süden zu jagen, hinein und immer weiter hinein in die Lombardel.

Ebenso unerfreulich scheinen sich die Dinge für die Italiener zu Wasser anzulassen. Wenige Stunden nach der Kriegserklärung sah sich die italienische Ostküste fast in ihrer ganzen Ausdehnung von der feindlichen Flotte angegriffen. Schwere Schäden haben die wagemutigen Epigonen Tegetthoffs am Lande und auf dem Wasser angerichtet. Der 24. Mai war insofern ein denkwürdiger Tag, als zum erstenmal in diesem furchtbaren Völkerringen ein Kriegsschiff die Flagge gestrichen hat. Dieser zweifelhafte Ruhm blieb einem italienischen Fahrzeug vorbehalten, dem Zerstörer „Turbine“.

Die österreichisch-ungarische Luftflotte suchte die Adriageküste Italiens heim, und wenn die Herren Cadorna und Thaon de Revel uns weismachen wollen, daß die Bewohner jener Gegenden das geduldig trügen, so werden sie damit um so weniger Glauben finden, als Luftangriffe auch anerkannt mutige Menschen nervös machen und die Italiener als solche im allgemeinen nicht eben gelten.

Als die Italiener diese Besuche erwiderten, denn sie sind höfliche Leute wie alle Romanen, mußten sie es erleben, daß ihr Stolz, das Luftschiff „Citta di Ferrara“, von einem feindlichen Flugzeuge vernichtet wurde.

Das italienische Tauchboot „Medusa“ wurde am 10. Juni durch ein kaiserliches Unterseeboot vernichtet. Der zweite Fall, daß ein Tauchboot durch ein anderes vernichtet wird. Der erste ereignete sich in der Nordsee, wo ein britisches das Opfer war. „U 4“ griff dann in der Südadria einen von vier Zerstörern geschützten britischen Kreuzer erfolgreich an. Kaiserliche Torpedoboote und Flugzeuge zerstörten die militärischen Anlagen und andere Werte südlich von Brindisi. Die italienische Flotte hatte sich darauf beschränkt, gegen Süddalmatien vorzustoßen. Fünfzehn Einheiten haben die Küstenbahn von Ragusa nach Cattaro beschossen; zu weiteren Heldentaten haben sich in den letzten sechs Wochen die ehemaligen Teubrüder nicht aufgerafft.

Schließlich hat die italienische Regierung die Blockade über das gesamte Küstengebiet der Adria von Salona aufwärts erklärt. Soll eine Blockade aber gültig sein, so muß sie von Schiffen aufrecht erhalten werden. Vielleicht — wir wissen bisher darüber nichts Näheres — hat zu diesem Blockadegeschwader auch der Panzerkreuzer „Amalfi“ gehört, ein hochwertiges, neues, 23 1/2 Knoten schnelles, schwer gepanzertes Schiff von über 10.000 Tonnen, armiert mit vier 25, acht 19 Zentimeter und 18 Kanonen leichten Kalibers, bemannt durch nahezu 700 Mann. Es ist anzunehmen, daß die Konstrukteure, da der Hauptwert auf andere Eigenschaften gelegt wurde, beim Unterwasserschutz zu sparen gezwungen gewesen sind, was sich als verhängnisvoll erweisen sollte, als am 7. d. morgens ein Tauchboot der österreichisch-ungarischen Flotte den Panzerkreuzer torpedierte.

Ich nehme an, daß Thaon de Revel den Kummer des Landes über diesen schweren Schlag dadurch mildern möchte, wenn er die heldenmütige Haltung der Besatzung des Schiffes bei der Katastrophe hervorhebt. Wenigstens ist es bisher nicht üblich gewesen, daß die Besatzungen italienischer Kriegsschiffe in besonders gefährlichen Lagen sich durch Disziplin und Heldennut hervorgetan hätten, und ich neige, wenn ich davon lese, zu einiger Stepsis. Aber man kann ja nicht wissen, vielleicht hat der Wetter des Königs, Signore d'Annunzio, auch hier erzieherisch gewirkt.

Mit „Amalfi“ ist das dritte große Schiff ein Opfer der österreichisch-ungarischen Tauchboote geworden. Das erste war das französische Großkampfschiff „Courbet“, das am 21. Dezember v. J. durch „U 12“ vor Salona torpediert wurde, während der französische Panzerkreuzer „Leon Gambetta“ am 27. April dem Tauchboot „U 5“ in der Straße von Otranto erlag.

Nach diesen trüben Erfahrungen werden die Italiener nun wohl dem Beispiel der britischen Flottenleitung folgen, die ihre großen Schiffe den Angriffen der neuen furchtbaren Waffe schon seit langem nicht mehr auszuweichen magt. Es ist anzunehmen, daß die Leistungen der Tauchboote der beiden Zentralmächte in diesem Kriege eine Umwälzung in der Zusammensetzung der Kriegssflotten herbeiführen werden. Von den Dreadnoughts hat man nichts gehört. Die Zukunft gehört dem vervollkommenen Unterseeboot.

Ein Rotbuch.

Das Ministerium des Aeußern veröffentlicht „diplomatische Aktenstücke über die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu Italien in der Zeit vom 20. Juli 1914 bis 28. Mai 1915“. Die Sammlung umfaßt 205 aus dieser Zeit stammende Aktenstücke und einen Anhang. In dem Anhang befindet sich ein Erlaß des italienischen Ministers des Aeußern Grafen Guicciardini an den Botschafter Herzog Avarna vom 15. Dezember 1909 über die Erläuterung des Artikels VII des Dreibundvertrages aus, dem hervorgeht, daß sich der Artikel damals auch nach italienischer Auffassung nur auf türkisches Gebiet bezog; ferner eine Anzahl von Schriftstücken über den tripolitanischen Krieg, die zeigen, daß die italienische Regierung erst am 26. September 1911, wie sie selbst sagt, „in einem so späten Zeitpunkt“, nämlich knapp vor der Kriegserklärung an die Türkei, dem Grafen Lehrenthal ihren Entschluß mitgeteilt hat, die tripolitanische Frage einer Lösung zuzuführen. Die zwei-

hundertfünf Aktenstücke sind ausschließlich österreichische Dokumente; kein einziges italienisches Dokument. Das schließt natürlich eine wirklich sachliche Kritik aus; man muß diese also vertagen. Das Eigentliche dieser zehnmonatigen Verhandlungen ist ja bekannt; von Interesse ist vielleicht der Verlauf der letzten Tage.

Am 27. April telegraphiert Baron Burian an Baron Macchio, den Botschafter in Rom, daß es förderlich wäre und nach ihm zugekommenen Nachrichten auch von Baron Sonnino nicht ungenügend gesehen würde, wenn eine angesehenere politische Persönlichkeit der Monarchie zur Aussprache über den ganzen Interessentkomplex nach Rom ginge. Der frühere Minister des Aeußern Graf Soluchowski wäre dazu bereit. Baron Macchio sollte sich bei Sonnino informieren, ob ihm dies erwünscht erschiene.

Am 28. April teilt Baron Burian dem Botschafter die Antwort mit, die er dem Herzog Avarna erteilt werde. Baron Burian wird unter anderem erklären, daß er bereit sei, mit Baron Sonnino über jede Frage zu sprechen, die diesem sein Wunsch eingeben sollte, sich über die wahren Interessen Triests zu unterrichten, und daß er wegen Albanien zu einem neuen Abkommen bereit sei, daß die Sache wieder auf den europäischen Boden bringe und sogar ein Desinteressent Oesterreich-Ungarns enthielte, vorausgesetzt, daß sich auch Italien, ausgenommen in bezug auf Valona und dessen Gebiet, desinteressiere.

Am 28. April berichtet Baron Macchio über das Eintreffen Titonis in Rom, der, wie ihm gesagt wurde, französische Zugeständnisse mitbrachte, worunter eine Grenzberichtigung bei Vendigaglia, dafür aber auch das Verlangen nach einer italienischen Armee zur Unterstützung in Frankreich. Am 30. berichtet Baron Macchio, daß die Verhandlungen mit den Ententemächten hauptsächlich auf Initiative Barrières, ein fieberhaftes Tempo angenommen haben; auch soll der englische Botschafter eine billige Anleihe von zwei Milliarden, Erfüllung italienischer Wünsche in Kleinasien und Dodekanesos und Verhinderung jeder Förderung der Senussibewegung angeboten haben. Die italienische Regierung scheine die Angebote haben und drüben hinaustreiben zu wollen. In der Umgebung Cadornas werde verbreitet, der Krieg gegen die Monarchie müsse jetzt gemacht werden, weil er doch unvermeidlich sei, da eine freiwillige Abtretung einen Revanchekrieg gegen das dann isolierte Italien zur Folge hätte. Der italienische Militärattaché in Wien stelle die Situation so dar, als handelte es sich um einen militärischen Spaziergang. Der Einfluß des Generalstabes wirkt verhängnisvoll.

Am 2. Mai teilt Baron Burian dem Freiherrn v. Macchio mit, daß er angesichts der Bedenken Sonninos vorläufig von der Entsendung des Grafen Soluchowski nach Rom Abstand nehme. Es wäre darauf hinzuweisen, daß kürzlich Hanataug in Rom war.

Am selben Tage berichtet Freiherr v. Macchio, die Regierung halte, gedeckt durch das Versprechen der Geheimhaltung, den Glauben wach, daß Oesterreich-Ungarn wenig oder nichts biete.

Am 3. Mai telegraphierte er, im jetzigen Stadium sei es aussichtslos, kleine Zugeständnisse in Aussicht zu stellen; man müsse irgend etwas auch in den sogenannten Italiierfragen, etwa Ausbau der Triester Gemeindeautonomie, und irgend eine in die Augen springende Garantie bieten.

Am 4. Mai telegraphiert Baron Burian an Freiherrn v. Macchio, er könne Zugeständnisse betreffend die Sponzo-Grenze machen, die Errichtung einer Triester Universität und Revision des Munizipalstatuts zu Gunsten des italienischen Elements versprechen, äußerstenfalls auch unser Desinteressement in Albanien aussprechen, mit der Reserve, daß sich keine dritte Macht dort festsetzen dürfe und als Sicherheit für die Uebergabe der abgetretenen Gebiete außer der Garantie Deutschlands und den gemischten Kommissionen jeden Zweifel abschließende Kundgebung erwähnen.

Am 4. Mai teilt Herzog Avarna dem Minister des Aeußern Baron Burian die Aufhebung des Dreibundes mit.

Am selben Tage hatte Freiherr v. Macchio eine anderthalbstündige Unterredung mit Baron Sonnino, der ihm von diesem Schritte nichts erwähnte. Freiherr v. Macchio empfing jedoch den Eindruck, daß der Abschluß mit der Entente zwar nicht vollzogen, daß aber der italienischen Regierung die Möglichkeit gegeben sei, dies jederzeit zustande zu bringen.

Am 5. Mai gibt Baron Burian dem Freiherrn v. Macchio das äußerste Ausmaß unserer Konzessionen bekannt, darunter uneingeschränktes Desinteressement an Albanien. Baron Macchio wird ermächtigt, im Einvernehmen mit dem Fürsten Bülow auch die Redigierung des Textes des Abkommens in Angriff zu nehmen.

Am selben Tage berichtet Freiherr v. Macchio über die fieberhafte Aufregung in Rom. Am 6. Mai berichtet er über eine neue Unterredung mit Baron Sonnino, der in Bezug auf die Trentinogrenze, die Sponzo-grenze und Triest die letzten österreichisch-ungarischen Vorschläge bemängelt, aber sie dem Ministerrat zu unterbreiten verspricht. Fürst Bülow hat die Ermächtigung erhalten, nötigenfalls die deutsche Vermittlung anzutragen.

Am 9. Mai bezeichnet Baron Burian als ein Mittel, das vielleicht geeignet wäre, das Mißtrauen Italiens zu zerstreuen, die Bereitwilligkeit zur Anbahnung eines neuerlichen engeren Verhältnisses zu Italien. Am nächsten Tage telegraphiert er dem Botschafter, es müsse alles darangesetzt werden, um jezt ein Abreißen der Verhandlungen mit Italien zu verhindern.

Am 10. Mai, meldet Baron Macchio, es habe sich herausgestellt, daß der König ebenso wie die meisten Kabinettsmitglieder über unsere Zugeständnisse und auch über die Stimmung des Landes von Baron Sonnino systematisch falsch informiert worden sind. Baron Macchio hat eine Liste der Konzessionen Oesterreich-Ungarns, von ihm selbst und dem Fürsten Bülow unterschrieben, den Herren Salandra, Sonnino und anderen politischen Persönlichkeiten übermittelt, und teilt den Wortlaut telegraphisch mit. Baron Burian nimmt noch am selben Tage telegraphisch einige Änderungen vor.

Am 13. Mai teilt Baron Macchio mit, daß Baron Sonnino unbedingt zum Kriege drängt, aber auf die einmütige Unterstützung seiner Kollegen nicht rechnen kann, man daher auf Zwischenfälle gefaßt sein müsse. Am 14. Mai teilt er die Demission des Ministeriums mit, dessen Rekonstruktion unter Präsidentschaft Salandras jedoch wahrscheinlich sei.

Am 15. Mai berichtet Freiherr v. Macchio, er höre von verlässlicher Seite, daß „der treibende Geist, Kolonienminister Martini, der sich jeden Morgen bei dem englischen Botschafter seine Instruktionen holte“, zunächst vorschlug, sei es durch Garibaldiner, sei es durch reguläre Truppen, einen Einfall zu organisieren, während Baron Sonnino den Plan erwog, mit einem neuen verblüffenden Schriftstück, wie seinerzeit mit jenem über die Bündnisänderung in Wien, hervorzutreten, eventuell die beiden Mittel vereint anzuwenden. Da der Generalstab noch einen Ausschub von einiaen Zaen

verlangte, trat Herr Martini im Ministerrat mit Hinweis auf die Nachricht von der angeblichen Anwesenheit türkischer Offiziere bei den lybischen Rebellen mit der Idee hervor, zunächst den Vertrag von Lausanne zu kündigen; dadurch hoffte er die Centralmächte in zweiter Linie in den Krieg zu verwickeln und hätte die vom Generalstab verlangten Tage gewonnen. Der heutige Tag, der 15. Mai, war mit den Ententemächten zum Loschlagen vereinbart. Indessen war, als diese Anträge gestellt wurden, die Einheit im Ministerrat schon gesprengt und wurde der definitive Abschluß des Planes noch vereitelt.

Am 16. Mai berichtet der Botschafter über die Nichtannahme der Demission Salandras, der über Nacht populär geworden sei. Das Schwanken des Königs dauert noch an und seine Zweifel über die militärischen Chancen des Krieges seien dadurch gefördert worden, daß General Cadorna, verstimmt durch die den Alliierten zu leistende Hilfe, seine Demission gegeben habe.

Am 17. Mai telegraphiert Baron Burian an Freiherrn v. Macchio, er solle den nunmehr festgestellten Entwurf eines Uebereinkommens mit Italien im Einvernehmen mit dem Fürsten Bülow dem Baron Sonnino mitteilen, und wenn sein Inhalt als ungenügend bezeichnet würde, weitere Wünsche zur Kenntnis nehmen.

Am 18. Mai berichtet Freiherr v. Macchio, daß er den Vertragsentwurf Sonnino vorgelesen habe, der jedoch zu keiner Neußerung zu bringen war und nur sagte, er werde den Entwurf dem Ministerrat vorlegen.

Am 21. Mai erteilte Baron Burian die (bekannte) Antwort auf die Mitteilung Avarnas über die Außerkräftsetzung des Dreibundes.

Am 22. Mai sendet Baron Burian an Freiherrn v. Macchio folgendes Telegramm: Um unsere beiderseitigen Länder vor dem sinnlosen Kriege zu retten, ermächtige ich Gner Erzellenz, einen letzten Versuch bei Baron Sonnino zu machen und ihn zu fragen, ob er geneigt wäre, den Akkord nach unserem letzten Vorschlag vollinhaltlich zu unterfertigen, wenn wir, ohne aber die sofortige militärische Befegung einzuräumen, Italien in der Frage der mise-en-effet noch um einen Schritt entgegenkämen.

Am 23. Mai erinnerte Freiherr v. Macchio im Sinne des ihm von Baron Burian erteilten Auftrages den Baron Sonnino daran, daß er noch ohne Antwort auf seine letzten Vorschläge sei. Der Minister erwiderte, es sei zu spät.

Am selben Tage überreichte Herzog Avarna dem Minister des Außern Baron Burian die Kriegserklärung.

Düwell, 14. 7.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 193

TAG: 14. 7. 1915/16

Denkmalsenthüllung in Wylkowyski.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Wilhelm Düwell.)

Wylkowyski, 27. Juni.

Es ist heute ein schöner, warmer, lachender Sommertag, wie geschaffen zum Jubilieren. In der achten Morgenstunde fahren wir durch die Herrlichkeit, der Grenze zu: Ueber den Wäldern und Ortschaften liegt ein leichter, feiner Dunst. Durch ihn treten die Konturen der Bäume, Häuser und Höhen merkwürdig scharf heraus. Die fatten, blühenden Kleefelder atmen einen schweren, süßen Duft aus; von ganz frischem Heu weht ein zartes Aroma zu uns herüber. Der Flieder und die Kastanie werfen ihr schmückendes Blütenkleid ab, die Rose hat es angezogen, zeigt es in leuchtender Pracht; in wenigen Tagen sprengt der warme Sonnenstrahl die schwellenden Knospen der frühblühenden Linde. Aber man kann nicht froh werden trotz all der jauchzenden Farbenpracht, trotz all dem Duft. In das Jubeln der Natur dringen grelle Mistsöne hinein. Das köstliche Bild dieser Wunderwerke stören die Verwüstungen von Menschenhand. Aus den Gräbern der vielen Toten steigen Klagen und Wehrufe zu uns herauf. Hinter den Baumresten an den Straßen, an den Rändern niedergebrannter Wälder starren die Ruinen zusammengeschossener oder durch Feuer verwüsteter Wohnhäuser, Ställe, Wirtschaftsgebäude in die Luft. Die Kontraste zwingen uns in den Bann grübelnder Gedanken über den Widerjinn menschlichen Tuns. Ich mache eine etwas tröstende Beobachtung: Die Menschen lassen sich von dem Furchtbaren nicht zu Boden drücken; kaum spüren sie wieder einen Hauch freier Luft, kaum hat sich zwischen ihnen und der weiter rasenden Zerstörung ein schmaler Streifen Landes gezogen, da richten sie die gebeugten Körper wieder auf, richten den Blick auf die Stelle ihres gewohnten Schaffens, suchen und finden Gelegenheit an irgend einem Ende, die Tätigkeit, die ihnen Lebensbedürfnis geworden ist, wieder aufzunehmen. In den Häuserruinen richten sie sich so gut oder so schlecht es gehen will, ein, begnügen sich mit dem allerbedürftigsten Hausrat. Und heute, am Sonntag, schmücken sich die Menschen selbst mit dem wenigen, was sie gerettet haben. So einfach meistens auch die Kleidung ist, sauber ist sie doch, so sauber wie die Menschen selbst. Wir rasen über die Grenze. Sofort fällt mir ein Unterschied zwischen hüben und drüben auf. Ich denke jetzt nicht an die Unterschiede in der Verfassung der Wege, der Häuser und Ortschaften sowie des ganzen landwirtschaftlichen Betriebes; ich meine einen Unterschied in dem Aeußern der Menschen. Bei Schirwindt führen wir über die Grenze. Auf deutscher Seite zwischen den Ruinen gepflegte Gärten mit Blumenbeeten und die sonntäglich gekleideten Menschen im Schmucke der Sauberkeit und vor allem die Frauen nicht schlechter in der Kleidung als der Mann, keine Frau ohne Schuhwerk. Auf der anderen Seite jedoch laufen die allermeisten Frauen auch im Sonntagsstaat auf bloßen Füßen, während jeder Mann und jeder Jüngling Stiefel trägt. Aber sauber sind die Frauen, vorwiegend Polinnen, auch hier. Und wie sie da in kleineren oder größeren Trupps zur Kirche wandern, mit einem Blumenstrauß in der Hand, bieten sie reizvoll malerische Bilder. Manche tragen unter dem hochgeschlagenen Kleidervoc weiße Unterröcke, aus denen sie die nackten Beine ziemlich weit herausstrecken. Fast alle haben ganz helle Kopftücher umgelegt, manche tragen farben-

leuchtende Blusen, andere wieder farbige Röcke. Je mehr wir uns Wylkowyski nähern, um so auffälliger macht sich eine starke Wanderung nach dorthin bemerkbar. Die Erscheinung der sehr schlecht angezogenen und sehr unsauberen Menschen schiebt sich nun auch immer stärker in das Gesamtbild hinein. Viele der Menschen trugen Gebetbücher in den Händen; aber es scheint, als ob sie noch etwas anderes in die Stadt treibt. In Wylkowyski war ein Trubel, ein Gewoge von Menschen, wie nur bei besonderen Ereignissen. Und die Stadt prangte im Festschmuck, wie sie ihn wohl kaum jemals vorher angelegt hatte. Am Gnaana zur Stadt, in verschiedenen

Straßen und besonders um den Markt herum viele mit Girlanden geschmückte Masten, von deren Spitze Fahnen flatterten, Fahnen an und auf vielen Häusern, bekränzte Häuserfronten und Reihen von Tannenbäumen; dazu Glockengeläute, Musik, Gesang, Festreden und das ganze Gepräge eines militärischen Aufzuges. In Wylkowyski wurde das von der Stappenkommandantur gestiftete und unter deren Regie von Soldaten errichtete Denkmal zu Ehren der auf russischem Boden gefallenen deutschen Soldaten eingeweiht. Das einfache, hübsche, aus Granitblöcken errichtete Denkmal, das sich mitten auf dem Markte erhebt, bildet in architektonischer Hinsicht zweifellos einen Schmuck für den Platz und die Stadt. Das Ereignis hatte eine große Menge Schaulustiger angelockt. Zu den annähernd zweitausend Militärpersonen kamen noch mindestens ebensoviel Zivilisten, die den Markt und die anliegenden Straßen bevölkerten. Selbst auf den Dächern sahen die Leute, um Zeugen des Schauspielers sein zu können. Man sah städtisch gekleidete Jüdinnen, Polinnen in ihrer ländlichen Tracht, dazwischen andere Einheimische, schmutzig und in Lumpen gehüllt. Ein Teil von diesen ist allerdings erst in der letzten Zeit zugewandert. Es sind Menschen aus Kalwarja und anderen Orten, die nach Wylkowyski flüchteten, weil die Russen ihren eigenen Volksgenossen die Häuser über den Köpfen zusammengeschossen hatten. Sie sendeten Granaten und Schrapnells in die Ortschaften hinein, um die Deutschen daraus zu vertreiben oder ihnen Stützpunkte zu nehmen. Diese strategische Maßnahme kostete vielen russischen Untertanen das Leben und raubte einer großen Anzahl von ihnen Vermögen und Erwerbsmöglichkeit. Ein Teil der gänzlich Verarmten fand nun bei Verwandten und Bekannten in Wylkowyski notdürftige Unterkunft. Das an sich schon vorhandene Elend bei einem großen Teile der Armen und Erwerbslosen ist durch den Zuzug noch gesteigert worden. Aber man hilft sich gegenseitig, so gut es geht. In dieser Hilfsbereitschaft errichtet sich das Volk selbst sein eigenes Denkmal.

Vom Verbündeten zum Kriegsfeind.

Das neue Rotbuch, das das Ministerium des Neußern der Öffentlichkeit vorlegt, ist eine sehr umfangreiche Sammlung von Aktenstücken, welche die Entstehung, den Lauf und das Wachstum des Konflikts mit Italien bis zu dem Punkte, da er in die italienische Kriegserklärung umschlug, mit großer Deutlichkeit veranschaulicht. Was nun, wengleich es heute nur geschichtlichen Wert hat, am meisten interessiert, ist die Frage, ob die italienische Politiker vorweg zum Kriege entschlossen waren oder ob ihnen der Gedanke erst am Ende der so langwierigen Verhandlungen gekommen ist. Haben sie diese Verhandlungen nur unternommen, um für die militärischen Rüstungen Zeit zu gewinnen, waren also die Verhandlungen nur die Wand, hinter der sie den Krieg gegen Oesterreich vorbereitet haben, oder war wenigstens zuerst ihr Wille nicht auf den Krieg gerichtet, wonach er also eigentlich als die Frucht der Verführungen der Entente anzusehen wäre? Das wird man erst genauer betrachten können, wenn man das italienische Grünbuch kennen wird — weil über die italienischen Absichten natürlich eher die italienischen Akten Aufschluß geben —; immerhin kann man auch aus der österreichischen Sammlung den Werdegang der italienischen Stimmungen in gewissem Maße erkennen.

Italien hat uns am 23. Mai den Krieg erklärt, aber zehn Monate vorher war es noch gar nicht ausgeschlossen, daß es sich mit den Waffen in der Hand an die Seite der Zentralmächte stellen werde! Und nun will sich auch dieser Krieg als eine Notwendigkeit ausgeben! Am 30. Juli 1914 macht der österreichisch-ungarische Botschafter in Rom Mitteil von der Auffassung San Giulianos. Italien, meinte damals der italienische Minister, habe zwar keine Verpflichtung, an dem Kriege teilzunehmen, damit sei aber nicht gesagt, daß es sich nicht die Frage vorlegen werde, „ob es seinen Interessen besser entspreche, sich militärisch an unsere Seite zu stellen oder neutral zu bleiben“. „Er persönlich neige mehr der ersteren Alternative zu und halte sie auch für die wahrscheinlichere.“ Am 2. August 1914 berichtet Graf Berchtold unserem Botschafter, der Herzog von Avarna, der italienische Botschafter in Wien, habe ihm „in marmen Worten seine Ueberzeugung aus-

gesprochen, daß Italien, selbst wenn nach dem strikten Wortlaut des Dreibundvertrages der Kriegsfall nicht gegeben wäre, die moralische Verpflichtung hätte, sich auf Seite seiner Verbündeten zu stellen“. Tatsächlich schien man in Wien eigentlich überrascht davon, daß Italien zögere. Die Depesche des Kaisers vom 1. August besagt noch: „Ich bin glücklich, in diesem feierlichen Augenblick auf den Beistand meiner Verbündeten und deren tapferen Armeen rechnen zu können“; Graf Berchtold „erblickt“ am 4. August in der Neutralität Italiens „eine wenig freundschaftliche Haltung, die überdies mit dem Dreibundvertrag nicht im Einklang steht“ und erklärt sie „auch als eine sehr unkluge Politik von Seite Italiens“. Ein Zeichen, wie stark man in Wien darauf gerechnet hatte, daß sich Italien an unsere Seite stellen werde, kann auch darin erblickt werden, daß sich der Chef unseres Generalstabes (etwa am 1. August) an den italienischen Generalstabschef Cadorna mit der Anfrage „wegen Ausführung der für den Kriegsfall zwischen den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen“ wendete. Und Herr Cadorna führt jetzt die italienische Armee gegen unsere Grenzen!

Befehlen wir nun den Verlauf des Konflikts, der sich aus der Forderung nach Abtretung österreichischen Gebietes ergab. Graf Berchtold sieht die Möglichkeit dieser Forderung schon am 21. August 1914 voraus. Er instruiert den neuen Botschafter Freiherrn v. Macchio dahin — beiläufig wollen wir bemerken, daß mit dessen Ankunft in Rom, wo er den Herrn v. Murey ablöst, in die Berichterstattung ein sachlicher Ton kommt — daß „der Faden der Konversation mit Italien nicht abgerissen werde, andererseits aber vermieden werde, daß Italien mit Forderungen, wie Abtretung eines Gebietsteiles der Monarchie, hervortrete.“ Im Falle der italienische Minister „eine Anspielung auf Abtretung des Trentino machen sollte“, möge der Botschafter „auf die Unmöglichkeit, daß eine solche Proposition zum gewünschten Ziele führen könne, hinweisen“. In einer Depesche an den Botschafter in Berlin (am 23. August) erklärt Berchtold, „er hätte kein Bedenken dagegen, Italien für den Fall seines neutralen Verhaltens oder eines späteren Eingreifens an der Seite seiner Verbündeten konkrete Besitzwerbungen auf fremde Kosten (in der Depesche durch Druck hervorgehoben) zu gewährleisten“. Die Forderung nach „Kompensationen“ taucht zum erstenmal am 13. Dezember 1914 auf. Der deutsche Botschafter (in Wien) teilt Berchtold mit, das Berliner Auswärtige Amt sei benachrichtigt worden, daß der Herzog von Avarna „den Auftrag erhalten habe, Besprechungen über die Kompensationsfragen einzuleiten“. Herr v. Jagow habe dem italienischen Botschafter (in Berlin) „vertraulich seine persönliche Auskunft dahin ausgesprochen, daß das Wort: Trentino nicht ausgesprochen werden solle“. Herr v. Jagow „nehme zwar an, daß Italien an das Trentino denke, glaube aber kaum, daß das römische Kabinett es wagen werde, das Wort auszusprechen. Sollte das wider Erwarten geschehen, so würde es sich seiner Auffassung nach empfehlen, eine schroffe Ablehnung zu vermeiden, vielmehr

die Gründe auseinanderzusetzen, welche Oesterreich-Ungarn diese Abtretung unmöglich machen". Wie man sieht, haben die nachfolgenden Geschehnisse dem deutschen Staatssekretär wenig Recht gegeben. Von der bestimmten Forderung spricht zuerst Fürst Bülow in seinem Bericht — in Wien wird darüber am 4. Jänner 1915 Mitteilung gemacht — über Unterredungen mit Sonnino und Giolitti, und da heißt es noch: „Als territoriale Kompensation wurde das Trentino genannt.“ Am 6. Jänner berichtet ebenso der österreichische Botschafter aus Rom (über eine Unterredung mit Sonnino): „Ohne das Wort Trentino auszusprechen, deutete Sonnino an, daß nur in einer Richtung den territorialen Aspirationen Italiens Genüge geschehen könnte.“ Die Haltung des Barons Burian — Berchtold, von dem eine Äußerung über die „Kompensationsfrage“ überhaupt nicht vorliegt, war mittlerweile vom Amte geschieden — ist vorerst ungemein kühl. Als ihm der italienische Botschafter am 9. Februar auf den Zusammentritt der italienischen Kammer aufmerksam macht und die „Notwendigkeit“ betont, „zu einem greifbaren Fortschritt in den Besprechungen zu gelangen“, antwortet Burian, die italienische Regierung möge in der Kammer „einfach erklären, sie stehe mit uns in freundschaftlich geführten Verhandlungen. Für ein Mehreres

seien wir nicht in der Lage, derzeit das Substrat zu liefern“. Baron Burian, spielte da, wie er meint, überdies einen Trumpf aus: er meldet nämlich „unseren Kompensationsanspruch für die zeitweilige italienische Okkupation der acht Inseln des Dodekanesos, die im Ägäischen Meere liegen (besetzt während des Italienisch-Türkischen Krieges) sowie für Valona hiemit an“. Am 15. Februar behauptet nun die italienische Regierung, „es sei, obwohl Wochen und Monate vergehen, noch nicht gelungen, auch nur die Antwort auf die prinzipielle Frage zu erlangen, ob Oesterreich-Ungarn die Diskussion auf der Grundlage einer Abtretung von Gebietsteilen der Monarchie zu führen bereit wäre“. Die italienische Regierung „finde sich daher zum Schutze ihrer Würde bemüht, alle ihre Vorschläge und Anregungen zurückzuziehen“; sollte sich Oesterreich-Ungarn seiner Vertragsverpflichtung bei einer militärischen Aktion gegen Serbien oder Montenegro entziehen, „so könnte das zu ernststen Konsequenzen führen“. Am 9. März macht nun Burian dem Botschafter in Rom die Mitteilung, „daß wir uns entschlossen haben, die von Italien verlangte Diskussionsbasis der Abtretung eigener Gebiete prinzipiell anzunehmen“. Am 24. März berichtet Freiherr v. Macchio aus Rom, „daß man diese Nachricht mit „einem Aufsatzen beantwortet“. Er „möchte damit die Ansicht aussprechen, daß die sogenannten ersten politischen und intellektuellen Kreise in ihrer erdrückenden Mehrheit — natürlich die professionellen Heher abgerechnet — eine Verständigung mit der Monarchie als das Wünschenswerteste für Italien betrachten, daß sie dies aber — eingeschüchtert und vermiszt durch die monatelange intensive innere und äußere Heßkampagne — auf keine andere Art erreichen zu können hofften als dadurch, daß ein Entgegenkommen von Wien ihnen gewissermaßen jenen Gegenströmungen gegenüber inneren Halt und ausreichende Begründung böte, um an den Centralmächten festhalten zu können. Trotz der Fortdauer der militärischen Vorkehrungen zeigt sich ein Abflauen der Nervosität der letzten Wochen sowie das Gefühl, daß unter solchen Umständen

eine Aktion ein Ünding wäre und die Erleichterung, derselben überhoben zu sein. Das alles, ohne daß man eigentlich weiß, worin dieses Einlenken besteht, noch wie weit es geht. Das würde wohl zeigen, wie weit es hierlands mit der kriegerischen Begeisterung her ist und daß sich das Publikum, auch selbst das politische, schon mit einer recht geringen Dosis von Entgegenkommen zufriedengeben würde, nur um aus dem schier unerträglich gewordenen Gange und Bange herauszukommen.“ Wohl erwägt der Botschafter die Frage, ob es den Salandra und Sonnino überhaupt Ernst sei, „zu einer Verständigung mit uns zu gelangen“, „dem gegenüber steht das befreiende Gefühl, das in der Allgemeinheit die Hoffnung auf friedliche Schlichtung auslöst“. Das war zwei Monate vor der Kriegserklärung; und so war noch die Stimmung, nachdem volle drei Monate vergangen waren, bevor man in Wien die prinzipielle Annahme der italienischen „Diskussionsbasis“ ausgesprochen hatte.

War also der Friede zu retten oder hätte ein anderes Vorgehen Oesterreichs an dem Verlauf und Ausgang der Verhandlungen nichts geändert? Stand der Kriegswille in Rom vorher fest oder entstand er aus der Vorstellung, die Verhandlungen werden ja doch zu keinem fruchtbaren Abschluß gelangen? Für beides sprechen mannigfache Umstände, für beides auch Beobachtungen des Botschafters. Selbst am 5. Mai, nach der Kündigung des Dreibundvertrages, meint der Botschafter, „die Situation sei vielleicht noch zu retten“. . . . Es ist die Neigung der Menschen, derlei Entscheidungen über Krieg und Frieden immer auf einen langgehegten Vorsatz zurückzuführen, wonach dann alles, was geschehen ist, in den Plan eines zweck- und zielbewußten Wollens eingeordnet wird. In dieser Betrachtung erscheinen dann die handelnden Politiker gradaus als Dämonen; die Erhebung des Sir Edward Grey zum Range eines vorsächlichen Weltkrieasentfegers ist dafür ein Exempel.

Die Erpresser.

Aus dem neuen Rotbuch über den Treubruch Italiens.

Der italienische Militärattaché in Wien hat Ende April seiner Regierung nach Rom gemeldet, der Krieg gegen Österreich-Ungarn werde ein militärischer Spaziergang sein. Diese Information war zweifellos für Cadorna, Salandra und Sonnino entscheidend und hat ihren Entschluß zum Krieg beschleunigt. Innerlich war zu dieser Zeit der Bruch mit Ehre und Gewissen ja längst vollzogen, und es handelte sich nur mehr um die Wahl des Augenblickes zum Losschlagen. Aus dem neuen Rotbuch, das die Wiener Regierung jetzt ausgibt, erfährt man sozusagen auf genetischem Weg, wie es mit Italien hergegangen ist, wie zu Kriegsbeginn der Verbrechereinfluß in den italienischen Staatsmännern allgemein nach wurde, sich aus Tageslicht wagte, und kühn und kühner wird, bis schließlich — tutto compreso — Rinaldo Rinaldini, der ausgewachsene Verbrecher, vor uns steht. Zur Illustration ein paar bezeichnende Arienstücke.

Cadornas „Niemals“.

Gleich nach Beginn des Krieges war es die natürliche Sorge der Wiener Regierung, wie sich Italien verhalten werde. Graf Berchtold machte am 4. August den italienischen Botschafter darauf aufmerksam, daß, wenn Italien an der Seite der Verbündeten bleibe, sich ihm Gelegenheit zur Verwirklichung weitgehender Aspirationen, wie Tunis, Savoyen usw., biete, daß es aber leer ausgehen werde, wenn es abschwänke. Am selben Tage traf vom Generalstabschef Cadorna auf eine Anfrage wegen Ausführung der für den Kriegsfall zwischen den Verbündeten getroffenen Vereinbarungen folgende Antwort ein: „Konferenzen gegenstandslos, da Ministerrat Neutralität Italiens beschloß. „Leichte“ Mobilisierung angeordnet. Wenn Österreich-Ungarn Lofceu nicht besetzt und Gleichgewicht in der Adria nicht stört, wird Italien „niemals“ gegen Österreich-Ungarn vorgehen.“ Graf Berchtold bemerkte bereits damals in einem Telegramm an Herrn v. Mercy, es sei daraus zu entnehmen, „wie die Erpresserpolitik weiter fortgesetzt wird“.

Die Erpresserpolitik.

Am 5. August telegraphierte Herr v. Mercy: „Ich befürchte, daß Italien uns zur Fortsetzung der Diskussion über die Kompensationsfrage zu zwingen trachten und hierbei, unter Ausschluß anderer Kompensationen, schließlich sogar die Forderung auf Abtretung des Trentino stellen wird. Früher oder später dürfte Italien Neutralität verlassen. Wenn unsere Gruppe raschen und entscheidenden Erfolg hat, so wird sich wohl Italien dann dieser zuwenden und vielleicht in seinen Entschädigungsansprüchen schwächer sein; gegenteiligensfalls dürfte es aber versucht sein, die moralische Erpressung durch militärische Drohungen oder Maßnahmen gegen uns zu verstärken.“

Albanien — Serbien — Triest.

Mittlerweile wird von italienischer Seite, um uns neue Schwierigkeiten zu schaffen, die albanische Frage aufgerollt, die Insel Saseno wird besetzt und in Balona werden Truppen gelandet. Ferner entspinnt sich, um den Einmarsch unserer Truppen in Serbien eine

Debatte, da nach der Auffassung der italienischen Staatsmänner eine Verletzung des Dreibundvertrages vorliege. Italien habe Anspruch auf Kompensationen, heißt es, und nun befindet sich Sonnino im gewünschten Fahrwasser: die Erpressungsmanöver können beginnen. Anfang Jänner behauptet Sonnino, Österreich-Ungarn könne bei seinen inneren Zuständen keinen Krieg führen und sei dem Untergange geweiht; die italienische Dynastie werde sich nicht halten können, wenn Italien keinen Landgewinn aus dem Weltkrieg ziehe. Als Gebietskompensation werde das Trentino genannt, doch erstrecken sich die Aspirationen vielfach auf Triest. Die Kriegsheher seien in der Minderzahl, doch behielten in Italien meistens die Exzier die Oberhand. Am 11. Jänner sagt Botschafter Herzog Avarna dem Grafen Berchtold im Auftrage Sonninos, man müsse den Mut und die Ruhe haben, an die delikate Frage einer Abtretung eines gegenwärtig zur österreichisch-ungarischen Monarchie gehörigen Gebietes heranzutreten. Graf Berchtold drückt sein Erstaunen und sein Bedauern darüber aus, und macht unter anderem darauf aufmerksam, daß ein solches Verlangen dem Dreibundvertrag widerspricht, der die unverfehrte Aufrechterhaltung der vertragsschließenden Mächte bezweckt. Graf Berchtold verweist auf die Besetzung Balonas, die im Gegenteil Österreich-Ungarn das Recht auf Kompensation gebe.

Die Faust Englands.

Die Kompensationsfrage bleibt nunmehr im Vordergrund aller Auseinandersetzungen. Mitte Februar drohen Salandra-Sonnino bereits offen mit dem Krieg, wenn sich die Monarchie nicht zu Zugeständnissen entschliesse, und anfangs März meldet Freiherr von Macchio, daß ihm die Lage ein sehr ernstes Bild böte. Am 9. März telegraphierte Baron Burian, er habe Avarna mitgeteilt, daß er sich entschlossen hätte, die Diskussionsbasis der Abtretung eigenen Gebietes grundsätzlich anzunehmen. Am 17. März sagt Baron Burian in einem Telegramm an Baron Macchio, es könnten, falls Italien fürchte, daß eine zugestandene Abtretung nicht vollzogen werde, auch gewisse Bürgschaften erörtert werden. Angesichts der Anbote der Ententemächte an Italien könne auch auseinandergesetzt werden, daß im Falle unseres Sieges an eine ausreichende Beteiligung Italiens an den Vorteilen gedacht werde.

(Ladungsroll) (200) T 200 200

7. 2. P. N. F. P. N. 200

PPN : 20

Am 20. April faßt ein Telegramm des Freiherrn v. Machio die Situation folgendermaßen zusammen: „Das angebliche Anbot Englands, die Kriegskosten zu decken, nicht näher zu ergründender territorialer Bäder, die fortbauende Angst, im Orient doch zu spät zu kommen, die mit der Entente parallele Maulwurfsarbeit der Republikaner und Freimaurer, worunter Minister Martini mehr denn je hervortritt, insbesondere aber die täglich fühlbare englische Faust, der gegenüber Energie nicht in italienischer Natur gelegen, würden es erklären, wenn schließlich die schwache italienische Regierung nicht mehr widerstehen könnte.“

Cadorna für den Krieg.

Der Eindruck, daß Italien zum offenen Treubruch gegen seine Verbündeten entschlossen sei, verstärkt sich von Tag zu Tag, und jedes der folgenden Schriftstücke zeigt, wie es auf der abschüssigen Bahn abwärts gleitet. Die Kriegsbegeister werden immer lebhafter, unser Angebot wird verlacht, es wird gegen die anständigen Elemente intrigiert, man fühlt die Wirkungen des Gelbes, das aus Frankreich und England ins Land strömt. Am 28. April berichtet Baron Macchio über das Eintreffen Tittonis in Rom, der, wie ihm gesagt wurde, französische Zugeständnisse mitbrachte, worunter eine Grenzberichtigung bei Ventimiglia, dafür aber auch das Verlangen nach einer italienischen Armee zur Unterstützung in Frankreich. Anfangs Mai wird in der Umgebung Cadornas verbreitet, der Krieg gegen die Monarchie müsse jetzt gemacht werden, weil er doch unvermeidlich sei, da eine freiwillige Abtretung einen Revanchekrieg gegen das dann isolierte Italien zur Folge hätte. Der italienische Militärattaché in Wien stellte die Situation so dar, als handelte es sich um einen militärischen Spaziergang. Der Einfluß des Generalstabes wirkt verhängnisvoll. Am 2. Mai teilt Baron Burian dem Freiherrn v. Machio mit, daß er angesichts der Bedenken Sonninos vorläufig von der Entsendung des Grafen Goluchowski nach Rom Abstand nehme. Am selben Tage berichtet Freiherr von Machio, die Regierung halte, gedrückt durch das Versprechen der Geheimhaltung, den Glauben wach, daß Österreich-Ungarn wenig oder nichts bietet.

Ein letzter Versuch.

Was nun folgt, ist in den großen Zügen bekannt: Österreich-Ungarn stellt weitere Angebote unter der Bürgschaft Deutschlands — vergebens. Am 4. Mai erfolgt die Aufhebung des Dreibündnisses, fieber-

hafte Aufregung in Rom, neue Vermittlungsversuche, doch Sonnino drängt unbedingt zum Krieg, da aber das Kabinett nicht ganz einig ist, die Ministerkrise. Treibender Kriegsgeist ist auch der Kolonienminister Martini, der sich jeden Morgen bei der englischen Botschaft die Instruktionen holt, und einen Einfall in Österreich ins Werk setzen möchte. Am 22. Mai sendet Baron Burian an Freiherrn v. Machio folgendes Telegramm: Um unsere beiderseitigen Länder vor dem sinnlosen Kriege zu retten, ermächtige ich Euer Excellenz, einen letzten Versuch bei Baron Sonnino zu machen und ihn zu fragen, ob er geneigt wäre, den Accord nach unserem letzten Vorschlag vollständig zu unterfertigen, wenn wir, ohne aber die sofortige militärische Besetzung einzuräumen, Italien in der Frage der Miss-en-effet noch um einen Schritt entgegenkämen.

Die Kriegserklärung.

Am 23. Mai erinnerte Freiherr v. Machio im Sinne des ihm vom Baron Burian erteilten Auftrages den Baron Sonnino daran, daß er noch ohne Antwort auf seine letzten Vorschläge sei. Der Minister erwiderte, es sei zu spät. Am selben Tage überreicht Herzog Avarna dem Minister des Äußern Baron Burian die Kriegserklärung.

Die Kämpfe am Isouzo.

Die Schlussequenzen der zweiten italienischen Offensive.

Leonhard Adelt berichtet dem „Berl. Tagebl.“ von der Frontgrenze am 12. Juli:

Mann hinter Mann, tasten sich die Dalmatiner auf den Wurzelspfaden der Waldpfade zum Kamm der Plava Höhe. Die Lagen und verfohlene Lichter von Görz versinken hinter ihnen, Aufgräben schneiden in den Berg. Die Soldaten gehen zwischen Behm-wänden, schlüpfen geduckt durch Überdeckungen wie durch Bergwerke und Tunneln, Hören das Scharren der Spaten, das Hacken der Pickel und nehmen ihren vorbestimmten Platz in den Schützenbedeckungen ein, die von italienischer Artillerie tagsüber zertrümmert worden sind, und die man Nacht für Nacht wiederherstellt. Seit acht Tagen schon dauert diese furchtbare Beschussung, die mit Tonnen von Granaten auf die unempfindlichen Steine und die empfindlichen Nerven schlägt. Wie Erlösungen aus dieser Höllequal des Zuwartens wirkten die nächtlichen Infanterieangriffe, die anfangs auf Handstreich abzielten, danach aber sich mit einem Abtaufen nach unseren schwächeren Stellen begnügten. Unsere Soldaten schossen nicht — sie genossen schweigend und mit zusammengebißener Zähnen das süße Borgefühl befreiender Rache, ließen den Gegner nahe, ganz nahe heran, lagen regungslos auf der Dauer. Erst als die Scheren in den Stacheldrähten knirschten, fiel das Kommando Feuer wie ein Zauberwort, das tausend Büchsen löst. Und mit dem tausendfachen Blitz und Knall der Schusses verriet sich das Geheimnis der Nacht in einem Brüllen des Schmerzes und der Wut.

Die Nacht zum 4. Juli.

In dieser Nacht, der Nacht zum 4. Juli, ist es drüben jeltam still. Der Geisterarm unseres Scheinwerfers streift tastend über den feindlichen Erdwall, dessen Sandsäde Reihen plumper toter Tiere gleichen. Kein Jaul und Sang wie sonst von drüben, kein Keifen unzufriedener Offiziere, kein Hohnruf auf den unsichtbaren Feind. Das ist verdächtig — aufgepaßt! Der weiße Lichtgeist wandert jetzt auf den Abhang zwischen Feind und Freund, wandert wie ein Mond-süchtiger auf einem schmalen Grat, scheint einzuschlafen und zu träumen, tut plötzlich einen Sprung und zuckt am Waldbrand linker Hand, nachtwandelt wieder, froht, bleibt wie erstarrt. In seinem Lichtauschnitt sind feindliche Sappeure erbarmungslos verfangen. Sie liegen hinter Streifen auf dem Bauch,

durch das Glas erkennt man die geduckten Köpfe und Gesichter. Als sich die Sappeure entdeckt sehen, springen sie furchtlos auf. Sie haben Eisenröhren mit Sprengladungen unter unsere Drahtverhaue geschoben und suchen sie jetzt zu entzünden. Ein paar Mienen fliegen auf und wirbeln Drähte, Pfosten, Steine umher. Aber schon knallt es den Verwegenen wie Peitschenhiebe um die Ohren, und bevor sie sich noch selber niederwerfen können, wirft sie ein Stückchen Stahl zu Boden, öffnet ihrem Blut und Leben die Freiheit in ein unbekanntes Land. Sie waren tapfer, ihre Tapferkeit besiegte unseren Haß, unsere Herzen ehren den gefallenen Feind.

Artilleriekampf am 5. Juli.

Die Italiener, enttäuscht und rachedurstig, beschimpfen uns den ganzen Tag mit Worten und Granaten. Sobald es dämmert, versuchen sie immer wieder aufs neue, unsere Hindernisse aus dem Weg zu räumen. Sie werden zu Schlangen, die sich durch Geröll und Strauchwerk winden, werden zu Maulwürfen, die sich unterirdische Gänge wühlen, werden zu Eichhähnen, die von Baum zu Baum herübersezen; hinter jeder Hausruine von Slavija, Gradiscutta und Bodgora, hinter jedem Stein und Strauch stecken Italiener. Mehr und immer mehr, ein ganzes Korps, drei Infanterietruppendivisionen stark, ist aufgeboden. Minenwerfer spucken in unsere Verhaue, nachts schleudern kleinere Abteilungen Hand- und Gewehrgranaten bis an unsere Deckungen. Den ganzen 5. Juli über brüllen die Geschütze. Punkt 4 Uhr früh grub sich die erste Granate in den verwüsteten Höhenwall, dessen Äste gebrochen, dessen Baumstämme gesplittert, dessen Wurzeln bloßgelegt sind. Dann fallen die anderen Geschütze in das Konzert ein. Alle Rastlos tun mit: Feldkanone, leichte Haubitzen, schwere Haubitzen, schwere Kanonen, Mörser der Kaliber 21 und 28 Zentimeter. Sie verwandeln unsere Deckungen in Schutthäuser und unsere Unterstände in zugeschüttete Gräber. Die Stielfeuergeschütze heulen: Platz da! und sind wie ein Schwert, das alles vor sich niedermäht. — In ihrem Schutze schiebt sich von Slavija her Kolonne auf Kolonne heran — es scheint kein Widerstand und kein Entweichen mehr möglich. Und dennoch widerstehen unsere Dalmatiner, Ungarn und Kroaten, Oberbauern die granatengepöfelte Zone des Todes, erheben sich aus den verfrähten Gräbern und empfangen den Feind mit einem Blitz, der von Rohr zu Rohr springt und die italienischen Schwarmlinien dezimiert. Bis zum Abend sind alle Angriffe erledigt. Tote Menschen liegen zwischen toten Steinen.

In der Nacht pürschen sich einzelne italienische Abteilungen an den Brückenkopf von Lucinico heran und wollen sich in den Ruinen des verbrannten Dorfes angehts der Stadt Görz einmischen. Der Artilleriekommandant rückt vergnügt an seinem Fes und spricht mit knapper Klarheit in alle Drähte Befehle. Mit einem Schläge hauen von drei Seiten Granaten

auf Lucinico, die Italiener laufen, ein Regen von Schrapnells läuft mit, und mit den Sprengstücken bleiben viele, viele Italiener liegen. Am Abend des 7. Juli wird der Südbahng von Podgora angegriffen, zwei Stunden später der mißglückte Angriff wiederholt und abgewiesen. Am 8. Juli sind Bombardement und Sturmversuche abgeklaut.

Der Angriff der vier Korps.

Während so ein italienisches Armeekorps den nördlichen Vorflügel zum Raume von Görz zu sprengen sucht, mühen sich nicht weniger als drei Armeekorps, das 7., 8. und 11., am Südflügel ab, dessen Angelpunkt das Plateau von Doberdo ist. Den ersten großen Angriff am 30. Juni leitet eine achtzehnstündige Beschießung ein, die ihresgleichen nur in der vom 2. Mai in Rußland hat. Damals brach die russische Widerstandskraft nach vier Stunden zusammen, hier haben die mährischen, kroatischen und ungarischen Verteidiger noch nach achtzehn Stunden die Kraft, die angreifenden beiden Divisionen zurückzuwerfen, und die österreichischen Stobad-Mörser zerschlagen in energischer Erwiderung mehrere

feindliche Batterien. Den nächsten allgemeinen Angriff vom 2. Juli bereitet wieder ein Bombardement aus allen Kalibern vor; an manchen Stellen werden binnen einer Minute sechzig Schuß gezählt. Zwei Divisionen stürmen gegen den Frontabschnitt Sagrado—Vermigliano, je ein Regiment davon bei Polazzo und Redipuglia. In kühnem Gegenangriff jagen kroatische Truppen den Gegner in die Honzobene zurück und erobern drei Maschinengewehre. Der Armeekommandant ist Zeuge ihres Heldenmutes. Der 3. Juli bringt nach einem Bombardement bei Redipuglia einen Nachtangriff, der abgewiesen wird. Am 4. und 5. Juli aber wird aus dem Belagerungskrieg gegen die natürliche Bastion von Doberdo eine große Feldschlacht.

Die Feldschlacht bei Doberdo.

Die Nacht war ruhig und schön. Wenn die Soldaten von ihrer Arbeit an den zerworfenen Deckungen atemholend aufblickten, sahen sie zur Linken das Meer. Es war schwarz und blinkend wie Stahl. Dann hellte sich in ihrem Rücken der Morgen, aber dem ersten zarten Rot im Osten entgegnete aus Westen blitzrote, hundertfache Feuerzglut. Bis in den Nachmittag feuern die Geschütze. Vier Wochen schon stehen die Truppen unabgelöst im Kampf, vier Wochen schon haben sie dem ungeheuerlichen Hagel der Granaten standgehalten. Doch dies ist ihre schwerste Stunde, da sie, der Deckungen beraubt, an Zahl weit unterlegen, vom Bombardement zermürbt, fünf starke Divisionen in dicht massiertem Ansturm kommen sehen. Sie schießen aus Gewehren und Maschinengewehren, bis die Läufe zu bersten drohen, sie schießen ganze Kolonnen nieder, sie werfen sich wie todesmutige Schwimmer in die Flut, aber die klaffenden Lücken schließen sich immer wieder, und die Sturmflut brandet gegen die Hänge, überschäumt die vorderen Hügel und droht die erschöpften Verteidiger zu erdrücken. Alle Reserven werden in den Kampf geworfen, und mit äußerster Kraftanstrengung gelingt es, den Gegner zum Halt zu zwingen und auf den Hang zurückzudrängen. Da liegt er nun hinter Sandsäcken, die er mitgeführt hat, und erwartet den nächsten Tag und weitere Verstärkung. Wie sich in der Folge herausstellt, haben auf dem Abschnitt Straussina—Polazzo drei, auf dem Abschnitt Polazzo—Selz zwei Infanterietruppendivisionen angegriffen. Und wieder steht der junge Morgen im Osten. Die blutigen und verstaubten Kämpfer erheben sich aus kurzem, unruhigem Schlaf auf dem Steingeröll und gehen aufeinander los wie die Stiere.

Blutrot ist der Himmel, blutgetränkt der Boden, und ihre Augen sehen nichts als Blut. Bei Draussina ringen am Morgen und am Nachmittag zweimal mährische Truppen den eingedrungenen Feind nieder und jagen ihn bis zum Honzo, in dessen grünen Wässern viele Leichen treiben. Bei Polazzo und Redipuglia stellen sich Mährer und Ungarn dem Gegner bedungslos auf offenem Feld und werfen ihn. Im Schutz des artilleristischen Streifens klettert ein Bataillon Bersaglieri wieder über den Bahndamm und gewinnt die Höhe von Redipuglia. Es führt nur Handgranaten mit, wirft sie, wird gepackt und zwei Kompanien bis auf den letzten Mann vernichtet. Die Sonne senkt sich über unserm Sieg.

An diesen beiden Tagen ließen Tausende ihr Leben. Die italienische Stoßkraft war zum zweitenmal gebrochen; was folgt, ist Demonstration, die das zu leugnen sucht. Von früh bis mittag des 6. Juli werden Front und Hinterland bombardiert. Die österreichisch-ungarische Artillerie beantwortet die Herausforderung mit der Zerspaltung feindlicher Infanterieabteilungen, die sich ins Vorfeld hinausgewagt haben. Abends wollen mehrere Bataillone unsere Vorhut mit Minenwerfern, Hand- und Gewehrgranaten überrumpeln. Italienische Flieger bombardieren Nobresina und Trieste. Am anderen Tage greifen drei Bataillone bei Draussina an und werden ebenso wie andere bei Sagrado, Polazzo und an der Wippachmündung abgeschlagen. Am 8. und 9. Juli, während sich schon die Ablösung der ermatteten Truppen durch frische, doch gleichfalls kampfgestählte vollzieht, sind auch hier die Angriffsversuche abgeklaut. Nun mag Italien zum drittenmal sein Glück am Honzo versuchen.

Der Fliegerkrieg.

r. Berlin, 13. Juli. Das Tageblatt meldet aus dem k. u. k. Kriegspressequartier: Triest wurde während unserer Frontfahrt einmal mit Bomben bedacht. Einmal wurde auch ein Flugzeug von ungewöhnlicher Größe gemeldet, über das ich noch nichts Näheres in Erfahrung bringen konnte. Ein unter den Soldaten umlaufendes Gerücht schreibt ihm fünf Mann Besatzung zu, vielleicht wird hierbei aber das Flugzeug mit einem Luftschiff verwechselt. Von den italienischen Luftschiffen war „Citta di Ferrara“ das beste. Es war das dritte Luftschiff, das Ingenieur Forlanini und Hauptmann Dal Fabro aus öffentlichen Mitteln gebaut haben und entspricht der Konstruktion des deutschen Beech-Luftschiffes, dessen glücklose Versuchsfahrten ich seinerzeit mitgemacht habe.

Seit Vernichtung der „Citta di Ferrara“ durch das österreichisch-ungarische Marinesflugzeug „L. 48“ zeigte sich nur noch ein großes feindliches Luftschiff zu wiederholtenmalen nächtlicherweise über den Hochflächen von Doherdo und bombardierte die Artilleriestellungen der k. u. k. Truppen auf den Höhen von Sagrado. Nach der Beschreibung, die mir die Offiziere gaben, handelt es sich dabei um den mittleren Typ der italienischen Heeresverwaltung, halbstarre Luftschiffe von 12.000 Kubikmeter Gasfassung und zwei Fiat-Motoren mit zusammen fünfhundert Pferdekraften. Seine Konstrukteure sind die Hauptleute Crocco und Riccaboni. Im Gebiet der Fonzomündung unterhält der Gegner drei Fesselballons des Typs Parseval-Sigsfeld. Einer davon wurde durch Schrapnell zum Niedergehen gezwungen, ohne daß sich feststellen ließ, ob er ernstlich beschädigt worden ist. Der Feind verfügte bei der Kriegserklärung über eine volle, verhältnismäßig gut organisierte und reich dotierte Luftflotte. Da der Italiener überdies von Natur aus gewandter Sportsmann ist, so sah man in den ersten Wochen fortwährend feindliche Luftfahrzeuge über unseren Stellungen und Ortschaften kreuzen. Dabei kam es vor, daß ein besonders federflieger auf dreihundert bis vierhundert Meter Höhe herunterglitt. Neuestens hat die Fliegerplage ganz bedeutend nachgelassen, und wenn sich noch einmal ein feindlicher Maschinenvogel zeigt, so hält er sich respektvoll in schuflicher Höhe.

Im Hochgebirge müssen die österreichisch-ungarischen Flieger oft auf über dreitausend Meter gehen, um den nötigen Überblick zu gewinnen und gegen Beschüsse gesichert zu sein. Über dem Adriatischen Meere sind auf beiden Seiten Wasserflugzeuge in Gebrauch, denen der Patrouillendienst und die Streckenüberwachung im Interesse der eigenen Küstenschiffahrt obliegt. Darüber hinaus haben sich die Wasserdoppeldecker und fliegenden Boote der k. u. k. Marineverwaltung durch wiederholte Bombardements von Venedig und anderen Küstenorten, von feindlichen Hafenanlagen, Schiffen, Bahnlinien, Flugplätzen und Depots, durch die Verfolgung italienischer Flugzeuge und der beiden Marineluftschiffe vom Mediotyp sowie durch die Vernichtung der „Citta di Ferrara“ bereits als gefährliche Angriffswaffe erwiesen.

Die Verteidigung der Südgrenze.

Dank und Lob gebührt den tapferen Kämpfern am Sonzo, in Kärnten und Tirol, den Mannschaften sowohl wie den Offizieren und der Heeresleitung unter dem Erzherzog Eugen. Darüber aber soll nie vergessen werden, welche unendliche Verdienst sich diejenigen erworben haben, die vor dem Weltkriege und dann während der Kämpfe im Norden mit höchster Sorgfalt und nie ermattender Beharrlichkeit für die Befestigung der Südgrenze gesorgt haben. Ein wahres Wunderwerk militärischer Kunst ist am Sonzo, in den Karnischen Alpen und in Tirol geleistet. Alles, was seit den Tagen Baubaus, des Festungsbaumeisters Ludwigs XIV., bis zu den jüngsten Erfahrungen des russischen Krieges von sinnreichen Köpfen erdacht und von den tüchtigsten Technikern ausgeführt wurde, ist als Vorbild für die Verteidigung im Süden benützt worden. Die Entwicklung der österreichischen Artillerie steht auf derselben Höhe wie die unserer Pioniere und Sappeure. Wir sind in den Weltkrieg gezogen mit der Vorstellung, durch glänzende und todesmutige Angriffe den Feind überrennen zu können. Schnell aber hat unser Generalstab umgelernt, so daß die nach dem Ausspruch der Italiener „unverbrauchte Kraft der Apenninhalbinsel“ an dem Meisterwerk der Befestigungskunst wie an der Todesverachtung der Verteidiger zerstückelt, die nicht bloß den Angriff des Feindes abwarten, sondern ihn mit gefälltem Bajonett bis an den Rand der Höhen hinabwerfen, die er mit Mühe erklommen.

Das Merkwürdigste an der Leistung der obersten Heeresleitung besteht nicht in dem, was sie an Befestigungen vor dem August 1914, sondern was sie später zuwege gebracht hat. Während die Diplomatie über die Abtretung Südtirols verhandelte, während noch Hoffnung vorhanden war, Italien werde, sei es aus Schamgefühl, sei es in Berechnung des Vorteils eines friedlichen Abschlusses, von einem verräterischen Angriff auf Österreich-Ungarn zurückschrecken, ließ sich Freiherr von Conrad nicht einen Augenblick in der Überzeugung irremachen, es werde und müsse trotz alledem zum Kriege im Südwesten kommen. Mitten unter den aufreibenden Sorgen für die Leitung des Kampfes im Norden, mitten unter notwendig gewordenen Rückzügen und auch bei glorreichem Vordringen: immer war die Aufmerksamkeit des österreichischen Generalstabes und seines Chefs auf die Befestigungen im Süden gerichtet. Sie zergrübelten sich den Kopf, wie die Heere in Gallizien und in Südpolen zu leiten waren, aber dazwischen erkannten sie Kriegskisten aller Art, die an den Bässen des Südens zur Anwendung kommen sollten. Man

bedenke die Verantwortung, welche diese Männer auf sich luden, indem sie noch hart vor dem Abschlusse der Verhandlungen mit Italien Trient und die anderen wichtigen Punkte und Vintzen Südtirols befestigen ließen. Würde es zur Abtretung eines Teiles des Gebietes südlich vom Brenner gekommen sein, so hätten törichte Kritiker diesen Männern vorgeworfen, daß sie Festungen hatten ausbauen lassen in dem Augenblick, in dem diese

bereits zur Abtretung an Italien bestimmt waren. Bei dem unaufhörlichen Räsonieren Unerbener, bei der Notwendigkeit, mit den finanziellen Hilfsmitteln zu sparen, bei der Eiferfucht kleiner Geister gegen große Talente war zu besorgen, daß dem österreichisch-ungarischen Generalstab jeder Kreuzer vorgeworfen werden würde, den er für Südtirol verausgabte hatte. Die leitenden Männer, Feldmarschall Erzherzog Friedrich und sein Generalstabschef Freiherr von Conrad nahmen jedoch die Verantwortung auf sich und waren entschlossen, alles über sich ergehen zu lassen, um nur dem italienischen Feind gerüstet entgegenzutreten zu können. Der moralische Mut, in den schwierigsten Lagen fest auf seinem Entschlusse zu verharren, ist nicht weniger hoch zu schätzen als Kaltblütigkeit im Granatenfeuer und Kugelregen. Das Maria Theresienkreuz wird denjenigen verliehen, welche eine ruhmvolle Waffentat vollbracht haben, ohne hiezu den Befehl von oben abzuwarten. Welcher Lohn aber geziemt Männern, welche das Reich durch einen großen Entschlusse gerettet haben, der ihnen durch diplomatische Unterhandlungen schwer genug gemacht worden ist? Die Vorbereitung zur Verteidigung der österreichischen Südgrenze gehört zu den größten Geistesstaten des mit Heldenkraft geführten Krieges.

Dolomitenkämpfe.

Tiroler Front; 14. Juli.

Der Feind, dessen im Tal des Boite vorführende Truppen vor kurzer Zeit beim ersten Kanonenschuß nach einer hastigen Verbeugung „Rehrt euch“ gemacht hatten, verstärkte seine Kräfte. Er konnte nicht verschmerzen, bei der ersten Gelegenheit das in der *Dsteria di Fiammes* so verlockend winkende Frühstück versäumt zu haben und möchte es beim nächstenmal einholen. Nun spielt er den großen Herrn in *Cortina*; dem Hauptort der „31 Fraktionen“ zählenden Gemeinde *Ampezzo*, der einst die Republik Venedig den Ehrentitel „*la magnifica*“ verliehen hatte. Er hat sich dort ganz häuslich eingerichtet und süßt sich in den lieblichen Willen, die den Ort wie ein Blumenkranz säumen, sehr wohl. Auf der Galerie des hohen, freistehenden Glockenturmes haben die Bersagliere ihre Signalstation eingerichtet, die mit der weiter nach Norden vorgeschobenen einer Alpiniabteilung korrespondiert.

Die Bewohner der Gemeinde betrachten ihre Herren „Erlöser“ mit sehr gemischten Gefühlen. Manche haben es vorgezogen, gleich in der ersten Zeit, als noch eitles Wohlgefallen herrschte, lieber den allgewohnten Schutz aufzusuchen und weiter in das Innere Tirols zu ziehen. Die Nachrichten, die ihnen dort von Zeit zu Zeit wurden, stimmten sie nicht sehr heiter. Die Erlöser traten sehr gebieterisch auf und waren nur schwer zu befriedigen. Das Beste war ihnen nicht gut genug. Das Schlagwort der ersten Tage „*siami tutti fratelli*“ war als solches verhallt. Die glühendsten Verehrer der Brüder aus dem Königreich trauten sich bereits bedenklich die Köpfe. Sie hatten sich die Befreiungsgeschichte doch ganz anders vorgestellt. Nun wurden auch sie gerade so drangsaliiert wie die anderen. Die fortwährenden Verhöre über Stärke, Stellung, Verfassung und Stimmung bei den „*Austriacos*“ wurden zu einer drückenden Last. *Corpo di dio!* Warum versuchen die Signori nicht, sich so darüber Gewißheit zu verschaffen, wie ihre Gegner, deren Patronillen nahezu täglich fast bis in die Mitte der Gemeinde vorprellten, was immer Konfusion, von Wettern und Fischen begleitet, hervorruft. Natürlich war nach Meinung der Fratellis dabei immer Verrat im Spiel. Die armen Geiseln mußten dann für den Mangel an Disziplin bei den Erlösern büßen.

Wir in unseren befestigten Stellungen, die dem frechen, ruchlosen Einbrecher einen gewaltigen Miegel vorschieben, sehen wohlgenut der Entwicklung kommenden Ereignisse entgegen. Wir freuten uns darüber, daß der Falsche die Maske endlich gelüftet hatte. Monate hatte er sich auf den Einfall vorbereitet und jetzt zögert er noch immer. Wir haben die Frist wohl genützt. Unsere Patrouillen sind in stetem Kontakt mit dem faumseligen Gegner. Ebenso genau sind unsere Beobachtungsposten über ihn informiert, die hoch oben in luftigen Höhen hausen. Wir wissen, der Feind hat sich auf eine gemischte Brigade verstärkt, die mit Gebirgs-, Feld- und schwerer Artillerie betieft ist. Der Feind aber tappt über uns im Dunkeln. Bis zum Beginn des Krieges durch sein weitverzweigtes, vorzüglich eingerichtetes Spionagesystem glänzend unterrichtet, hat dieses nun plötzlich verjagt. Seine Nachrichten sind spärlich und verworren.

Nun hat er sich endlich zum Vorgehen entschlossen; Meldung auf Meldung läuft darüber ein. Eine dicke Kolonne mit zahlreicher Artillerie schlängelt sich vorsichtig im Tal des Boite auf der unseren Touristen wohlbekannten Straße nach *Toblach* heran. Eine zweite, schwächere biegt von *Cortina* auf die *Strada di Valbona* ab. Unser Kommando hält alle Abschnitte der Verteidigungslinie unausgeseht am Laufen. Wir sind im Stande, das Fortschreiten des Gegners auf der Karte zu verfolgen. Wir sind in freudigster Erregung. Endlich naht die Stunde, in der wir unsere Kräfte mit jenen des Feindes messen können. Wir legen im Eifer Skizzen an, in die die Lage beim Gegner auf Grund der Mitteilungen eingezeichnet wird. Es ist wie beim Kriegsspiel. Wir die rote Partei, der Feind die blaue. Die Meldung trifft ein, bei *Sia di Fiammes*, einer Mühle, neben der der Boite überbrückt ist, überschreite ein Bataillon den Fluß und marschiert am rechten Ufer nach Norden weiter. Flugs huschen die Blaustifte über das Papier und stellen die Lage fest.

Der Beobachtungsposten, der am *Col di Rosa* hinter Felsen lauert, hat die Kompanien abgezählt. Wir erraten sofort die Absicht des Feindes. Das Bataillon

Soll über den Fiorenzaſattel in das Tal des Travenanzesbach hinabſteigen und uns vom Weſten paden. Es wird kein Glück haben. Dort muß es in den Bereich unſerer Sperrn gelangen, die das Fanestäl und den Weg zum Dimojoch abſchließen. Dort hat die Nachricht ſtürmiſchen Jubel gefunden. Nur ein leiſes Bedauern leiht auf, daß es keine Alpini waren. Die hatten bei den Standſchützen manches am Kernholz. Aber Verſaglieri ſind auch keine ſchlechte Sorte. Unter der uralten Linde, auf der grünen Halde, die die unſichtbare Stellung umgab, ſtanden die Offiziere und ſuchten mit ihren Gläsern die Gegend um den Fiorenzaſattel ab. Unter blühendem Gerank klappten an dem mächtigen Baum noch die Wunden, die die Säge unſerer Pioniere ihm ſchlugen, als ſie einzelne die Fernſicht behindernde Aſte entfernten. Unter uns leht, in ſilbernem Abrengewoge verſteckt, ein tiefer, ſchmaler Waſſerriß zu Tal. Flechtwerk und Stachelbrauzäume verſperren ihn ſo, daß hier ſelbſt ein geſchmeidiges Wiefel nicht durchkommt. Im Tale blühen noch Kaſtanien, die Chriſtbäume, an denen die Kerzen brennen. Auf dem weiten Kranz der Berge ruht der Himmel in wunderbarem Blau. Aus Süden zieht der ſchwere Dunſt des Sommers herauf. Dort liegen die drei Gipfel der Toſana-Gruppe.

Die furchtbaren Steilwände ſteigen aus dem Tal empor und türmen ſich himmelan. Die Felſen erglänzen im hellen Sonnenschein, in den zahlloſen Rufen und Spalten ſchimmert ſattes Blau, die zerſägten Grate und Zäen funkeln. Um uns jubilieren die Singdroſſeln und aus dem nahen Fichtenwald hören helle Vogelſtimmen. Dieſe friedliche Stimmung unterbricht plötzlich lauter Kanonendonner. Aus der Richtung der Ruine Peutelſtein dröhnt er herüber. Dort beſchießt die feindliche Artillerie vermutlich die Befestigungen bei Pauſes. Das Feuer ſchwilt immer ſtärker an. Gehäupft hallt die Erwiderung aus unſeren Geſchützen. Die mächtigen, faſt ſenkrechten Felſenwände, die zwiſchen uns und ihnen zum Himmel ſtreben, halten den Schall auf.

Nun kommt auch an uns die Reihe. Vom Fiorenzaſattel ſteigt der Feind herab und folgt dem Weg, der zur Brücke Ponte Alto führt. Viel zu langſam für unſere Ungeduld. Patrouillen taſten heran. Sie kriechen wie die Schnecken, ſtrecken, wie ſie, ihre Fühler aus und ziehen ſie wieder zurück. Wo iſt die gerühmte Schneidigkeit?... Wo der vielfach geprieſene ſpringende Schritt?... Theatraliſches Flitterwerk im Frieden, den Fremden die Augen zu blenden. Schon lange hat die Sonne ihren Zenith überſchritten und noch immer treiben ſie ſich in den Wäldern des Col di Roſa herum. Wir möchten ihnen aus vollen Lungen ihr „Avanti“ entgegenſchreien, aber jeder Laut iſt ſtrengſtens verboten. Selbſt für die ſichblütigen Standſchützen eine ſchwere Sache.

Endlich geht die Geduldprobe zu Ende. Gebücte Geſtalten ſchleichen über die grandioſe Schlucht, die unter der Ponte Alto achtzig Meter tief hinabſtürzt. Eine Spitze ſolat. Dieſſeits der Klamm bleiben ſie wieder ſtehen. Sie beraten. Dann geben ſie Zeichen nach rückwärts. Wieder eilt ein Trupp von 12 Mann über die Brücke, der ſchlägt den Weg gegen die Alpenhütte Progoite am Hange des Ballon Bianco ein. Die erſten biegen in das Fanestäl ab und geben Flaggensignale. Eine dritte Gruppe bleibt am rechten Travenanzufer am Wege, der zur Brücke an der Mündung der Aqua di Campo Croce in den obgenannten Bach führt. Nun überſchreiten die Italiener in kleinen Abteilungen, die in großen Abſtänden einander folgen, im Lauffchritt den Ponte Alto. Es iſt ein langweiliges Vorwärts-

fammeln der Kolonne. Noch immer gucken unſere Offiziere durch die Lindenzweige. Die Italiener klettern den Steig empor, der ſich ſteil zu uns heraufwindet, an Schluchten vorüber, die kluſſenartig in den Berg hineintragen. In unſeren Deckungen herrſcht atemloſe Spannung. Die Linke umkrampft den Stutzen, während die Rechte noch raſch die ſpärlichen Grashalme an der Böschung der Schießſcharte niederdrückt, damit ſie nicht das Zielen verhindern.

Da kracht auf einmal ein Schuß. Ein Verſaglieri hat ihn abgegeben. Wem galt er?... Soweit das Auge reicht, iſt niemand ſichtbar. War ihm vielleicht das Gewehr zufällig losgegangen?... Oder hoffte er, uns durch dieſen Schuß zur Feuerabgabe zu veranlaſſen?... Dann erwies ſich die Rechnung als falſch. Aber die Italiener ſtuyten. Ihr Vorgehen ſtockt. Der Schall des Schusses läuft den Wald entlang, fliegt in die Schlucht hinab, klopft die ungeheuren Wände der Toſana hinauf, die den Widerhall vervielfacht zurückwerfen. Nur mehr einige Schritte trennen uns vom Gegner, der die grüne Halde um uns, auf der Alpenblumen prangen, zögernd betritt. Er breitet ſich aus, bildet eine ſchlüſſere Schützenlinie. Da ertönt das ſehnuſuchtsvollſt erwartete Zeichen zum Feuerbeginn. Es kracht förmlich wie eine Salve, ſo raſch fahren die

Finger an die Zügel. Dem Feinde hat es den Atem verſchlagen. Er hatte uns in dem Scheinbau vermutet, der hoch über uns, nur mangelhaft markiert, ſich vom Umgelände abhob.

Ein Überſchlagen, Kollern und Stürzen hebt an, das die Tiroler mit Jauchzern begleiten. Unſere Geſchoſſe räumen gewaltig unter dem Gegner auf. Nirgends ein Schutz gegen ſie. Er muß zurückſluten. Erſt an einer der Kluſſen hält er wieder und nimmt ein ſpärliches Feuer auf. Er weiß nicht, wohin es zu richten ſei, ſeine Geſchoſſe irren nach allen Seiten herum. Seine Verluſte mehren ſich. Er entſchließt ſich, wenn auch ſichtlich widerwillig, zum Rückzug, denn er ſieht ein, hier iſt heute nichts mehr zu machen. Es iſt eine verpſuchte Geſchichte. Während eine Nachhut die Kluſſe hält, überſchreitet die Haupttruppe wieder den Ponte Alto und geht — dieſmal von unſerem ſicheren Feuer begleitet — gegen den Fiorenzaſattel zurück. Stillſch von uns im Tale des Boite tobt der Kampf ununterbrochen weiter, manchmal trägt der Wind auch den Schall des Gewehrfeuers herüber.

Als die feindliche Nachhut das Geſecht abbricht und gegen die Brücke zurückgeht, folgen ihr ſofort Patrouillen. Bald melden ſie, den Gabelpunkt der Täler bei Ponte Alto hielten ſtärkere feindliche Kräfte beſetzt. Die Dämmerung ſinkt herab. Aus den Tälern kriechen Schatten heraus. Unſer Kommandant befiehlt einer Kompanie, den Feind von der Brücke zu vertreiben. Die Leute eilen in mächtigen Sprüngen die Halde herab. Bald krachen ihre Büchſen unten im Tal. Die telephonische Meldung unſeres Kommandanten an das Gruppenkommando veranlaßt dieſes, auch aus dem Pauſes abſchnitt eine Kompanie durch das unterſte Travenanzetal vorzubefehlen. Sie ſoll den Feind beim Ponte Alto in dem Rücken faſſen. Bei Pauſes dauert aber der Kampf noch an. Dort ſtrengt ſich die Hauptkraft der Italiener an, die Stellung zu durchbrechen. Stunden enteilen, bis ſie endlich die Vergeblichheit ihrer Verluſte einſehen und den Angriff nach empfindlichen Verluſten aufgeben. Während deſſen kämpft die Kompanie am Ponte Alto mit feindlicher Übermacht.

Nr.:

TAG:

Was tut es? Der Tiroler zählt seine Feinde nicht. Er vertraut auf seinen sicher treffenden Stutzen, auf seine markigen Fäuste. Die Kompanie hält wacker stand und fesselt die Aufmerksamkeit des Feindes vollständig. Schon ist der Mond aufgegangen und badet die Gebirge in seinem Silberlicht. Nun geht das Zielen besser. Die Italiener ducken sich hinter Felsblöcken, suchen am Waldrand hinter mächtigen Stämmen Schutz gegen die nie fehlenden Geschosse ihrer grimmigen Gegner. Das helle, über den ragenden Spitzen bläulich stutende Licht spielt in den zerrissenen Wänden und Schrunsen. Trotz der fast taghellen Beleuchtung sieht der Feind nichts von dem drohenden Verderben, das von Pauses her kommt. Wie gebannt sind seine Blicke nur auf die Kompanie am jenseitigen Talrand gerichtet. Inzwischen schleicht die Kompanie von Pauses im Rücken der Italiener heran. Ein kurzes Feuer prasselt in diese hinein, dann stürzt sie sich hell jauchzend mit dem Bajonett auf die Verhafteten. Die wirbeln herum, stieben entsezt auseinander, stürzen in wilder Flucht den Weg zum Sattel hinan, suchen in rasendem Lauf den schützenden nahen Wald zu erreichen. In wenigen Augenblicken sind sie verschwunden. Die Front ist vom Feinde frei, der eilig über den Fiorenzasattel abzieht und zahlreiche Gefangene in den Händen der Sieger zurüklässt, die an keiner Stelle von ihren Reserven Gebrauch gemacht hatten. Zum zweitenmal ziehen die Feinde hungrig und durstig an der lodenden Osteria di Fiammes vorbei, ohne ihren Gelüsten frönen zu können. Beim drittenmal wird es auch nicht anders sein.

L. v. B.

BRANDT, Raf

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 204

TAG: 24.7.1915

Die Kämpfe bei Prasznyz und Biechanow.

Von unserem zum deutschen Ostheer entsandten Kriegsberichterfasser.

Biechanow, 20. Juli.

Nachdem die Armeckeitung unter Gallwitz in umfassender Weise den Angriff vorbereitet hatte — Vorbereitungen, die trotz der Sorgfalt, mit der sie ausgeführt wurden, den Russen völlig verborgen blieben — begann in der Nacht vom 12. zum 13. die planmäßige Beschließung der russischen Stellungen. Als sich die Artillerie an den vorhergehenden Tagen einschob, wurden die russischen Führer unruhig. Sie nahmen aber an, daß es sich um einen der vielen kleinen Versuche handelte, die in den vergangenen Wochen zur Fortnahme kleiner Stellungen geführt hatten. Als noch um Mitternacht Ruhe herrschte, wurden sie in dieser Meinung bestärkt, und unsere gewaltige Kanonade, die gegen 4 Uhr morgens begann, traf die Russen meistens in tiefem Schlaf. Punkt 8 Uhr setzte unsere Infanterie auf der ganzen Front zum Sturm an.

Auf dem westlichen Flügel wurde Hügel 164 westlich der Eisenbahn Mlawa—Biechanow eine Viertelstunde später im glänzenden Sturm lauf genommen. Auf dem östlichen Flügel waren die Stellungen bei Grudusk in der gleichen Zeit in unserer Hand. Die russischen ersten Linien wurden so im starken Anprall übercrannt. Viele Geschütze und Maschinengewehre fielen den Stürmenden in die Hand. Allein an der zerstörten Kirche von Grudusk sah ich fünf russische Feldgeschütze stehen.

Gegen Prasznyz wurde der Durchbruch in Form einer Bange angelegt, indem die Stellung westlich und östlich Prasznyz erzwungen wurde; die Truppen versuchten sich hinter Prasznyz wieder zu vereinigen, so daß die Russen gezwungen wurden, die starke Stellung bei Prasznyz selbst aufzugeben. Nach der glänzend durchgeführten „Bange von Prasznyz“, die ihren Namen in der Kriegsgeschichte haben wird, schlugen die wieder zusammengefaßten Divisionen gleich einem Hammer die russische Hauptstellung bei Sbitki ein. Diese außerordentlich starke festungsähnliche Linie zog sich über Bogate, Sbitki, Dpinogora nach Biechanow. Es wurde hier nachdrücklicher Widerstand geleistet, aber die Artillerie ebnete die Stellung zum Teil einfach ein. Die Wider aus den

russischen Schützengraben bei Grudusk waren matt gegen den furchtbaren Eindruck bei Dpinogora. Die russischen Pioniere hatten hier ein sauberes feldmäßiges Festungswerk geschaffen, das völlig mit dicken Holzbohlen unterkleidet, mit besonders kräftigen Rücken- und Seitendeckungen außerordentlich stark schien. Die Drahthindernisse lagen versenkt vor der Höhenstellung. Die deutschen Granaten hatten ganze Grabensfüße mit samt den Verteidigern auseinandergerissen, so daß nur unkenntliche Überreste geblieben waren. Nach dem, was ich hier sah, müssen die russischen Verluste entsehrlich gewesen sein, denn in vielen Abschnitten lagen Mann bei Mann der Verteidiger tot in den Gräben. Auch der Sturm war nicht leicht, aber er erfolgte schnell und durchschlagend. An einer Stelle wußten die Russen unseren unermüdblichen Truppen, die sich schon drohend gegen Pultusk schoben, nichts als die 14. Kavalleriebrigade entgegenzustellen, die den rasend schnellen Vormarsch, koste es, was es wolle, wenn auch für kurze Zeit, zum Stehen bringen sollte, um Gelegenheit zur Sammlung zu geben. Ein Regiment Kosaken und ein Husarenregiment ritten an. Unsere Infanterie lag gedeckt in einem Kartoffelader. Sie wartete ruhig, bis die Reiter auf 300 Meter heran waren, dann eröffnete sie Schnellfeuer. Maschinengewehre setzten ein. Die Wirkung war vernichtend, ein Chaos von gestürzten, schlagenden Pferden, sterbenden Reitern. Nur ein winziger Bruchteil der Brigade konnte sich retten. Ein tapferes, aber nutzloses Opfer, denn wir stehen vor dem äußersten Gürtel der feldmäßigen Befestigungen von Pultusk. Der westliche Flügel ging inzwischen, nachdem er Truppen über die Bahn geschoben hatte, gegen Biechanow vor. In einer Reihe von kleineren Einzelgefechten brach er den stets wieder einsetzenden Widerstand der Russen.

Nachdem der taktische Durchbruch gelungen war, wurde die russische Stellung aufgerollt. Nicht vor Biechanow und im Ort selbst war noch Gefecht. Am 16. um 6 Uhr morgens wurde Biechanow besetzt und mit augenblicklicher Schwenkung gingen die Truppenteile weiter. Am 17. morgens 4 Uhr wurde Ponsk von den Russen geräumt und der westliche Flügel steht im Vorfeld von Nowo-Georgijewsk. Das außerordentlich geschickte, fast geniale Verteidigungssystem in diesem Raume hat den Russen nichts genützt. So wichtige Zwischenstellungen wie die beherrschenden Höhen von Vorne wurden

von uns auf einen Anlauf genommen. Die gründliche Vorbereitung, Führung und der Sturmeifer unserer Truppen warfen den überraschten Gegner auf allen Punkten. Nicht um den Trümmerhaufen Prasznyz, von dem vielleicht noch vier Häuser stehen, nicht um das kümmerliche Nest Biechanow, sondern um den Weg, die russische Armee völlig zu vernichten, handelte es sich. Auf diesem Wege sind unsere Truppen in diesen letzten schweren, aber leuchtenden und hochgemuteten Siegestagen wieder ein kräftiges Stück vorwärts geschritten.

Rolf Brandt

Der Verlauf der zweiten Schlacht gegen die Italiener.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Kriegspressquartier, 29. Juli, ausgegeben um
9 Uhr abends.

Nach zehntägigem Ringen, das an Festigkeit selbst im gegenwärtigen Krieg nur wenige Seitenstücke aufzuweisen hat, ist die zweite Isonzoschlacht zu Ende gegangen. An dem unerschütterlichen Widerstand der österreichisch-ungarischen Truppen, die die Südwestmark der Monarchie schirmen, ist die italienische Frontwelle abermals zusammengebrochen. Zum zweitenmal in diesem Monat hat ein tagelanger, mit beispielloser Wut geführter Kampf, eine Offensive, die mit gewaltigem Aufwand an Menschen, Geschützen und Munition durchgeführt wurde, völliges Fiasko erlitten.

Die Isonzofront, die von der Adria bis zum Kärntner Gebirgswall dem Einfall des Feindes wehrt, ist mit ihren vorgeschobenen Bollwerken gänzlich in der Hand unserer Truppen geblieben, trotzdem die Italiener alles daran setzten, sich vorzuarbeiten. Daß die beiden Durchbruchsoffensiven in so kurzem zeitlichen Abstand aufeinander folgten, beweist deutlich den Willen der italienischen Heeresleitung, um jeden Preis ohne alle Rücksicht auf die Opfer am Isonzo durchdringen zu wollen. Und das ist leicht verständlich, wenn man bedenkt, daß nach zwei Kriegsmontaten die italienische Armee nicht einen einzigen Schritt vorwärts gekommen ist. An den Tiroler Felsen und an den Kärntner Bergmassiven hat sich die italienische Aktion bisher nie zu einer ernstlichen Angelegenheit entwickelt; einzig an der Isonzolinie schien eine Forcierung wegen der Terrainverhältnisse möglich.

Konzentration des Feindes.

Nachdem die erste Offensive abge schlagen war, glaubte man durch einen noch energischer und mit noch größeren Massen geführten Stoß die österreichisch-ungarische Front doch schließlich so erschüttern zu können, daß ein Vorbrechen möglich wäre. Um den Erfolg sicherzustellen, gingen die Italiener diesmal viel konzentrischer zum Angriff vor als beim erstenmal. Hatte sich damals die Offensive eigentlich über die ganze Isonzofront erstreckt, so wurden

diesmal die Kräfte auf einem verhältnismäßig kleinen Abschnitt zusammengezogen. Auf das Plateau von Doberdo und den Görzer Brückenkopf konzentrierte sich die ganze Gewalt des Ansturmes. In der Pause zwischen den beiden Schlachten wurde hier noch weitere Artillerie massiert und 17 Divisionen, also wohl 200.000 Mann wurden bereitgestellt, die Offensive vorzubereiten. Eine ungeheure Zahl für das schmale Frontstück. Und dabei meist frische, völlig ausgeruhete, tadellose Mannschaften.

Die österreichisch-ungarische Front

gegen die sich die Stürme der zweiten Isonzoschlacht richteten, verläuft von den drei heiß umstrittenen Stützpunkten des Görzer Brückenkopfes Podgora, Peuma und Slavica über St. Andrä gegen Rubbia zur Baktion des Plateaus von Doberdo. Vor Rubbia überschreitet die Front die Wippach und hält sich dann an den steilen Hang des Plateaus, das sich bei Sagrado vom Isonzo entfernt und längs eines Kanals zum Meer läuft. Sie berührt die Orte Polazzo, Redipuglia, Vermegliano und Selz, um deren Besitz die Hauptkämpfe der Schlacht gingen. Sehr schwere Angriffe richteten sich namentlich gegen Polazzo und Redipuglia, weil hier ein Höhenrücken weit in die Ebene hinaus vorspringt.

Am achtzehnten begann die Schlacht. Im Morgengrauen nahm die italienische Artillerievorbereitung ihren Anfang. Sie war von fürchterlicher Gewalt. Mit Feldkanonen, leichten Haubitzen, 14,9 Ztm. Haubitzen und schweren Kalibern von 21 und 28 Ztm. überschütteten die Italiener unsere auf dem letzten letzten Plateau eingegrabenen Truppen stundenlang mit ständig sich steigender Wut. Eine höllische Kanonade, bei der ungeheure Mengen von Munition verbraucht wurden.

Wütende Nahkämpfe.

Als der Feind die Stellungen erschüttert glaubte, ging Infanterie zum Sturm vor. Tiefgegliedert gingen die Kolonnen an. Wirklich kamen Abteilungen in die vordersten Deckungen, wo es alsbald zu wütendem Nahkampf kam. Bajonett und Kolben und Handgranaten entschieden in dem Mann gegen Mann geführten Grabenkampf. Minenwerfer wirkten. Vergeblich suchten die Italiener mit ihren Sprengrohren Erfolge zu er-

zielen, sie mußten zurück. Unsere Mörser krönten das Werk dieses Tages. Ihr prachtvolleres, sicher gezieltes Feuer schoß fünf feindliche Batterien zusammen.

Am neunzehnten flammte die Schlacht von neuem auf, diesmal auch mit voller Wucht am G ö r z e r Brückenkopf. Durch Weingärten kam die erste italienische Infanteriedivision nach abermaligem gewaltigen Feuer gegen Podgora heran. Leichenberge türmten sich, aber die Italiener ließen nicht locker. Auch hier wurden sie erst im Nahkampf zur Umkehr gezwungen. Aber so leicht gaben sie die Sache nicht verloren. Wieder setzte die Artillerie ein, grimmiger noch als am Morgen und abermals rannten dann die schütterten Schwarmlinien an. Vier Stunden lang währte das Kämpfen, dann mußte der Gegner zum zweitenmal zurück. Schwer stand die Schlacht an diesem Tage am Plateau von Doberdo, viermal setzten hier Angriffskolonnen bei Sdraussina gegen ungarische Landwehr an. Zurückgeworfen, verbissen sie sich jedesmal hartnäckig am Plateaurand. Auch bei Polazzo, Redipuglia, Vermegliano und

am Monte Cosich folgte Sturm auf Sturm, aber wenigleich die Italiener immer neue Mannschaften vorrückten, hielten unsere Braven stand. Und so ging es dann Tag für Tag weiter.

Der Berg in Flammen.

Am zwanzigsten unternahmen die Italiener abends einen mit fabelhafter Kräfteanstrengung durchgeführten Angriff auf den über das Plateau sich erhebenden Monte Michele, südlich Sdraussina. Ihr Artilleriefeuer, das den Sturm einleitete, war von unbefreiblicher Heftigkeit. Der Berg war buchstäblich in Flammen und Wolken und Erdfontänen eingehüllt. Die tapferen Verteidiger, auf die ein nicht endenwollender Hagel von Geschossen niederging, zogen sich schließlich zurück. Italienische Infanterie kam herauf, aber schon am nächsten Vormittag wurden sie von Reserven, die Generalmajor Boog heranzuführen, wieder heruntergesetzt. Ebenso ging es feindlichen Abteilungen, die sich bei Sagrado festgesetzt hatten und durch einen energischen Flankenstoß in die Flucht geschlagen wurden.

Doch noch immer kam die Offensive nicht zum Stehen. Cadorna setzte neue Divisionen ein. Die italienische Artillerie zog noch heftiger ins Zeug, ein Meer von Feuererschüden spie gegen das Plateau und gegen den Brückenkopf. Tag und Nacht ging nun die Schlacht. Der Feind grub sich gegen unsere Stellungen heran und unaufhörlich brach er aus seinen Deckungen heraus. Nachtangriffe bei Selz und Vermegliano scheiterten, ebenso Stürme bei Polazzo. Bei Sdraussina, wo unsere Truppen etwas zurückgenommen worden waren, räumte ein geschickt geführter und begeistert unternommener Gegenstoß die vorgedrungenen Italiener über den Haufen und trieb sie

in ihre alten Stellungen zurück. Bei Podgora und Penma holte sich der Gegner ebenfalls blutige Abfuhr. An einem einzigen Tag ließ er gegen Podgora nacheinander zehn Regimenter stürmen. Jedesmal ergab sich das gleiche Bild: Wo es feindlichen Kräften gelang, in die vordersten Verschanzungen einzubringen, wurden sie im Nahkampf wieder vertrieben.

Alle Stellungen blieben im Besitz der Verteidiger. Doch am nächsten Tag begannen auf der ganzen Front die Stürme aufs neue.

Abspannung beim Feinde.

Erst am Wochenende trat eine Abspannung ein, aber nur, um dann nochmals in einer Zusammenfassung aller Kräfte durchgreifend wiederum vorzubrechen. Aber auch die neuerlichen Angriffe bei Podgora, Polazzo, Vermegliano, Selz brachen gänzlich zusammen. Nach den letzten verzweifeltsten nächtlichen Stürmen, die den Feind Tausende von Menschenleben kosteten, erschöpfte sich seine Angriffskraft. Der von weit mehr als einer Viertelmillion Streitern gegen eine Minderzahl eingeleitete Niesenkampf war zugunsten der Verteidiger entschieden. Und das, obgleich den Feinden namentlich das Terrain am Brückenkopf von Görz mit seinen Weingärten, niederen Aufschwäbbern und Steinmauern zahlreiche Deckungen bot, obgleich es uns auf dem Karstterrain außerordentlich Schwierigkeiten bereite, geeignete Deckungen für die Verteidigung, besonders im Hinblick auf die Artilleriewirkung herzurichten.

Der Leichengeruch am Isonzo.

r. Köln, 20. Juli. Aus dem Kriegspressquartier meldet die „Köln. Ztg.“: Die Berge von Leichen, die sich vor den Stellungen der k. und k. Truppen erheben, werden nicht nur stündlich größer, der Leichengeruch entlang der ganzen Front des Schlachtfeldes ist bereits so unerträglich geworden, daß man aus Görz und anderen Orten aus allen Apotheken und Drogerien Parfüms und Nuchmittel in großen Mengen heranschafft, um den Truppen das Verweilen in solcher Atmosphäre zu erleichtern.

Die Beschießung der italienischen Küste.

r. Rom, 27. Juli. Die Agenzia Stefani meldet: Heute morgen bombardierten ein österreichischer leichter Kreuzer und vier Torpedojäger an einigen Orten die Bahulinie an der Adriatischen Küste zwischen Senigallia und Pesaro. Einige Granaten wurden auch gegen die Städte Faenza und Senigallia gefeuert. Fast gleichzeitig warfen Flugzeuge Bomben auf Ancona. Es wurde niemand verletzt und der Materialschaden ist gering.

Brandt, Roy

Der Narew-Übergang.

Die Einnahme von Rozan und Pultusk.

Von unserem zum Offizier entsendeten Kriegsberichterstatter.

Makow, 24. Juli.

Das erste Vorwerk von Rozan fiel am 19. Juli. Süddeutsche Truppen stießen in einem unerhört tapferen, 1600 Meter langen Sprung vorwärts und nahmen Höhe 132 links und rechts der Reichsstraße Pultusk-Rozan. Die genommene russische Stellung wurde sofort als deutsche Sturmstellung ausgebaut. Sie ist keine drei Kilometer von Rozan entfernt. Durch das Scherenfernrohr konnte ich deutlich die roten Dächer und Giebel von Rozan erkennen, ebenso die hohen Werke von Front 234, hinter denen die roten Ziegelbächer von Kasernen ziemlich unvorsichtig leuchteten. Die hübsche alte Kirche, auf deren Turm die russische Artillerie beobachtet worden war, wurde mit 40 Schüssen zertrümmert. Am 22. Juli wurde von norddeutschen Truppen Höhe 105 genommen. Von Höhe 132 konnte ich deutlich die vernichtende Wirkung unserer ganz schweren Artillerie beobachten, von der fast jeder Schuß sah. Gegen zwei Uhr zeigten die Russen eine weiße Fahne. Über 500 Russen wurden gefangen genommen. Die Höhe 132 hatte derweilen ziemlich unter russischer Artilleriefeuer zu leiden. Die Granaten gingen dicht neben dem Graben vorbei, der, weil die Front natürlich verändert war, keinen guten Schutz bot.

Am 23. Juli wurde Höhe 118 gegen 10 Uhr innerhalb zehn Minuten genommen, so daß der Kranz von festen Vorstellungen vor Rozan heute in deutschen Händen ist. Gleichzeitig begann in der Nacht vom 22. zum 23. Juli die Beschießung von Pultusk mit ganz schweren Kalibern, und der Narew-Übergang wurde artilleristisch mit ungeheurer Wucht vorbereitet. Unter dem Dröhnen der allerschwersten Geschütze schien die kleine Stadt Makow zu erzittern. Die eifrigsten Bewohner flüchteten in die Keller. Die scheinbar nicht erhebliche Artillerie der Festung wurde so niedergehalten, und die russischen Stellungen südwestlich von Boby mit schwerstem Kaliber zugebedt, ebenso wie der Brückenkopf von Zhmeliawo, der festungsähnlich ausgebaut war und den Übergang über den Narew bedeckte.

Gegen den Mittag des 23. Juli war das rechte Narew-Ufer hier und an zwei Stellen oberhalb in der Hand der Stürmenden, und die Pioniere begannen unter feindlichem Feuer mit dem Brückenschlagen. Unweit Gajo sah ich die wackeren, nackten Pioniermannschaften, wie sie ihre Schiffsbrücken über den Narew eben fertig bekamen. Die Sonne glänzte auf den weißen Körpern. Das russische Infanterie- und Maschinengewehrfeuer am anderen Ufer war von der vorgezogenen Feldartillerie zum Schweigen gebracht worden. Es war ein schönes Bild, das da herausleuchtete aus dem grünen Waldtal des Narew. Um so furchtbarer wirkten ein paar Kilometer weiter auf der Straße nach Pultusk die genommenen russischen Brückenkopfstellungen. Bei

Grudusk und Ostinogera habe ich den Erfolg der deutschen Artillerie sehen können und meinte, stärkere Wirkungen gebe es nicht. Dies hier war grauenvoller. Ganze Grabenstücke waren bis oben hin mit Toten, Sterbenden und Schwerverwundeten, die sich in die erhaltenen Teile gerettet hatten, buchstäblich gefüllt. Das Feld lag voll Toter, aber auch Verwundeter, die nach Wasser schrien. Russische Gefangene und deutsche Sanitäter arbeiteten mit allen Kräften, Hilfe zu bringen. Wieder bewunderte ich die unermüdlige Arbeitskraft der deutschen Sanitätsoldaten, von denen ich in diesen Tagen Wunder der Todesverachtung gesehen habe. Die russischen Verluste müssen hier über jedes Maß gegangen sein. Erstaunlich bleibt nur, daß die prachtvoll stürmenden deutschen Bataillone überhaupt noch Widerstand fanden, nachdem die Artillerie die Stellung einfach zu Klumpen geschossen hatte.

Am Narew unten war inzwischen die Pionierbrücke fertig geworden und die erste Kompanie überschnitt den Fluß. Russisches Maschinengewehr- und Infanteriefeuer setzte wieder ein, aber die Artillerie belegte den Wald so dicht, daß es bald verstummte. Unten am Narew-Ufer hinter einer kleinen bebuchten Insel lagerten inzwischen in der Abendsonne die Kompanien, die übergehen sollten. Von Dunst, Rauch und dem Jammer des Schlachtfeldes war hier nichts zu spüren. Der Fluß zog still, sich verbeiternd und wieder verengernd, zwischen den schönen grünen Waldufern hin. Die Leute, in allerbesten Laune, konnten kaum erwarten, den Narew zu überschreiten. Sie verschwanden drüber im Wald. Nachdem so am 23. die Vorstellungen

beider Festungen in unserem Besitz waren, wurden heute Rozan und Pultusk von den Russen geräumt. Der wichtigste Teil der Narew-Linie ist in unserer Hand.

Holf Brandt.